No 110. Bb 15
P. 21.
O
208

Hb 15.

<36605905160018

<36605905160018

Bayer. Staatsbibliothek

E 110

Mittheilungen

einer Reise

durch die südlichen Staaten

des

deutschen Bundes,

einen Theil der Schweiz, Tyrol, die Lombardei,

und

durch Piemont bis Genua,

im Sommer 1839.

Inf. Reg. Kronprinz.

Von

C. [Carl] v. Decker,

Königlich Preußischem Obersten.

Berlin, Posen und Bromberg,

Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.

1840.

Div. 3067

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Durch die Gnade Sr. Majestät meines Königs wurde mir im Sommer 1839 ein Urlaub zu Theil, den ich zu einer Reise nach dem südlichen Deutschland und Oberitalien zu benutzen beschloß, theils um diese Länder und insbesondere deren Militaireinrichtungen kennen zu lernen, theils um den ehrwürdigen Rhein einmal wieder zu sehen und mich an den Naturschönheiten des Südens zu erlaben. Mein Sohn, der als Lieutenant bei meiner Brigade steht, sollte mich begleiten, da es für einen jungen Offizier doppelt belehrend ist, eine so inter-

essante Reise in Gesellschaft seines väterlichen Freundes zu unternehmen.

Unser Reiseplan war in folgender Art entworfen worden: Von Königsberg in Pr. über Berlin, Kassel und Wiesbaden nach Mainz. Von da über Darmstadt, Karlsruhe nach Stuttgart. Sodann durch die nördliche Schweiz, über den Splügen nach dem Comersee und Mailand. Von dort nach Turin. Ueber die Schlachtfelder aus den Feldzügen Bonaparte's in Italien nach Genua, und dieser interessante Punkt mußte zugleich der südlichste Markstein unsrer Reise seyn, wenn wir mit der uns zugemessenen Zeit ausreichen wollten. — Von Genua über Mantua nach Verona, nebst einem Abstecher nach Venedig. Durch das Etschthal über den Brenner nach Tyrol. Nach München. Ueber Ingolstadt, Nürnberg und Leipzig, und über Berlin zurück nach Königsberg in Preußen, unsrer Garnison.

In wie fern wir diesen Plan mit Konsequenz verfolgt haben, oder warum wir hie und da von

ihm abzuweichen uns genöthigt sahen, wird aus den nachfolgenden „Mittheilungen" ersichtlich seyn.

Der Leser erwarte keine sogenannte Reisebeschreibung, dazu war die Zeit zu kurz, der Weg zu lang. Was ephemer aufgezeichnet worden ist, kann auch nur ephemer wiedergegeben werden. Ueber das allgemein Bekannte bin ich absichtlich flüchtig hinweg gegangen, um bei dem was mir von größerem Interesse schien, länger verweilen zu können, besonders in denjenigen Orten, die mein Fuß zum erstenmal betrat, und da gehn die Notizen gern in die Breite, was der Leser entschuldigen möge.

Da ich vermöge meiner militairischen und andern Schriften nirgend ganz als Fremdling hinkam, so durfte ich überall eine Aufnahme erwarten, wie sie einem alten Bekannten wohl zu Theil zu werden pflegt, aber meine kühnsten Erwartungen sind bei weitem übertroffen worden, und ich müßte ein Undankbarer seyn, wenn ich dies hier nicht öffentlich anerkennen wollte. Dennoch hat die Diskretion mir häufig verboten, Namen zu nennen, die

deshalb doch ewig in meinem Herzen leben werden, und so sage ich hiermit einem Jeden nochmals Dank für das Gute, was er mir und meinem Sohne auf dieser schönen Reise erwiesen hat.

Königsberg i. Pr., im November 1839.

C. v. Decker.

Inhalt
nebst Angabe der Entfernungen in Preußischen Postmeilen.

	Seite
Vorwort.	III

Erster Abschnitt.

Abreise von Königsberg	3
(Von Königsberg über Konitz bis Berlin 77 M.)	
Berlin. — Königs Geburtstag . . .	7
Kassel. — Wilhelmshöhe	18
(Von Berlin bis Halle 22½. — Kassel 27.)	
Wiesbaden	39
(Von Kassel bis Frankfurt 22. — Wiesbaden 4½.)	
Mainz	50
(Von Wiesbaden nach Bibrich ½ M. — Mainz (per Dampfschiff) ½ M.)	
Darmstadt	58
(Von Mainz bis Gernsheim (per Dampfschiff) 3 M. — Darmstadt (zu Lande) 1½ M.)	
Mannheim. — Heidelberg	77
(Von Darmstadt bis Gernsheim 1½ M. — Von Gernsheim (per Dampfschiff) 5½ M. bis Mannheim, und 2½ M. nach Heidelberg, so wie 2½ M. nach Mannheim zurück.)	

Seite

Karlsruhe. — Baden-Baden 98
(Von Mannheim per Dampfschiff bis Leopoldshafen 7½ M. — Karlsruhe (zu Lande) 1 M. — Baden-Baden 5 M. und nach Karlsruhe zurück 5 M.)

Ludwigsburg 123
(Von Karlsruhe bis Schwieberdingen 8 M. — Ludwigsburg 1½ M.)

Gmünd 150
(Von Ludwigsburg bis Gmünd 6½ M.)

Abreise von Gmünd. — Grenze von Würtemberg 176

Zweiter Abschnitt.

Eintritt in die Schweiz. — Schaffhausen 187
(Von Gmünd über Tübingen bis Schaffhausen 27¼ M.)

Konstanz 196
(Von Schaffhausen bis Konstanz 6 M.)

Boden-See. — Rohrschach. — Ragatz . 205
(Von Konstanz per Dampfschiff bis Rohrschach 5 M. — Ragatz 10¼ M.)

Pfäfers 213

Rheinübergang. — Viamala. . . . 229
(Von Ragatz bis Chur 3 M.)

Splügen. — Eintritt in Italien . . . 239
(Von Chur bis Splügen 7½ M. — Chiavenna 6¼ M.)

Comersee 250
(Von Chiavenna bis Colico 3¾ M. — Domaso über den See ½ M. — Como per Dampfschiff 10 M.)

Seite

Mailand 262
(Von Como bis Mailand 6½ M.)

Reise nach Turin. — Erste Reprise daselbst 275
(Von Mailand bis Novara 5½. — Turin 12 M.)

Das Lager von St. Maurice . . . 302

Turin. (Zweite Reprise.) — La Veneria. — La Mandria 319

Alessandria. — Marengo. — Die Apenninen. — Genua. — (Südlichstes Ziel der Reise.) 337
(Von Turin bis Alessandria 13 M. — Genua 11¼ M. — Von Königsberg bis Genua 332¾ M.)

Antritt der Rückreise. — Mantua . . 355
(Von Genua bis Alessandria 11¼ M. — Piacenza 14¼ M. — Parma 9. M. — Mantua 9 M.)

Verona 361
(Von Mantua bis Verona 6 M.)

Rivoli. — Brixen 367
(Von Verona bis Roveredo 10 M. — Botzen 13½ M.)

Brenner. — Inspruck und bis München . 372
(Von Botzen bis Inspruck 16 M. — München 21 M.)

München 377

Schlußwort 391
(Von München bis Ingolstadt 10½ M. — Nürnberg 13¾ M. — Hof 19 M. — Leipzig 16¾ M. — Potsdam 19 M. — Berlin 4 M. — Bromberg 46¼ M. — Dirschau 18½ M. — Königsberg 19¾ M. — Von Genua bis Königsberg 280½ M. — Ganze Reise 613¼ Meilen.)

Erster Abschnitt.

Von Königsberg in Preußen bis an die Grenze von Würtemberg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Abreise von Königsberg.

Der Gedanke, von Königsberg i. Pr. bis nach Genua zu reisen, hat — wenn man die Karte von Mitteleuropa und die Berliner Elle als Maßstab zur Hand nimmt, etwas Schreckhaftes. Doch was sind anderthalb Berliner Ellen Wegelänge in unsrer sich selbst voraneilenden und vielleicht sich übereilenden Zeit, wo die Erfindungen eine über die andere koboldschießen, wo durch Dampf, Chausseen, Eilwagen und Omnibus die geographischen Räume zusammenschrumpfen und das Geld täglich wohlfeiler wird! Wer steht uns dafür, daß man sich nächstens auf eine Platte von Chlorsilber setzen und von der Sonne bescheinen lassen wird, um sich an einem heitern Sommertage von einem Erdpol zum andern zu transloziren. Da aber unser gutes Ostpreußen zwar eine berühmte Geschichte und viel rühmliches Altes, aber wenig Neues hat, so werden wir uns wohl vor der Hand noch eine feine Weile mit der heruntergesetzten Schnellpost begnügen müssen, mit welcher man schwerlich bequemer, aber bedeutend schneller fahren könnte.

In Marienburg würde der erste Gedankenstrich durch unsre Reiserechnung gemacht. Daß die Wasser-

fluthen der Nogat die Chaussee nach Dirschau im April d. J. durchbrochen hatten, war uns bekannt; daß aber diese Chaussee im August noch nicht wiederhergestellt war, weil man immer noch auf den Mindestfordernden wartete, hätte sich kaum vermuthen lassen. Allein kein Ding so schlimm, daß es nicht zu Etwas gut wäre! Während unsre Effekten in eines jener Ungethüme von Postwagen umgeladen wurden, die man damals „ordinaire“ nannte, als die Völkerschlacht bei Leipzig noch nicht geschlagen war, als die Reitenden-Artilleristen noch Stiefeletten trugen und die Kanonen noch mit Mauleseln zum Potsdamer Herbstmanöver fuhren, — ich sage während dieser Umladung, die deshalb nothwendig war, weil der scheußliche Landweg über Lichtenau nicht mit in Federn hängenden Wagen zu passiren war, gewannen wir Zeit, das berühmte Marienburger Schloß zu besehen, von dem ein milzsüchtiger Engländer gesagt haben soll, daß es für ein altes Schloß zu neu und für ein neues zu alt aussähe.

Schloß Marienburg verdient von jedem Passanten besucht zu werden und wird es auch. Die bunten Glasfenster des großen Rempters haben norddeutsche Berühmtheit erlangt und es sind Beschreibungen davon erschienen. Noch interessanter als die bunten Fenster, wo unter andern ein deutscher Ordensritter einem Preußischen Landwehrmann von 1813 — warum aber mit abgewandtem Gesicht? — die eiserne Hand reicht, ist — wenigstens für den Militair — das Zeughaus des Marienburger „Landwehrbataillons“, sowohl durch den Reichthum seines Inhalts als durch die musterhafte Einrichtung und Ordnung der Aufbewahrung. Wenn der Fremde das Preußenland betritt und in jeder Kreisstadt solche redende Zeugen Preu-

ßischer Wehrhaftigkeit erblickt, so muß er nothwendigerweise der Preußischen Landwehrverfassung Gerechtigkeit widerfahren lassen und wird glimpflicher über sie urtheilen als ein gewisser berühmter Lord von der Torypartheі, der denn auch nach Verdienst darüber berichtiget worden ist.

Nachdem unser „Ungethüm", wie es oben genannt wurde, bepackt war, ging die Reise nach Dirschau über Lichtenau vor sich. Einen ewigen Schleier über diese Höllenfahrt! in einem ehemaligen „Ordinairen", der am besten zu vergleichen ist, wenn man sich einen ägyptischen Mumiensarg auf das Untergestell eines Berliner Brauerwagens gesetzt denkt. Aber eben so möchte man am liebsten einen Schleier über die ganze Reise bis Berlin werfen. — Durch den unfreiwilligen Aufenthalt hinter Marienburg waren alle Restaurationspausen um volle vier Stunden verschoben worden, ungefähr so als wenn man eine Uhr um eben so viel zurückstellt. Wir hatten nur die Wahl, um zehn Uhr zu frühstücken, um sechs zu Mittage und um Mitternacht zu Abend zu speisen, oder auf alles Dreies zu verzichten, was einem doch nicht füglich zugemuthet werden kann, denn da bekanntlich auf den Zwischenstationen den Reisenden nur fünf Minuten Reprise zugebilligt sind, und ein Preußischer Schnellpostkondukteur sich an den Buchstaben des Gesetzes hält, es mag nun Tag oder Nacht seyn, so schlug jede Remonstration an ein taubes Ohr. Wir hätten allerdings unsre gerechten Klagen wie so viele andre Hungerleider in das Beschwerdebuch eintragen können, da aber diese Beschwerden immer erst nach einigen Monaten und meist immer zum Vortheil des verklagten Theils entschieden werden,

so würde unser Magen wenig damit gewonnen haben, der so gut seine Verfallzeit hat wie ein Staatsschuldschein-koupon. Nun wenn 'mal wieder die Chaussee zwischen den beiden Metropolen unsrer nördlichen Halbkugel unter Wasser gesetzt werden sollte, so wird man das schon besser einrichten, und dann wird man auch dem Postillon etwas weniger als 43 Minuten auf die Meile zubilligen, was in einem ebnen Lande, auf guten Chausseen und im hohen Sommer wirklich unerhört ist.

Außer in Dirschau ißt man nur noch in einem einzigen Orte der Preußischen Monarchie schlechter, und das ist in Halle; doch dieser Genuß stand uns noch bevor.

Nach einigen trüben Regentagen nahm das Wetter wieder einen anständigen Julicharakter an, und nach einer Fahrt von vollen siebenundsechzig langen Stunden auf nur siebenundsiebzig kurzen Meilen, deren weit mehr als funfzehn auf einen Breitengrad gehen, rollten wir in den Hof des weitschichtigen Berliner Postgebäudes hinein. Aeußerst bequem für den Ankommenden ist hier die Einrichtung, daß er bereits angespannte Wagen vorfindet, die ihn und sein Gepäck tarifmäßig dahin befördern, wohin er es haben will. Bei dieser Gelegenheit soll sich kürzlich ein spaßhafter Vorfall ereignet haben. Ein Reisender findet das Fahrlohn von funfzehn Silbergroschen zu hoch, dingt sich einen Eckensteher für zehn, dieser nimmt eine Droschke für vier, setzt sich mit dem Gepäck hinein, steckt die übrigen sechs Groschen in die Tasche und sagt: „So, lieber Herr! ich werde geschwinde voranfahren, kommen Sie nur immer sachte hinterdrein.“

Berlin. — Königs Geburtstag.

Wer nur wenige Tage in Berlin sich aufzuhalten gedenkt, thut am besten in einem Wirthshause zu wohnen, die freilich beinahe ohne Ausnahme viel schlechter und theurer sind als im südlichen Deutschland, und viel schlechter, als es für einen so noblen Ort wie Berlin sich rechtfertigen läßt. Wer dagegen längere Zeit hier verweilen will, findet in den sogenannten Hotels garni (unter denen sich Herr Horn am Gensdarmenmarkt — zum goldnen Bienenkorb — auszeichnet) ein anständiges, ruhiges und wohlfeiles Unterkommen.

Man macht den Berliner Garküchen den Vorwurf, daß sie schlecht sind; dies ist aber Verläumdung. Wer nicht etwa einen so feinen Gaumen hat wie ein Banquier, und sonst nicht völlig ausgehungert ist, findet „unter den Linden" in der ersten besten Restauration ein schmackhaftes, billiges und sehr anständig arrangirtes Mittagessen zu allen Tageszeiten; wer aber theuer, vornehm und um nichts besser essen will, gehe zu Herrn Jagor seel. Erben, dem renommirten Hof-Traiteur, der sich ein Rittergut und seine Sukzessoren einen brillant dekorirten

Saal zusammengekocht haben, wo auch — außer vielen Friedensfesten — noch vor kurzem erst das Fest zur Feier des Baierschen Erbfolgekrieges gefeiert worden ist.

Berlin verschönert sich mit jedem Tage, nicht — wie in der Provinz fälschlich behauptet wird — weil es sich besondrer Zuschüsse zu erfreuen hätte, sondern weil die Berliner ein rastlos thätiges industriöses Volk sind, weil sie Sinn für das Schöne und guten Geschmack besitzen, der durch die vielen Künstler, die dort leben oder verweilen, täglich neue Nahrung erhält; alles Dinge, die freilich immer kärglicher werden, je tiefer man nach Norden kommt. Wer Berlin in einer Reihe von Jahren nicht gesehen hat, erstaunt über die zahlreichen öffentlichen Verschönerungen, die fast lauter Privatunternehmungen sind. Hie und da macht freilich einer Bankerott; allein was thut das? Besser, als wenn die Leute Alles an den Magen wenden und dafür in ihren alten Spelunken wohnen bleiben. — Am meisten sieht man sich durch die Verschönerungen im „Thiergarten" überrascht. Vor dem Frankfurther Thore befindet sich ein Etablissement zweiter Ordnung, das den arroganten Namen „Neue Welt" führt, die aber sehr alt ist; hier im Thiergarten findet man wirklich eine neue Welt, ohne daß es angeschrieben steht. Mehre neue Straßen mit pallastähnlichen Häusern sind hier entstanden, so daß der Thiergarten zu beiden Seiten der Hauptalleen ein förmliches Stadtviertel geworden ist, worin recht vornehme Leute wohnen, zum Aerger aller Geschäftsmänner, die mit ihnen zu thun haben und jetzt eine Art von Reise machen müssen, um zu ihnen hinaus zu kommen. — Leider stoßen einige der neuentstandenen Straßen unter einem schiefen Winkel zusammen, was ei-

nen widrigen Anblick gewährt; doch das findet man selbst in der gewiß prächtigen Leopoldsstadt in Wien.

Einer unsrer ersten Gänge war denn auch vor das Potsdamer Thor zu der berühmten Eisenbahn, auf die sich der Berliner nicht wenig zu Gute thut. Die Gebäude im Bahnhofe sind allerdings imposant, aber was zur Fahrt selbst gehört, ist ärmlich, wie aus Papiermaché gemacht und verspricht wenig Dauer. Nun, wenn die Berlin-Leipziger Bahn, woran man rüstig arbeitet, erst fertig seyn wird, dürfte die Frequenz der kleinen jetzigen, die blos bis Potsdam geht, sich in Wohlgefallen auflösen, und bis dahin werden die gebrechlichen Wagen schon halten. — Wir wollten die Abfahrt eines Wagenzuges von dem Balkon der kolossalen Bahn-Restauration des Herrn Meyer mit ansehen, leider aber hatte er gestern seine Zahlungen eingestellt und das Gericht seine gastlichen Thüren versiegelt, was vorauszusehen war, denn das luxuriöse Etablissement stand in keinem Verhältniß mit dem Bedürfniß. Herr Meyer hatte wahrscheinlich darauf gerechnet, daß täglich Hunderte und Tausende von schaulustigen Gästen bei ihm einkehren und viel Geld verzehren würden, blos um die lieben Angehörigen nach Potsdam fahren zu sehen; allein darin kannte er seine Landsleute schlecht, die zwar unerhört neugierig, aber nichts weniger als schaulustig sind, worüber seit jeher die Theater-Intendanz Klage führte, wenn sie über leere Häuser schon bei der zweiten Vorstellung seufzte, während man zur ersten sich um ein Billet geschlagen hatte. Es gehört einmal in Berlin zum Ton, alles Neue das erste Mal zu sehen und davon läßt sich der Berliner nicht abbringen. Uebrigens ist es wirklich amüsant,

eine solche Eisenbahnabfahrt mit anzusehen, dieses Gekribble und Gewibble der hinzuströmenden Fahrtler und Fahrtlerinnen, die sich in den buntesten Gruppen unter summendem Geschwätz in der so eigenthümlich weichen berlinischen Mundart durch die schmale Eingangspforte drängen, und wobei doch zuletzt jedes Schäfchen sein Ställchen findet. Das Berliner Volksleben hat wirklich viel Originelles und Anziehendes, man muß sich nur in seinen Charakter hinein zu denken verstehen und nicht gar zu vornehm darauf herabsehn wollen. Und dieser weiche, von den Ausländern verspottete und doch so drollige Dialekt im Munde des weiblichen Geschlechts zweiter Ordnung, ist er nicht zehnmal angenehmer als das singende dreieckige Gequak der Leipziger oder das viereckige breitspurige der Weimaraner? Die Berlinerinnen mit ihrem „juten Jott" sind immer noch erträglicher als das „ei Herr Jeses" der Sachsen oder der „kutte Märgen" der Thüringer.

Heute besahen wir auch die als ein Geschenk von Sr. Majestät dem Könige für den türkischen Großherrn bestimmt gewesenen Festungsmodelle, welche in einem Seitenflügel der sogenannten „Akademie" aufgestellt sind. Sie hatten die Bestimmung, die angehenden türkischen Ingenieurs mit dem Wesen der ältern Fortifikation — denn von allem, was „bastionirt" heißt, wollen ja die modernen Kriegsmauerkünstler nichts wissen — bekannt zu machen, und sind aus der hiesigen Artillerie-Werkstatt unter der geschickten Leitung des Hauptmanns Blume höchst korrekt und sauber hervorgegangen, während der Ingenieurlieutenant v. Sontheim die Zeichnung dazu entworfen hatte. Diese schönen und sehenswerthen Modelle sind zwar für den Mi-

litair am belehrendsten, allein auch das große Publikum hat seine Freude daran gehabt, besonders in einem Militairstaate, wo alles was zum edlen Waffenwerk gehört selbst bei den Damen rege Theilnahme findet, die auch deshalb am liebsten mit schlanken Gardeoffizieren tanzen. Doch das findet man überall und nicht blos im Preußischen, denn schon Gustav Schilling sagt in seinem unverwüstlichen Humor, daß auf Bällen eine Uniform zehn Fracks den Laufpaß gäbe. Viele Wochen lang strömten Einheimische und Fremde nach der Akademie, um sich an der niedlichen und wirklich kunstreichen Arbeit dieser Modelle zu ergötzen. Das größte derselben stellt den Angriff einer Festung **à la Vauban** vor und hat die beträchtliche Länge von 36 Fuß bei 15 Fuß Breite, nach einem Maßstabe vom 216ten Theil der natürlichen Größe, so daß also auf einen wirklichen Zoll 216 verjüngte kommen; man hat dies aber in das Türkische übertragen, und jedem Modell ist ein eigner Maßstab in Silber gravirt beigefügt.

Die ebenfalls modellirten Angriffsarbeiten fangen natürlich mit den ersten Laufgräben an, gehen alle Stadien des Angriffs durch und enden mit den Breschbatterien, deren zerstörende Wirkung in den Bastionen der Festung wahrzunehmen ist. Das Terrain vor der angegriffenen Front ist eine grüne Ebene mit Fruchtfeldern, Gärten, Dörfern und anderm Anbau, gar niedlich dargestellt; alle Häuserchen, Bäumchen, Zäune und Hecken sind ganz allerliebst nachgebildet, das eine Dorf ist abgebrannt und nur die Feueressen sind stehen geblieben, in einem andern mehr rückwärts liegenden hängt Wäsche zum Trocknen auf der Leine, die Seen und Teiche sind sauber gemalt und der Wasserspiegel durch eine Glasplatte täuschend ähnlich

dargestellt; kurz, der Berliner findet hier eine förmliche Weihnachtsausstellung, nur unter ernsthaftern Prämissen. Die kleinen messingnen Kanönchen und Mörserlein in den Batterien, die Sappenkörbchen, die winzigen spanischen Reiter zur Vertheidigung der Breschen und hundert andre Details vervollständigen das Bild.

Außer dem großen Hauptmodell sind noch fünf kleinere, aber in weit größerm Maßstabe angefertigt, welche einige moderne Bauwerke darstellen, z. B. bedeckte Batterien, die neuerdings in Antwerpen eine große Rolle gespielt haben, und einige Sappenmodelle zum Auseinandernehmen, um die innere Konstruktion zu ersehen. Hier sieht man jeden einzelnen Sappeur in der Uniform der Preußischen Garde-Pioniere, wie er im Schweiße seines Antlitzes die mühe- und gefahrvolle Arbeit verrichtet, bald stehend, bald knieend, nachdem der Zweck es fordert, und alle Figuren so voll Ebenmaß, niedlich und sauber, daß jede Gräfin sie auf ihren Nippestisch setzen könnte. Auch ein Blockhaus und eine Art Montalembertscher Thurm sind modellirt und zum Auseinandernehmen eingerichtet, wobei auch das kleinste Detail nicht vergessen ist, wie in einem Baukasten, womit man gleich spielen möchte; überhaupt muß man diesen Modellen bei weitem den Vorzug vor den französischen geben, die nach dem zweiten Pariser Frieden mit nach Berlin gebracht wurden, und die vielleicht blos deshalb eine Berühmtheit erlangt haben, weil Ludwig **XIV.** als Kind mit ihnen gespielt haben soll. — Endlich sind auch noch einige sehr schön gearbeitete Geschützmodelle aufgestellt, die Röhre von wirklichem Metall, die Laffeten höchst elegant von Mahagoniholz, die Beschläge von polirtem Eisen. Wahrlich, diese

ganzen Arbeiten machen der Berliner Artillerie-Werkstatt die größte Ehre.

Einen höchst vergnügten Abend verlebte ich in Gesellschaft des Hofschauspielers Herrn Louis Schneider, gleich rühmlich bekannt durch seine Leistungen auf der Bühne als feiner Komiker, wie durch seine humoristischen schriftstellerischen Arbeiten und mehr noch durch seine reichen gediegenen Sprachkenntnisse, denn er schreibt und spricht fast alle lebende Sprachen. In der Unterhaltung mit diesem äußerst witzigen und dabei doch so gemüthvollen Humoristen verfliegen die Stunden wie Minuten. Neben einer gesunden Komik und einem ächten geistreichen Humor besitzt Herr Schneider auch eine eigne Kunst, launige Tischreden zu verfertigen, von denen er einige zum Besten geben mußte, die weit eher zum Druck sich eignen möchten als das fade Zeug, was dem Publikum häufig in privilegirten humoristischen Blättern durch den Preßbengel aufgedrungen wird. Der launige Vortrag hatte die kleine Gesellschaft in eine überaus heitre Stimmung versetzt, die Witzfunken sprühten und allerhand Späßchen kamen aufs Tapet. Unter den Anekdoten war folgende eine der pikantesten. Der Buchhändler B.... lebte mit seiner Frau in Unfrieden und schickte sie ihrem Vater nach Hamburg zurück, bediente sich aber dabei eines gewöhnlichen Remittentenzettels. Der Herr Schwiegervater schnitt blos die beiden untern mit Perlschrift gedruckten Zeilen*) ab und sandte sie als Quittung mit der Dame zugleich dem Ehemann wieder zu. — —

*) „Aufgeschnittne und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen."

der Setzer.

Am folgenden Morgen besuchten wir den Thiergarten und tranken im „Odeum“ bei Herrn Kühne Kaffee. — Das Odeum ist eine großartige, mit dem höchsten Luxus ausgestattete Restauration in der Hauptallee, die nach dem Hofjäger führt. Man findet hier einen großen, äußerst geschmackvoll dekorirten Saal, einen Vorder- und Hintergarten mit Gewächshaus, und sogar einen Gasometer, der des Abends eine prachtvolle Beleuchtung liefert. Das Etablissement soll über hunderttausend Thaler gekostet haben und übertrifft an Eleganz den berühmten Sperl in Wien und Dormeyers Kaffeehaus in Hitzing bei weitem, wird sich aber schwerlich halten, weil die Anlage für das Bedürfniß des Berliners, der nicht den zehnten Theil so unmäßig im Essen und Trinken ist wie der Wiener, viel zu groß, auch die Unterhaltung überhaupt zu kostspielig ist. Allein wenn die Anstalt auch wirklich eingehen sollte, so kann jeder reiche Privatmann — also in Berlin ein Jude — mit leichter Mühe eine Villa daraus machen. Das Haupt- und die Nebengebäude sind mit Dorn'schen Dächern gedeckt, die immer mehr in Geschmack kommen und vielleicht zu den nützlichsten Erfindungen der bürgerlichen Baukunst gehören, dafern sie sich nämlich als dauerhaft bewähren, was man abwarten muß. Man trinkt bei Herrn Kühne ausgezeichnet guten Kaffee, was in Berlin viel sagen will.

Die Veränderungen, welche der Thiergarten in den letzten Jahren erfahren hat, haben seinen Werth für Berlin noch erhöht. Der unerträgliche Staub hat aufgehört, denn alle Hauptalleen sind chaussirt worden. Die frühern regellosen wüsten Waldpartieen sind zu parkähnlichen Anlagen im englischen Geschmack umgeschaffen, an den

Seen und Teichen laufen zierliche mit grünen Hecken oder blühenden Blumen eingefaßte Fußsteige, die einzelnen freien Rasenplätze sind mit Blumen verziert, genug, es ist keine Mühe, kein Geld und kein künstlerischer Aufwand gespart worden, um diesen großartigen Park, den Berlin vor fast allen europäischen Hauptstädten voraus hat, zu verschönern, und wofür die Berliner nächst ihrem huldvollen Monarchen auch dem genialen Gartendirektor Lenné nicht dankbar genug seyn können. Man hörte wohl früher die spöttelnde Aeußerung, die Berliner hätten nichts als ihren „Thiergarten", jetzt kann man die Redensart umdrehen: Andre Städte mögen Alles haben, aber sie haben doch keinen „Berliner Thiergarten".

Eigentlich wollten wir schon am 2. August abreisen, konnten uns aber die Freude nicht versagen, den Geburtstag des geliebten Königs noch in Berlin zu feiern. Der dritte August ist für jeden biedern Preußen ein heiliger beglückender Tag, an welchem von der Dange bis zur Saar und von der Warthe bis zum Rhein Millionen treue Herzen sich mit Segenswünschen für ihren guten König zum höchsten Geber alles Guten erheben, und vor Allen ist es das Militair, das diesen schönen Tag in allen Garnisonen freudig und festlich begeht. In Berlin ist jedoch der Soldat mit einer sogenannten großen Parade verschont, und man zieht es vor, ihn in seiner Kaserne zu speisen, wobei Jeder seines theuern Kriegsfürsten Gesundheit unter Pauken- und Trompetenschall und dem Donner der Kanonen trinkt und Ihm ein freudiges Lebehoch bringt. Die einzelnen Regimenter wetteifern darin, ihren Soldaten am dritten August einen frohen Tag zu bereiten, der dann mit einem Tanzvergnügen beschlossen zu werden

pflegt. Der frühere Chef der Lehr-Eskadron, Major v. H...., hat sogar zu diesem Behuf die große Reitbahn ausdielen und mit grünem Laub schmücken lassen, um der Eskadron einen glänzenden Ball geben zu können, den selbst seine Familie durch ihre Gegenwart verschönerte. Wie so ganz anders ist doch jetzt der Standpunkt des Militairs zur allgemeinen Bildung gegen ehemals, und wenn das kein erfreuliches Zeichen der Zeit ist, worin soll man denn es wohl suchen! Es fehlt zwar nicht an Schriftstellern und Doktrinen, welche der sogenannten „guten alten Zeit" das Wort reden, unter denen „Tuttolasso's Wanderungen" sich durch Ungebührlichkeiten aller Art auszeichnen; aber die Gutgesinnten verachten solche Wirrlehren, und die Wahrheit siegt doch zuletzt über den Unverstand, und kleidete er sich auch in das Gewand der beißendsten Satyre, die freilich, leider Gottes! am liebsten gelesen wird.

Von unsern Kameraden an der Ostsee getrennt, waren wir heute auf den engsten Familienkreis beschränkt, aber unsre Herzen theilten darum nicht minder die allgemeine Lust. In der Kühle des Abends machten wir eine Promenade durch den Thiergarten, den Tausende von frohen Menschen im buntesten Gewühl und angethan mit ihren besten Kleidern durchzogen; denn an Königs Gebutstage zu Hause zu bleiben, würde der Berliner für eine Sünde halten. Alle Gebäude im Thiergarten waren illuminirt, besonders zeichnete sich das „Odeum" aus, wo die Buchstaben **F. W.** mit der Krone in blendender Gasbeleuchtung prangten. Das Gas zu dieser Art von Illumination anzuwenden, wobei es in metallnen Röhren aus zahllosen feinen Löchern ausströmt und ein Brillant-

feuer

feuer hervorbringt, war mir neu. — Auch die mit Blumen geschmückte und durch Lampen hell beleuchtete „Luiseninsel“ gewährte einen herrlichen Anblick. Der schönste Sommerabend nach einem drückend heißen Tage erhöhte den Zauber des Festes, das erst spät nach Mitternacht endete und nicht durch die kleinste Störung getrübt ward. Jenes widrige Jauchzen und ekelhafte Schreien, dazwischen das lästige Knallen von Feuergewehren und das ganze pöbelhafte Toben, wie es am dritten August um den Königsberger Schloßteich zur Ungebühr gehört wird, nicht um sich zu freuen, sondern blos um Skandal zu machen, haben wir in Berlin nicht wahrgenommen. Der Thiergarten war zwar überfüllt mit Menschen, aber ihr Frohsinn hielt sich überall in den Grenzen bürgerlicher Wohlanständigkeit.

Kassel. — Wilhelmshöhe.

Abends am 4. August fuhren wir aus Berlin. Tausende von Menschen waren auf der Potsdamer Chaussee auf den Beinen zur Nachfeier von Königs Geburtstag. Hier hat sich seit einigen Jahren Haus an Haus gereiht, so daß das Dorf Schöneberg bald ganz mit Berlin verbunden seyn wird. — In Potsdam war man nicht minder thätig in der Nachfeier des gestrigen Festes, und der Eisenbahnhof mit dem anstoßenden Kaffeehause waren prachtvoll illuminirt. Beide Lokomotive standen zur Abfahrt bereit wie zwei feurige Drachen, und bei stockfinsterer Nacht hat das Eisenbahnwesen etwas Grauenhaftes, ja man denkt unwillkürlich an die Raubfahrt der Proserpina in die Unterwelt. In der blutroth flammenden Beleuchtung wanken die Schürknechte und Bahndiener wie schwarze Schatten der Verdammten umher, dazwischen ertönen die gellenden Pfeifen der Ventile; ferner die sprühenden Funken, die dicken schwarzen Rauchsäulen, das zufällige Wetterleuchten am rabenschwarzen Himmel, die Schwüle einer drückend heißen Sommernacht — kurz, man wähnte sich in den Vorhof der Hölle versetzt, und es fehlten nichts als die Stoßseufzer der Aktionairs. Auf

die zahllose Menge geputzter Berlinerinnen, die sich so eben zur Rückfahrt anschickten, schien dies Alles keinen Eindruck zu machen, denn sie jubelten und quiekten, und waren lustig und guter Dinge. Die Berlinerinnen haben überhaupt derbe Phantasieen, so blaß und schwachleinig sie auch aussehen.

Bis Potsdam fuhren die Postillone gut, von da ab aber ganz erbärmlich, so daß man nur noch an der Eilfertigkeit, womit die Passagiere auf den Stationen wieder in den Wagen hineingeblasen werden, merken konnte, daß man sich auf einer Schnellpost befand.

Als es Tag geworden war, ließ sich die Reisegesellschaft mustern, was die Dunkelheit bisher verhindert hatte. Worin diese Gesellschaft bestand, wird dem geehrten Leser sehr gleichgültig seyn. Indessen machte sich doch ein junger olivenfarbiger Mann mit pechschwarzem Bart bemerklich, der weiter nichts that als kleine Cigarren zu rauchen, die er sich aus feinen Papierblättern und losem türkischen Tabak selbst fabrizirte und die gerade fünf Minuten vorhielten, so daß seine unermüdliche Ausdauer in diesem Fabrikationsgeschäft wirklich zu bewundern war. Er bekleidete die Stelle eines Lieutenants beim Mexikanischen Ingenieur-Korps und durchreist seit einigen Jahren Europa, um sich zu unterrichten, was man den Mexikanern kaum zutrauen sollte. Er war mit guten Empfehlungen von Berlin aus versehen, kannte die dortigen Militairverhältnisse sehr genau, und ging vorläufig nach Nordhausen, um die dortige Vitriolfabrik kennen zu lernen. So verschieden ist der Geschmack unter den Ingenieurs!

In Wittenberg wurde gefrühstückt. Die nächsten Umgebungen dieser durch den Befreiungsfeldzug von 1813 in Ruf gekommenen kleinen Festung haben sehr gewonnen, die Glacis sind in englische Anlagen verwandelt und die anstoßenden Gärten mit hübschen Lusthäusern verziert, was nothwendig war und hier in dieser Sandwüste doppelt freundlich sich ausnimmt.

Halle soll eine sehr nahrhafte Stadt seyn, aber Schönheit läßt sich ihr nicht nachrühmen. Enge, schmutzige Straßen, eine antike Bauart und ein ganz miserables Steinpflaster stellen Halle wenigstens um funfzig Jahre gegen Städte gleichen Ranges zurück; nur in den Vorstädten sind einige moderne Häuser entstanden, aber der Braunkohlengestank hat sich treu erhalten. In einem Wirthshause — ich glaube „zum Kronprinzen" — sind die Passagiere gezwungen, Mittagbrod zu essen, und zwar unter aller Kritik, was eine wahre Schande ist. — Die Chaussee hinter Halle ist eine würdige Fortsetzung seines abscheulichen Straßenpflasters, war zum Ueberfluß mit rohen Kalksteinen überschüttet, folglich so gut wie unfahrbar, und man wird irre, ob man sich in einem kultivirten Lande oder in Vandalien befindet. Das Beste auf dieser Station ist ein fünffaches Echo neben dem „salzigen See", wo auch der Postillon still hielt, um unser Ohr zu ergötzen. Um uns für das jämmerliche Mittagessen in Halle zu entschädigen, wurde einmüthig beschlossen, in Eisleben Kaffee zu trinken und das Recht dazu durch einen Aufstand in Masse beim Kondukteur zu ertrotzen, was auch gelang, denn ein entschlossenes Volk ist stark in seinem Willen!

Hinter Eisleben gab sich die seltsame Industrie eines beinlosen Bettlers kund, dessen Rumpf auf einem Rollwägelchen kauerte, von einem Hunde gezogen, der darauf dressirt war, seinen Herrn bis an die Stelle zu karren, wohin man ihm ein Stückchen Geld beim Vorüberfahren zugeworfen hatte, und wobei der arme Mann mit einem spitzigen Stecken nachhalf wie beim Pikschlitten. Der Anblick hatte etwas ungemein Rührendes, und ein gewandter Bühnendichter, z. B. Herr Professor Raupach, könnte daraus ein Seitenstück zum „Hund des Aubri" machen und an das Theater zu Weimar verkaufen.

Mit dem lachenden Thale von Sangerhausen sieht man sich endlich den märkischen und niedersächsischen Wüsteneien entrückt, und bessere Gegenden nehmen ihren Anfang. Der ehrwürdige „Kyffhäuser" glänzte in der Abendsonne und ein duftiger Nebel lag auf den lachenden Fluren der „goldenen Aue", bis die Dämmerung sich mit der braunen Hülle der Nacht verschmolz.

Heiligenstadt ist der letzte Preußische Grenzort gegen Churhessen. Die Leine ist hier noch ganz unbedeutend, aber ihr Thal bis zur Grenze allerliebst, ja an einigen Stellen, wo die Berge näher herantreten und nackte Felsen zeigen, sogar romantisch. Schloß Arnstein, der erste Hessische Ort, hat eine superbe Lage und würde zu einem kleinen Grenzfort nicht übel geeignet seyn, da sich hier die Preußische Chaussee und die nach Göttingen abzweigen. Im Hessischen sind die Chausseen fast durchgängig von Basalt und werden vortrefflich unterhalten.

Schon in Witzenhausen, dem ersten Hessischen Grenzstädtchen an der schäumenden Werra, fängt eine verbesserte Gasthausindustrie an; das zweite Frühstück stand fertig auf dem reinlich gedeckten Tisch, man durfte blos zulangen und tüchtig bezahlen. Von Paßvexation erfährt der Reisende hier noch nichts, und eben so wenig in Kassel; man quittirt im Posthause blos über seine Bagage, und das ist vernünftig.

In Kassel ist das „Hotel de Russie" zu empfehlen; man wohnt dort elegant, wird anständig bedient und speiset vortrefflich. An der Wirthstafel befanden sich einige Offiziere von der Churfürstlichen Garde du Korps, sehr artige und gebildete Leute, die sich äußerst zuvorkommend gegen uns bezeigten. Die Churhessische Kavallerie besteht aus dem Regiment Garde du Korps (Kürassiere) und dem Leib-Dragoner-Regiment. Ein solches hat von je her in der Hessischen Armee existirt und den Ruf der Tapferkeit behauptet, namentlich in den Feldzügen am Rhein. Beide Regimenter bilden eine Brigade und sind ganz nach Preußischem Fuß organisirt, nur etwas schwächer an Pferden. Die Uniform ist der Preußischen täuschend ähnlich, die Garde du Korps trägt weiße, das Leib-Dragoner-Regiment hellblaue Kollets, beide mit ponceaurothem Kragen, das erstere mit silbernen, das letztere mit goldenen Litzen, Alles nach Preußischem Schnitt, nur daß die Dragoner keine Czakots, sondern Helme tragen.

Kassel mit seinen breiten gradlinien Straßen, seinen hohen geschmackvoll gebauten Häusern, die mitunter selbst für Palläste gelten können, und seinen freien Plätzen, ist

eigentlich eine schöne Stadt, gleicht aber doch einem großen steinernen Sarkophag, so todt sind die Straßen, so wenig Menschen lassen sich blicken, und diese wenigen sehen nicht einmal vergnügt aus.

Auf einem freien Platze in der Nähe des Hotels wurde gerade eine Abtheilung Infanterie im Bajonetfechten geübt, was sich ganz gut mit ansieht. Auffallend ist es, daß diese nützlichen Uebungen im südlichen Deutschland mehr Anklang finden als im nördlichen, was theilweise im Temperament liegen mag, öfter aber wohl noch in der Ansicht der Vorgesetzten, welche fürchten, der Soldat werde durch das Bajonetfechten auseinanderkommen und das propre Gewehrtragen verlernen. Andere schützen wieder den Mangel an Zeit vor, die so knapp zugemessen sey, daß man sie doch unmöglich noch mit „unnützen Dingen" verderben könne u. s. w.

Die Churhessische Infanterie besteht gegenwärtig aus einem Regiment Leibgarde, drei Linienregimentern, einem Jäger- und einem Schützenbataillon, welche zusammen eine Division von beiläufig 6000 Mann in der Kriegsstärke bilden. Die Uniform ist der Preußischen genau nachgebildet, und nur das Feldzeichen — weiß und roth — macht den Unterschied. Die Besoldung ist etwas geringer als im Preußischen, in Kassel aber wieder etwas höher als in den Provinzialgarnisonen. Die Pensionssätze invalider Offiziere sind mit Wohlwollen dotirt, auch besteht zu Karlshafen noch ein besonderes Invalidenhaus. Die Dienstzeit der Soldaten beträgt vier Jahre beim Heer und ein Jahr in der Reserve. Die Pferde werden durchweg aus dem Lande bezogen. Die Mobil-

machung des Armee-Korps — 5600 Mann Bundes-Kontingent — ist ganz nach Preußischen Grundsätzen vorbereitet. Dies sind ungefähr die Nachrichten, welche wir vorläufig einzuziehen Gelegenheit fanden.

In Kassel sind alle Truppen kasernirt. Die Kavallerie und Artillerie haben eine schöne Kaserne auf dem nämlichen Hofe, dahinter liegt ein altes verwittertes Gebäude, ein ehemaliges Kloster, worin unten die Pferde der Fuß-Artillerie stehen und oben die Quartiere der Mannschaft sich befinden. Die Ställe sind sehr dunkel, und die Quartiere hatten von Außen ein düstres Ansehen, das nicht dazu einlud, sie näher kennen zu lernen. Ueberdies machten einige Offiziere, denen wir zufällig begegneten, verlegene Gesichter, denn — wie wir später erfuhren — ist jedem fremden Offizier der Eintritt in ein Churfürstlich Hessisches Militairgebäude, und wäre es auch nur ein Pferdestall, verboten, wenn er die Erlaubniß dazu nicht diplomatisch nachgesucht und erhalten hat. Wir gestatteten uns daher — um Niemand in Verlegenheit zu setzen, denn in Kassel soll Nichts verschwiegen bleiben — auch nur einen flüchtigen Blick in den Stall der Kavallerie. Die Pferde der Garde du Korps sind durchgehends braun, sehr schön und sahen wohlgenährt aus; der Remontepreis soll 26 Friedrichsd'ors betragen. Auch die Zäumung schien sich in einem sehr guten Zustande zu befinden und verrieth große Ordnung. Auf dem Hofe exerzirte gerade ein Trupp sogenannter „Maladroiter" von der Artillerie, und zwar Reitende- und Fuß-Artilleristen in dem nämlichen Gliede, was unwillkürlich an Schillers „Pegasus im Joche" erinnerte. Jetzt aber machten wir uns eiligst aus dem Staube.

Die Uniform der Artillerie hat täuschende Aehnlichkeit mit der des Preußischen Garde-Schützen-Bataillons, oder wenn man lieber will, mit der Russischen Artillerie, da die Grundfarbe des Rocks grün ist. So ist denn von der althessischen Eigenthümlichkeit, die sich in Europa und Amerika einen so rühmlichen Ruf erworben hat, nicht viel mehr übrig geblieben. Spezielle Nachrichten über die Einrichtungen der Artillerie einzuziehen, war des bewußten Interdikts wegen, das wir auf unserer ganzen Reise zum zweitenmal nicht wieder angetroffen haben, nicht möglich, und ich kann mich nur auf Mittheilung des ganz Allgemeinen beschränken. — Das kleine aber sehr gut ausgebildete Artillerie-Korps — wenigstens bezeichnet die öffentliche Stimme es als ein solches — besteht aus 2 Fuß- und einer Reitenden Batterie, einer Pionier- und einer Handwerks-Kompagnie, zusammen 650 Mann mit 117 Pferden im Frieden. Zum Bundes-Kontingent stellt Hessen nur 10 Geschütze leichten Kalibers. Dem Vernehmen nach soll die Artillerie noch eben so formirt und ausgerüstet seyn, wie es durch den Preußischen Obersten von Safft bald nach dem zweiten Pariser Frieden auf ausdrücklichen Wunsch des Churfürsten und zu dessen vollkommener Zufriedenheit bewirkt worden ist. Sie führt sechspfündige Kanonen und siebenpfündige Haubitzen; das ist Alles, was ich von ihr erfahren konnte, und das ist hoffentlich kein Staatsgeheimniß. Wenn übrigens die materielle Einrichtung nicht besser ist, als bei einem neuem Militair-Rüstwagen, der zufällig bei uns vorbei fuhr, so wäre es übel mit ihr bestellt. — Nachträglich ist zu bemerken, daß die leichten Bataillone der Hessischen Infanterie bereits mit Perkussionsgewehren versehen sind und die Artillerie sich diese

Abfeuerungsweise ebenfalls aneignen wird, worüber jetzt Versuche im Werke sind.

Man findet in Hessen ein Kadetten-Korps zur Heranbildung der Fähnriche, auch gute Regiments-, aber keine Schulen für Offiziere. Alles, was daher z. B. die Artillerie-Offiziere zu ihrem Hauptmannsexamen — und dabei soll man sehr strenge verfahren — bedürfen, müssen sie sich durch eigne Mittel und Selbststudium erwerben.

Sehr interessant für uns war der Besuch der Maschinenfabrik der Herren Gebrüder Henschel, von denen der ältere die Stelle eines Oberbergraths bekleidet und der jüngere den Titel Professor führt. Die Fabrik kann sich freilich an Größe mit der berühmten der Herren Cockerill zu Seraing nicht messen, dafür wird sie aber hoffentlich auch nicht bankerott machen. In seiner Art ist das Etablissement großartig zu nennen. Unten im Hauptgebäude befinden sich die Schmieden, oben die Holzarbeiter, und eine höchst vereinfachte Dampfmaschine mit Hochdruck setzt alle Dreh-, Bohr- und Schneidewerke in Bewegung. Der Kessel besteht wie bei allen neuen Dampfmaschinen aus einzelnen Röhren, hat aber mittelst eines Hebelgewichts eine solche Vorrichtung, daß, wenn die Dämpfe eine zu starke Spannung bekommen, der Rost, auf dem die Feuerung ruht, sich umklappt, wodurch das Feuer erlischt. Außer dieser hat die Maschine auch noch andere recht sinnreiche Vorsichtseinrichtungen.

Auf der großen (horizontalen) Drehbank war so eben ein Hannoverscher Sechspfünder fertig geworden. Es muß befremden, daß Hannover Geschütze auswärts in Bestel-

lung giebt, da es sich doch wahrscheinlich selbst im Besitz einer Stückgießerei befindet; man sagte uns aber, das dortige Bohrwerk hätte nicht die Einrichtung, vorwärts und rückwärts abdrehen zu können, und deshalb wäre das Rohr hier in Kassel gegossen worden. Es war sehr glatt gebohrt und höchst elegant abgedreht, was ich selbst in Wien nicht schöner gesehen habe.

Zu den interessantern Maschinen gehört auch eine Eisenhobelbank, d. h. eine Maschine, auf welcher Eisenplatten glatt gehobelt werden, und welche sehr genau arbeitet.

Die Fabrik verfertigt Maschinen aller Art, meistens aber Dampfmaschinen; die hiesige soll 1800 Preußische Thaler gekostet haben, was bei der Schönheit der Arbeit eben nicht zu hoch erscheint.

In der Mitte des Hofes steht ein Gebäude in Form einer großen Rotunde, das Haupt-Atelier für das Formen und Gießen, mit einer Kuppel bedeckt, was dadurch Aehnlichkeit mit der katholischen Kirche in Berlin hat. Der Durchmesser dieser Rotunde beträgt volle 60 Fuß, die Höhe bis zum Anfang der Kuppel 14 Fuß. Die Kuppel ist ein Gewölbe von konischen Topfröhren, das sich selber trägt. Im Jahre 1825 habe ich ähnliche Gewölbe von Topfröhren in Paris bei den Dächern der sogenannten „Weinstadt" gesehen, aber prismatisch, und hier in Kassel zum erstenmal in Form einer hohlen Halbkugel. Das Profil dieser Kuppel ist ein Halbkreis, aus welchem oben ein kleiner Theil herausgenommen ist, um eine stärkere Spannung zu bekommen. Die ganze innere Höhe

des Ateliers beträgt 44 Fuß. Die obere runde Oeffnung der Kuppel ist mit Glas ausgefüllt, wodurch das Licht hineinfällt und was eine sehr gute Beleuchtung giebt. Der ganze Bau der Kuppel ist kühn zu nennen und auch erst nach mehren vergeblichen Versuchen gelungen; einmal ist ein förmlicher Einsturz erfolgt, glücklicherweise aber an einem Frühmorgen, wo noch Niemand in der Werkstatt sich befand. — Im Innern befindet sich ein Flammen- und ein Kuppelofen.

In der Mitte der Rotunde befand sich die vor Kurzem fertig gewordene Statue des heiligen Bonifazius aufgestellt. Zu der Metallmischung hatte man Bronze mit einem Zusatz von Zink genommen, um eine glänzendere Goldfarbe zu erlangen. Die Statue war bereits fertig giselirt. Professor Henschel, der zugleich Bildhauer ist, hat nicht sowohl die Zeichnung selbst entworfen, sondern auch das Modell gefertigt und den Guß ausgeführt. Der Guß ist vollkommen gelungen, und muß ein Meisterstück genannt werden, die Zeichnung der Figur ist höchst edel, das Gesicht ausdrucksvoll, der Faltenwurf des Gewandes ganz vortrefflich. In der linken Hand trägt der heilige Mann eine Bibel, der erhobene rechte Arm von kräftiger Muskelstruktur hält ein Kreuz, das von Holz seyn soll und der Natur täuschend ähnlich nachgebildet ist. Dieses riesige Meisterwerk — denn die Figur ohne Fußgestell ist 12 Fuß hoch — ist nach Fulda bestimmt, wo der heilige Mann besonders thätig gewirkt haben soll. Herr Professor Henschel war so eben beschäftigt, ein Modell im verkleinerten Maßstabe, zwei Fuß hoch, zu formen, wovon auch einige Abgüsse in Bronze und die übrigen in Gips gemacht werden, und welche jede glyp-

tothetische Sammlung mit Ehren zieren dürften. — Man scheidet mit Achtung von dem Etablissement und hat die Artigkeit und Höflichkeit zu rühmen, mit der man aufgenommen und herumgeführt wird; denn so angenehm es auf der einen Seite den Fabrikherren seyn mag, ihre Schöpfungen den Fremden zu zeigen, so störend sind auf der andern Seite solche Besuche, wenn sie häufig vorkommen, für das Geschäft, und man könnte es den Künstlern nicht verdenken, wenn sie zuletzt verdrießlich werden. — Schließlich ist noch zu erwähnen, daß, seitdem die Churfürstliche Gießerei in Kassel abgebrannt ist, die Artillerie ihre Bestellungen bei den Herren Henschel macht und sich bis jetzt sehr zufrieden damit erklärt haben soll.

Wir benutzten den letzten Schimmer dieses heitern Tages zu einer Promenade nach den sogenannten Felsenkellern, diesen berühmten Bierhäusern, deren sogar die statistischen Schriftsteller Erwähnung thun. Je tiefer man in das südliche Deutschland kommt, eine desto größere Rolle spielt das Bier, und in Baiern befindet es sich wie bekannt auf dem Kulminationspunkt. Die „Felsenkeller" sind terassenförmig gelegene öffentliche Vergnügungsorte, wo man eine schöne Aussicht auf die Niederung und die „Aue" hat; von „Fintlaters Kaffeehause" bei Dresden ist sie aber doch schöner, da die Ufer der Fulda sich mit denen der Elbe gar nicht vergleichen können. — Unter den Bäumen der Felsenkeller saßen einige anständig gekleidete Leute, die mit ihren Familien hier den schönen Abend genossen, aber ziemlich verdießliche Gesichter dazu machten, woraus man schließen mochte, daß das öffentliche Leben in Kassel einen etwas düstern, gedrückten Anstrich hat. Offiziere dürfen die Felsenkeller

nicht besuchen, dies wird anstößig gefunden und ist verpönt, auch dürfen die Offiziere im Sommer nicht außerhalb ihres Zimmers im Ueberrock sich zeigen, eine Beschränkung, von der man anderwärts nichts weiß. Ob auch den Bürgern eine bestimmte Tracht zum Spazierengehen vorgeschrieben ist, war nicht zu ermitteln.

Von den Felsenkellern gingen wir in die Aue. Der Augarten oder die Aue ist zwar ein wunderschöner Park mit hohen uralten Bäumen, breiten Gängen, Bassins, Orangeriepallast mit einem Marmorbade, Alles im fürstlichen Styl, und mag in botanischer Hinsicht sogar Vorzüge vor dem Berliner Thiergarten haben; allein es fehlen die freundlichen Häuser, die fröhlichen Menschen, das bunte Gewühl und das ganze lustige ungezwungene Treiben. Wir sind den herrlichen Park länger als eine Stunde durchwandert, ohne einem einzigen Menschen begegnet zu seyn. Was helfen alle noch so großartige öffentliche Anlagen, wenn sie unbelebt sind! Dafür lieber eine Wüste, so weiß man doch woran man ist.

Der mittlere Theil von Kassel hat schöne freie Plätze und große Palläste, einige der letzteren haben jedoch ein etwas ostensibles Ansehen. Einer der schönsten Plätze ist der „Friedrichsplatz“ mit dem Museum, den Churfürstlichen und Churprinzlichen Palais, der katholischen Kirche, der Hauptwache und der Statue des Landgrafen Friedrichs II., von dem der Platz seinen Namen hat. Das Churfürstliche Palais war geschlossen, da Seine Königl. Hoheit im Sommer auf Wilhelmshöhe residirt, und hatte ein verödetes Aussehen. — Der Königsplatz ist rund und giebt von dem Zentrum aus ein sechsfaches Echo,

das die fehlenden Menschen ersetzen hilft. Der „Karlsplatz" ist mit der Statue des Landgrafen Karl geziert. — Das Straßenpflaster ist in ganz Kassel superbe und auf das Beste unterhalten; man bedient sich dazu des Basalts, woran Hessen Ueberfluß hat. — Im Innern der Palläste soll es an werthvollen Gemälden, Alterthümern und andern sehenswerthen Dingen nicht fehlen, zu deren Besichtigung es vielleicht ebenfalls einer besondern Erlaubniß bedarf, die wir nachzusuchen keine Neigung fühlten, und ein breitschultriger Portier, der sich in glänzender Livree wie ein Frosch aufblähte, hatte in seiner gespreizten Stellung eben auch nichts Einladendes. — Die Kattenburg, welche bereits eine Ruine ist, ohne jemals bis zum ersten Stock fertig gewesen zu seyn, läßt sich nicht ohne Wehmuth betrachten, und erinnert den Wanderer an die Vergänglichkeit alles Irdischen, auch ohne den Denkspruch: sic transit gloria mundi. Man sagt, die Stände hätten das Geld zum weitern Ausbau der herrlichen Kattenburg nicht bewilligen wollen. Ja, die Stände, die Stände!

Wer könnte in Kassel gewesen seyn, ohne die berühmte Wilhelmshöhe zu besuchen! Schon die Avenue, eine schöne schnurgerade Allee, rechtfertigt das Verbot, sich in dem Weichbilde der Churfürstlichen Sommerresidenz alles Tabackrauchens zu enthalten. Oben befindet sich ein kolossales Wirthshaus, dessen Bediennng eben so feierlich ist, wie die umgebende Luft, der Kaffee aber herzlich schlecht. Von dem Schlosse hält man sich fern, auch gehört ein voller Nachmittag dazu, um alle Schönheiten von Wilhelmshöhe kennen zu lernen. Dieser natürlich-künstliche Lustwald ist einzig in ganz Deutschland

und auch wohl noch anderwärts, und so vielfältig beschrieben worden, daß eine nähere Schilderung ganz überflüssig seyn würde; auch dürfte es bei der entsetzlichen Reisewuth der lieben Landsleute wohl keinen geben, der Wilhelmshöhe nicht besucht hätte, und wäre es auch nur auf gut englisch, um sagen zu können, er sey da gewesen.

Die Promenaden sind ganz wundervoll, und von den einzelnen Berghöhen hat man die mannigfaltigsten und herrlichsten Panoramen der überaus reizenden Umgegend. Der Park ist ganz dicht bewachsen, das Wiesengrün so schön und üppig, wie nur das italienische es seyn kann, und stundenlang kann man umherwandeln und erblickt immer neue Naturschönheiten, aber leider! keinen fröhlichen Menschen, sondern höchstens ein Paar stumme Fremde mit ihrem Lohnlakaien, dem man deutlich ansieht, mit welcher tiefen Ehrerbietung er ihnen die Reize dieser wahrhaft fürstlich arrangirten Natur erklärt. — Die höchste Spitze des Berges zu ersteigen, auf dem das „Oktagon" mit dem berühmten kupfernen „Herkules" steht, ist sehr anstrengend, doch führt auch eine vortreffliche Chaussee hinauf, die aber ziemlich steil ist und keine Ruhepunkte hat, so daß, wer es gut mit seinen Pferden meint, doch lieber das Gehen vorzieht, weil Menschenbeine im Allgemeinen wohlfeiler sind und sich auch leichter erholen als Pferdebeine.

Die Hauptmerkwürdigkeit auf Wilhelmshöhe besteht bekanntlich in den künstlichen Wässern, die indessen nur an zwei bestimmten Wochentagen springen; doch soll man im Ganzen nicht viel verlieren, wenn man sie in dieser heißen Jahreszeit, wo das Wasser sparsam zufließt,

auch

auch nicht springen sah. Imposant muß allerdings das Schauspiel seyn, wenn das Wasser sich auf dieser ungeheuren Kaskade — die größte in Europa — von oben herabstürzt und in den zahlreichen Bassins von denen auf jede 150 Fuß Steighöhe sich eins befindet, sammelt. Die riesige Wasserbahn ist gegen tausend Fuß lang und vierzig Fuß breit, und die Hauptfontaine soll ihren kolossalen Wasserstrahl bis zu 90 Fuß Höhe treiben. Neben der Wasserbahn befinden sich auf jeder Seite 902 steinerne Stufen, wonach sich ihre senkrechte Höhe, bei einer Böschung von etwa dreißig Grad, leicht ermessen läßt. So bequem diese Stufen auch sind, so pressen sie dem Steigenden doch manchen Seufzer ab. Hoch oben auf dem Gipfel der Kaskade steht das „Oktagon", ein wunderliches achteckiges Gebäude von Tufstein, aber leider! ganz in Verfall und trotz allen sehr kostspieligen Reparaturen rettungslos verloren, denn schon jetzt ist das Besteigen desselben mit einiger Gefahr verbunden. Wer einigermaßen Sinn für das Bauwesen besitzt, erstaunt über die Kühnheit der gewölbten Bogen in den äußern Umfassungsmauern, von denen einige schon haben untermauert werden müssen, weil sie den Einsturz drohten. — Unten befinden sich mehre Grotten, deren jede einen eignen Namen führt, mit allerhand Statuen rc., aber der Zahn der Zeit hat so furchtbar daran genagt und die Feuchtigkeit hat das weiche Gestein so verwittert, daß einzelne Figuren als Sanskülotten dastehen und einen ekelhaften Anblick gewähren. In der „Neptunsgrotte" erinnert der ehrwürdige Flußgott unwillkürlich an Voltaire's „Magister Panglos", als er so eben seinen letzten Zahn ausgespien hatte. Die sogenannte „Vexirgrotte" ist von allen Seiten mit Röhren umgeben, die man nicht eher

gewahr wird, bis der Aufwärter heimlich einen Hahn dreht, worauf das Wasser in tausend feinen Strahlen hervor sprudelt und der Besucher sich umströmt sieht wie in einem „Schneiderschen“ Badeschrank, zum großen Ergötzen über das Gequiek wasserscheuer Frauenzimmer, die zufällig in dieser Mäusefalle sich gefangen haben.

Auch der große riesenmäßige „Herkules“, in dessen Innern man hinaufsteigen kann bis in die Keule, war in Reparatur. Man kann sich der Frage nicht erwehren, wie der Maschinist diesen ungeheuren Burschen, der denn doch wohl ein Paar hundert Zentner wiegen mag, da oben hinaufgeschafft hat? — Der Baumeister der Kaskaden und des Oktagons, ein Italiener mit Namen Guerneri, hat achtzehn Jahre daran gebaut und das Werk im Jahre 1696 unter dem Landgrafen Karl vollendet. Er muß ein tüchtiger und geschickter Architekt gewesen seyn, aber dennoch nicht ohne barocke Ideen, das beweisen die zwiefachen gewölbten Wände des Oktagons, die eine Art von Hofraum einschließen; auch stößt man auf noch andre Abnormitäten und architektonische Grimassen im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts, ohne eigentlichen Styl und ohne eigentlichen Zweck, denn ein jedes Kunstwerk muß als solches einen andern Zweck haben, als den, daß es überhaupt dasteht, dies sagt uns die gesunde Vernunft; den Zweck des „Oktagons“ kann man aber nicht herausfinden, und wenn die Wässer sich auf der schnurgeraden, neunhundert und zweistufigen Treppe herunterstürzen, so mag das ganz imposant aussehen, aber monoton bleibt es doch.

Oben auf der höchsten Höhe des Gebirges befinden sich die großen Reservoirs für die Springwässer, und daneben wohnt ein Invalide, der die Aufsicht darüber hat. Von hier, oder vielmehr von der Plattform des Oktagons, hat man eine ganz köstliche Aussicht auf das Schloß, den Marstall und andre schöne Gebäude, so wie auf die ganze herrliche Umgebung, und auch eine Fernsicht bis zum Brocken und den Inselberg. Vorne in der Front liegt Kassel mit den umliegenden Dörfern in ganz reizender Lage, daneben der ehrwürdige „Meißner", Hessens höchster Hauptberg, und dicht vor den Füßen breitet sich ein krauser dunkelgrüner Teppich aus, denn solche Form haben die Wipfel der Tannenwälder auf Wilhemlshöhe in der Vogelperspektive. Wohin das Auge nur schaut, überall die lieblichsten Gruppen, die schönsten Parthien, überall anmuthige Landschaft im reizendsten Wechsel. Wahrlich! man kann viel Schönes in der Welt gesehen haben, und wird die Schönheiten von Wilhelmshöhe immer bewunderungswürdig finden.

Der Abend eilte wie im Fluge herbei, und da wir noch die Löwenburg besteigen wollten, so mußte der Gang nach dem chinesischen Dorfe „Mu Lang" unterbleiben, woran am Ende nicht viel gelegen seyn mochte. — Auf dem Gange zur Löwenburg berührt man die „Teufelsbrücke" von Gußeisen und den „Aquadukt", eine im altrömischen Styl erbaute Wasserleitung, so wie den „Steinhöferschen Wasserfall". Dieser Steinhöfer hat die meisten Wasserparthien auf Wilhelmshöhe angelegt, und zwar ohne Plan und Zeichnung, ganz nach den Eingebungen des Augenblicks, muß also ein wahres hydraulisches Genie gewesen seyn.

Die Löwenburg, ein nachgebildetes altes Ritterschloß, hat, wenn man von unten heraufkommt, etwas Imposantes und Ritterhaftes, doch das verschwindet sogleich bei näherer Betrachtung, denn die untere Hälfte der Mauer ist — um recht hoch auszusehen — nur blind an den Berg geheftet, und solche Truggebilde lassen bei der Enttäuschung jederzeit einen unangenehmen Eindruck auf den Beschauer zurück, der nur ungern einen Betrug verzeiht. — Auch das Innere der Burg ist mehr kleinlich als großartig, und das Mittelalterliche viel zu sehr auf einander gehäuft, indessen doch nicht so konditormäßig, wie bei der sogenannten alten Burg Fürstenstein in Schlesien, aber dafür ist diese auch blos eine Privatspielerei, wo sich des Sonntags die Leinwandsfabrikanten aus der Umgegend damit vergnügen, unter den Zinnen von Papiermaché Kaffee zu trinken und Butterbrod zu essen, das dort mit einer Maschine geschnitten wird. — Das Ernsthafteste in der Löwenburg bei Kassel ist die Kapelle, und in derselben wieder das Grabmal des Landgrafen Karl, der, wenn er den Verfall seiner Kaskaden und ihres Oktagons mit ansehn könnte, gewiß noch im Grabe die Summen bedauern würde, welche sie gekostet haben. Das Innere der Löwenburg mit seinen kleinen winkligen Zimmern erinnert fast noch mehr an Fürstenstein, die sogenannte Rüstkammer ist mit übelgeordneten Gegenständen überfüllt, und dabei doch eigentlich nur ärmlich. Man hat eine Menge alterthümlicher Dinge ohne Wahl hierher geschleppt, worunter freilich auch einige ganz artige sich befinden. Merkwürdig ist ein Zimmer, dessen Tapeten beinahe ganz von sogenanntem Schmelz genäht sind und gestickte Abbildungen von Nationaltrachten verschiedener Länder ent-

halten, eine Arbeit, welche an Mühsamkeit alles Aehnliche dieser Gattung überbietet. Man findet hier auch uralte Betten mit schweren seidenen Vorhängen, Gobelintapeten und eine Unmasse von Stickereien, von zarten Händen fleißiger Prinzessinnen des Churhauses gefertigt, mitunter aber auch drollige Zusammenstellungen, als Spiele des Zufalls beim Ordnen. So steht z. B. die Statue Mark Aurels gegenüber der des spanischen Tyrannen Philipps II., und beide sehen einander so friedlich ins Gesicht, als ob sie Eines Herzens und Sinnes gewesen wären; neben einer Reihe fürstlicher Portraits hängt seltsamerweise die Geschichte des Ritters Don Quixote de la Mancha, und was der wunderlichen Gruppirungen mehr sind. Als ein wirkliches Kunstwerk muß ein runder marmorner Tisch bezeichnet werden, der in geätzter zierlicher Arbeit die Geschichte der Musik vorstellt, und eine Anzahl von Denksprüchen im Kirchenstyl komponirt enthält, die mit alten Noten, wie sie ehemals üblich waren, geschrieben sind. — Das Schönste in der Löwenburg sind die entzückenden Aussichten, die man aus ihren Fenstern genießt, aus jedem eine andere und eine immer schöner als die andere; stundenlang könnte man von einem Fenster zum andern wandern und doch sich nicht satt sehen. — Die Wache in der Löwenburg wird von Soldaten der Churfürstlichen „Schweizergarde" besetzt, welche aus einer Abtheilung Halbinvaliden besteht, die einen Feldwebel und funfzehn Soldaten stark ist. Die Uniform ist der der Preußischen Gardeuniform ähnlich, aber die Kopfbedeckung sind Bärenmützen mit weißen Fangschnüren. Außerdem wohnt ein Kastellan in der Burg, dessen Tochter uns freundlich mit einem Glase frischer Milch erquickte, als ein wahres Labsal in der drückenden Schwüle des Abends. — Zum Be-

schluß zeigte man uns noch die Rüstung des sogenannten „Trauerritters“, an dessen Geschichte sich bekanntermaßen eine sonderbare tragische Sage knüpft.

Die Dämmerung hatte uns überrascht, und wir kamen bei stockfinstrer Nacht nach Kassel zurück. Die Straßenbeleuchtung ist ziemlich gut.

Wir haben in Kassel von mehren Personen viele Höflichkeiten genossen, wofür wir ihnen stets dankbar seyn werden, und wenn hier kein Name genannt wird, so geschieht es wahrlich nicht aus Undankbarkeit, sondern hat seine guten Ursachen. — —

Wiesbaden.

Die Churhessischen Eilwagen sind nicht so gut und nicht so bequem eingerichtet wie die Preußischen Schnellwagen, allein auf der Post gilt wenigstens das Preußische Geld, was der erste Vortheil ist, den der Reisende vom großen deutschen Zollverbande genießt. — Wir verließen Kassel des Morgens um sechs Uhr bei vollem Regen, allein schon nach wenigen Stunden brach die Sonne hervor. Man fährt durch das reizende Thal der Schwalm. Ueberhaupt hat das Hessische Gebirgsland mit seinen spizzen Basaltkegeln einen zwar nicht großartigen aber ganz hübschen Charakter und in den Niederungen eine reiche Vegetation. Man passirt das unbedeutende Städtchen Wabern und speis't in Jesberg gut und wohlfeil zu Mittage. Trotz der vielen Berge fährt der Eilwagen ziemlich rasch, und doch behält der Reisende Zeit, sich die Gegend zu beschauen und Betrachtungen anzustellen, was z. B. auf der Englischen Mailpost gar nicht möglich ist. Die Churhessischen Dörfer sind im guten alten Styl noch wirkliche Dorfgemeinden, und darum herrscht auch Gemeinsinn im Lande; die Kindlein gehn Werkeltags fleißig in die Schule und Sonntags mit den Alten in die Kirche,

statt bei den Separirten zum Holzstehlen in den Wald; der Nachbar steht dem Nachbar bei, wenn Gefahr ihn bedroht, und steckt nicht die Hand müßig in die Tasche, sondern greift brüderlich zum Feuereimer, wenn seines Nachbars Haus in Flammen steht, weil die Gefahr auch das seinige ergreifen kann, was freilich bei den Separirten selten möglich ist. Das Separiren mag große staatswirthschaftliche Vortheile haben, aber der Gemeinsinn geht dabei zu Grabe.

Nachmittag fand sich Gelegenheit, die Post-Karte zu berichtigen und die bisherige Station Halsfeld nach Josbach, zwei Meilen von Jesberg, zu verlegen. — In Marburg wird den Passagieren gestattet, Kaffee zu trinken. Man fährt dicht bei dem ansehnlichen botanischen Garten vorbei, der zur hiesigen Universität gehört, die eine der ältesten in Deutschland ist, da ihre Stiftung sich bis in das Jahr 1527 zurückdatirt. — Die Nacht war unerträglich warm.

Erst am andern Morgen um fünf Uhr kam der Eilwagen nach Frankfurt, hatte also dreiundzwanzig Stunden auf sechsundzwanzig Meilen zugebracht, was sich jedoch der vielen Berge wegen entschuldigen läßt. Fünf Uhr Morgens ist eine schlechte Ankunftsstunde in einer üppigen Krämerstadt, und gähnende schlaftrunkne Kellner taumeln mit kreideweißen überwachten Gesichtern den Ankommenden entgegen. — Frankfurt, mit seiner aalglatten Mantelträgerei, die jeder Fahne huldigt, sobald sie nur einen goldenen Stiel hat, mit seinen hoffährtigen Straßen, buntscheckigen unfreien Stadtsoldaten, seinem überzuckerten Judenthum und seiner forcirten Götheab-

götterei, die indessen in neuerer Zeit etwas nachgelassen hat, kann keinem Militair Interesse abgewinnen, besonders seitdem die Wälle geschleift uud in Promenaden umgeschaffen sind, wo des Abends baronisirte Austernschmauser die Last eines strapaziösen Diners verdampfen, das sie im Schweiße ihres Angesichts „gemacht" haben, wie es im gastronomischen Kunstausdrucke heißt. Tuttolasso's Urtheil über Frankfurt ist vielleicht die einzige Wahrheit in seinem ganzen langweiligen Buche. Zum Ueberfluß hatte ich gleich beim Eintritt einen kleinen Skandal mit einem zudringlichen Lohnkutscher, worin sich ein betrunkner freireichsstädtischer Gensdarm mischte, der gerade noch so viel Verstand übrig behalten hatte, um einzusehen, daß das Recht auf meiner Seite sey; kurz, ich bin noch niemals durch Frankfurt gereiset, ohne daß mir nicht dort etwas Unangenehmes passirt wäre. — Wir gingen über die Mainbrücke nach Sachsenhausen, um unsere Oestreichischen und Preußischen Waffenbrüder zu besuchen. Seit den letzten Unruhen hat nämlich Frankfurt eine gemischte Garnison; da aber die Mannichäer wahrscheinlich ein jämmerliches Geschrei über Einquartierung erhoben haben würden, so wurden die Executionstruppen nicht in Frankfurt hinein, sondern nach der Vorstadt Sachsenhausen gelegt. Diese unfreiwillige Garnison soll zwar auf Regiments Unkosten ein ganz angenehmes Leben führen, ist aber in militairischer Hinsicht übel situirt, denn es fehlt in der Umgegend durchaus an Exerzirplätzen, und die beiden Preußischen Kanonen müssen den ihrigen auf der Chaussee suchen, worüber die Beaumonde sich des Staubes wegen, den sie machen, gar bitter beschwert. Das Militair ist in Sachsenhausen bemitleidenswerth untergebracht, und in der Hoffnung von

Tage zu Tage, daß die Sache aufhören wird, werden auch die billigsten Anträge zu einem bequemern Unterkommen höflich von der Hand gewiesen. Die Kasernenstuben entbehren fast aller und jeder Bequemlichkeit, die Montirungskammern liegen hoch unter einem lecken reparaturbedürftigen Dache und tief unter der Mittelmäßigkeit; ja ein wenig mehr Feudalismus könnte der freireichsstädtischen Behörde gegenüber nicht schaden. Der Oestreicher pflegt sich sonst die Butter vom Brod nicht nehmen zu lassen, bezeigt sich aber hier merkwürdig duldsam. Die kleine Exekutions-Armee besteht aus zwei Oestreichischen Infanterie-Kompagnien vom Regiment Fleischer aus Mainz, einem Kommando von dreißig Preußischen Dragonern und zwei bespannten Kanonen. Der innere Dienst wird bei den Oestreichern musterhaft betrieben, die Propretät der Soldaten ist lobenswerth, das Lederwerk blendend weiß, und in jedem Knopfe kann man sich spiegeln.

Um 12 Uhr Mittags fuhren wir mit einem bescheidnen Einspänner aus Frankfurt, nahmen in Hattersheim ein ziemlich gutes Diner ein und verweilten dort etwa eine Stunde. In dieser einzigen Stunde kamen über zwanzig Equipagen in den Hof gefahren oder verließen ihn wieder, so groß ist die Frequenz auf der Straße nach Mainz, und zwar von allen möglichen Nationen. — Bei Höchst berührten wir die im Bau begriffene Eisenbahn, welche künftig Frankfurt mit Mainz verbinden wird. Sie scheint recht solid angelegt zu seyn und wird vielleicht die erste werden, welche in Deutschland sich rentirt.

Die Lage von Wiesbaden ist ganz superbe und wie für einen Badeort der höheren Ordnung geschaffen. Zur

Rechten erblickt man das „Taunusgebirge" und den reizenden „Niederwald", und in weiter Ferne die Fluthen des mächtigen Rheinstroms. Wenn man von Frankfurt kommt, nimmt sich Wiesbaden weit schöner aus als von der Mainzer Seite, weil die starren steinernen Häuser hinter grüne Bäume versteckt sind, und das vornehme gespreizte Wesen der residenziellen Badestadt wird man nicht eher gewahr, bis man hineinfährt. In Frankfurt hatte man uns besorgt gemacht, daß in Wiesbaden kein Unterkommen zu finden sey, weshalb wir uns auch nicht erst die Mühe gaben, bei einem der zahlreichen Palläste — denn so sehen hier die Gasthäuser ersten Ranges aus — vorzusprechen, sondern ließen unsern Fuhrmann gleich einen Grad tiefer bei der „Stadt Mainz" vorfahren, und hatten keine Ursache es zu bereuen, denn wir fanden eine freundliche Wirthin, ein reinliches Zimmer, eine sehr hübsche Schaffnerin und überhaupt eine gute Aufnahme. Es pflegt sonst ein falsches Kalkül zu seyn, die ersten Gasthäuser zu vermeiden, in der Hoffnung in einem zweiten oder gar dritten wohlfeiler wegzukommen; allein diesmal machte diese Regel eine Ausnahme, und die gute „Stadt Mainz" mit ihrer freundlichen Wirthin und hübschen Schaffnerin sey hiermit jedem Reisenden auf das beste empfohlen. — Wiesbaden ist allerdings in diesem Sommer mit Badegästen überfüllt gewesen, da sich aber das Gerücht von einer in der Gegend ausgebrochenen Epidemie verbreitet hatte, und zufällig auch einige Soldaten der hiesigen Garnison gestorben waren, so sind viele Kurgäste plötzlich abgereist. Man will behaupten, der Inhaber der Spielbank zu Baden-Baden habe absichtlich jenes Gerücht verbreitet, um die Fremden von Wiesbaden zu verscheuchen und an seinen grünen Tisch zu ziehen.

Mein erster Gang war zum Chef der Herzoglich-Nassauischen Artillerie, dem Oberstlieutenant v. Hadeln. Er hatte mir schon früher, als ich noch in Koblenz stand, viele Beweise von Gefälligkeit gegeben, und nahm mich auch jetzt auf das Freundlichste auf. Leider stand er im Begriff, am andern Morgen zu verreisen, hatte indessen die Güte, sogleich alle Anstalten zu treffen, damit wir die Artillerie-Einrichtungen in ihrem ganzen Umfange besichtigen konnten, denn man macht hier kein Geheimniß daraus und schätzt sich's im Gegentheil zur Ehre, den besuchenden Offizieren einer befreundeten Großmacht die Militair-Etablissements zu zeigen, welche auch wirklich sehenswürdig sind.

Als Nassau noch zum französischen Rheinbunde gehörte, hatte es keine Artillerie, und erst als Deutscher Bundesstaat fiel ihm die Verpflichtung zu, außer einer kompletten Infanterie-Brigade von 3700 Mann, auch eine Batterie von 8 Geschützen und 50 Pioniere als Kontingent zu stellen. Die Nassauische Artillerie ist also ein junges Institut und genoß den Vortheil, daß sie nicht nöthig hatte, an einem alten verwitterten Material herumzuflicken, sondern daß sie ein neues nach einem eigenen System sich erschaffen konnte, und der Oberstlieutenant v. Hadeln war in jeder Beziehung seiner Aufgabe gewachsen. Er stand ursprünglich als Lieutenant in Churhessischen Diensten, von welchem Posten ihn die Wahl des verstorbenen Herzogs abrief, der ihn mit unbeschränkter Organisationsvollmacht versah, vorher aber einige Jahre im Auslande reisen ließ, um die Einrichtungen der übrigen europäischen Artillerien genau kennen zu ler-

nen, bevor er Hand an das Werk legte. Des Herzogs Wahl hätte auf keinen thätigern und geschicktern Offizier fallen können, der eine vortreffliche wissenschaftliche Bildung mit einem reichen Schatze praktischer Kenntniß verbindet und dabei eine so bescheidene Liebenswürdigkeit besitzt, daß man sich unwillkührlich zu ihm hingezogen fühlt. Der verstorbene Herzog wußte auch noch andere Vortheile von den Eigenschaften dieses ausgezeichneten Offiziers zu ziehen, indem er ihm die Erziehung und den Unterricht der jungen Prinzen übertrug und ihn zu deren Gouverneur ernannte. In Bezug auf die Artillerie, so lobt das Werk den Meister. Herr v. Hadeln folgte dabei dem Grundsatze seines Schwagers, des Generals v. Alix, und beschloß, lieber ein anerkannt gutes System ohne viel daran zu modeln anzunehmen, als aus zehnen das eilfte zu machen, und seine Wahl fiel auf das Englische. Sein Glaube hat ihn nicht betrogen und die neue Schöpfung einen bewundernswürdigen Grad von Vollkommenheit erreicht; ja spannte die Nassauische Artillerie ihre Hinterpferde nicht in eine Gabeldeichsel, so würde man sie geradezu für eine wahre Normal-Artillerie in Europa erklären können.

Alles, was zur Artillerie gehört, ist in Wiesbaden auf einem großen mit Gebäuden umgebenen Hofe vereinigt. Hier befinden sich die Kasernen und die Ställe, beide vortrefflich eingerichtet, eine eigne Werkstatt für Eisen- und Holzarbeiter, so wie die übrigen Magazine und Vorrathshäuser. Ueberall herrschen Solidität und Zweckmäßigkeit, und die Arbeiten geben den Englischen an Sauberkeit und Nettigkeit nichts nach.

An den Anblick der etwas bunten Nassauischen Uniformen muß sich das Auge erst gewöhnen, denn die grüne Grundfarbe bildet mit dem safrangelben Lederzeug nichts Gefälliges. Der verstorbene Herzog hatte keine Hinneigung zu dem Preußischen, daher stößt man in Allem auf Unbekanntes und Fremdartiges, das häufig an die Franzosen erinnert. Die kleine Armee steht unter dem Oberbefehl eines Generalkommandos, dem ein Generalstab beigegeben ist. Die Infanterie besteht aus zwei schwachen Regimentern, jedes zu drei Bataillonen, die Artillerie aus einer Division von zwei Kompagnien. Die Infanterie trägt rothe „Whings" nach Art der Engländer auf den Schultern und farbige Houpons auf dem Czakot nach Art der Franzosen. Die Zündhütchen — denn die Infanterie ist mit Perkussionsgewehren bewaffnet — trägt der Soldat in einem schwarzen Täschchen an dem gelben Bandolier. Die Uniform der Artillerie ist der der Infanterie ähnlich, aber die Whings sind karmoisinroth. Kavallerie unterhält Nassau nicht. — So klein die Armee ist, so vortrefflich sind viele ihrer Einrichtungen, z. B. die Art den Tornister zu tragen, das Material der Artillerie, das Geschirr- und Sattelzeug, die Kasernenordnung u. a. m.

Man war so gütig, die Artillerie in unsrer Gegenwart exerziren zu lassen. Die Ausrüstung und Bewaffnung der Leute ist sehr gut, die Mannschaft hat ein frohes muntres Ansehen und bedient ihre Geschütze, deren Leichtigkeit und Nettigkeit selbst den Laien ansprechen würde, mit außerordentlicher Gewandtheit. Die Schnelligkeit, mit der sie zum Schuß kommt, ist überraschend, und ich kenne keine Artillerie, die der Nassauischen darin

gleich käme. Die Pferde sind schön, wurden bis jetzt aus Hannover bezogen, und der Remontepreis betrug zwanzig Friedrichsd'ors; da aber die Pferdezucht sich im Nassauischen mit jedem Jahre verbessert, so hofft man, diesen theuern Artikel künftig im Lande selbst zu gewinnen. In den Ställen, die sogar mit Luxus eingerichtet sind, frißt jedes Pferd aus seiner eigenen Krippe. Mit einem Wort, die Nassauische Artillerie ist ein durch und durch solides Institut, das jeden Sachkenner befriedigen und von dem er mit Hochachtung scheiden wird. Das Benehmen der Offiziere ist sehr ansprechend; sie sind gut unterrichtet und überaus gefällig und zuvorkommend.

Das Herzogthum Nassau mit seinen 82 Quadratmeilen und seinen 370,000 Einwohnern ist vielleicht das glücklichste Ländchen in ganz Europa, denn es besitzt — mit Ausnahme des Salzes — alles was es braucht, und könnte dreist eine chinesische Mauer um sein kleines Weichbild ziehen, ohne üble Folgen für den Verkehr mit dem Auslande, und wobei höchstens die Kolonialwaaren ausgenommen werden müßten. Es hat eine reizende Lage, besitzt einen großen Strom, gut bestandene Wälder, fette Wiesen, Bergwerke von edlen und unedlen Metallen, köstliche Heilquellen, reiches Ackerland, einen ergiebigen Weinbau, ansehnliche Vieh- und Pferdezucht, gute Menschen, und einen Fürsten, den es von ganzem Herzen liebt und verehrt. Ueberall im Lande scheint Wohlstand zu herrschen, und an baarem Gelde kann es nicht fehlen, so lange die Quellen von Schwalbach, Ems und Wiesbaden noch fließen, die alljährlich tausende und aber tausende von Fremden aus allen Weltgegenden herbeiziehen, von

denen jeder einen vollen Beutel mitbringt und einen leeren wieder zurückträgt.

Eine Promenade durch die Stadt und die Besichtigung des Kursaals füllten den Rest des Vormittags. Der Kursaal ist höchst elegant ausgeschmückt, was in einem so vornehmen Badeorte vorauszusetzen war. Eben hatte die Spielstunde geschlagen, der Banquier als Gott Plutus seinen Thron am grünen Höllentische bereits eingenommen, und die mit ihren Schürkrücken bewaffneten satanischen Helfershelfer warfen lauernde Katzenblicke nach mir und meinem Sohn aus, denn wenn ein Paar fremde Gesichter sich zeigen, so werden sie von jenen Bluthunden mit abgefeimtem Auge durchforscht, ob sie gimpelhaft genug aussehen, um ihnen in das immer offene Netz zu laufen. Den Sklavenhandel hat man durch Parlamentsspruch abgeschafft, aber der Seelenhandel an den Spielbanken dauert fort. So Mancher, der an den Heilquellen seine vorlorne Gesundheit wiederzufinden gedachte, hat in dem Gifte der neben ihnen aufgeschlagenen Spielbanken sich den physischen und moralischen Tod geholt, und mit Schaudern gedenke ich noch eines jungen holländischen Professors, der vor mehren Jahren mit mir zugleich in Ems war, den Rest seiner Gesundheit an der goldbedeckten Folterbank zu Grabe trug und als ein Bettler mit Weib und Kind bei Nacht und Nebel auf- und davongehen mußte. Es giebt keine größere Inkonsequenz als die diätetischen Vorschriften in Bädern und Gesundbrunnen; der Arzt verbietet sauere Speisen, hitzige Getränke und Aufregungen jeglicher Art; aber die verderblichsten aller Leidenschaften des Spiels und der sogenannten Liebe treiben frank und frei ihren entsetzlichen Unfug, und ihre Mördergruben

ben sind obenein privilegirt! Dem Himmel sey Dank! in einigen Bädern sind die Spielbanken bereits abgeschafft, und hoffentlich wird dieser Makel, der noch auf den sittlichen Zuständen des deutschen Vaterlandes ruht, bald ganz verschwinden.

An das prachtvolle Gebäude des Kursaals stößt eine Säulenhalle, worin geschmackvolle Mode- und Quincaillerie-waaren zu ziemlich hohen Preisen feil geboten werden. — Der angrenzende Park hat einzelne schöne Parthien, überhaupt hat Wiesbaden viel Großstädtisches und ein vorzüglich schönes Steinpflaster. Die Bäder sind gut eingerichtet, und der „Kochbrunnen", dessen Wasser künstlich und absichtlich über eine Lage von Kalkgestein geleitet wird, hat dadurch eine Temperaturwärme von 52 Grad R. angenommen.

Mainz.

Nachmittags trug uns ein eleganter Omnibus für die bescheidene Summe von 21 Xr. à Person von Wiesbaden nach Biberich, der Residenz des Herzogs von Nassau, der aber damals in Kissingen war, wo er zur tief gefühlten Trauer seiner treuen und biedern Unterthanen einen zu frühen Tod fand. Das Schloß zu Biberich hat ein wahrhaft grandioses fürstliches Ansehen, besonders von der Seite des dicht vorbeifließenden Rheins. Hinter dem Schlosse befindet sich ein weitläuftiger herrlicher Park, zu dem jeder anständig gekleidete Mensch zu allen Zeiten freien Zutritt hat, und in dem Park steht das sogenannte „Schlößchen", das eine alte Ritterburg im verjüngten Maßstabe vorstellt. Unter den Nebengebäuden zeichnen sich ein elegantes Treibhaus und ein sehr schöner Marstall aus. Ein russischer Kutscher in seiner Nationaltracht spannte so eben einen Postzug von vier wunderschönen russischen Schimmeln — Mann und Pferde Geschenke von St. Petersburg — vor eine Droschke, um den Pferden Motion zu machen. So vereinigen sich Kunst und Natur, Einheimisches und Fremdes, um Biberich zu einer der reizendsten Residenzen eines glücklichen

Fürsten zu machen, und die Lage des Städtchens am blauen majestätischen Rhein kann kaum schöner gedacht werden. — Da wir auf das Koblenzer Dampfschiff warten mußten, so fehlte es nicht an Zeit zum Spazierengehen, aber die unerträgliche Hitze trieb uns bald wieder an den Strom, wo doch wenigstens einige Kühlung herrschte. Um drei Uhr kam das Kölner Dampfschiff vorbei, bald darauf noch ein zweites, und endlich um fünf Uhr der lang ersehnte „Herzog von Nassau", der uns an Bord nehmen und nach Mainz führen sollte. Alle drei Schiffe waren mit Passagieren überfüllt, und man sagte uns, die Rhein-Dampfschiffahrt sey noch in keinem Jahre so lebhaft gewesen wie in diesem. Unser Schiff gehörte der Düsseldorfer Gesellschaft, war sehr geräumig und vortrefflich eingerichtet. — Die Fahrt bis Mainz hat in diesem flachen Theile der sonst so schönen Rheingegend viel Langweiliges, dauert aber glücklicherweise nur eine halbe Stunde. Desto herrlicher ist der Blick auf Mainz selbst, das sich mit seinem längsten Durchmesser am Ufer ausbreitet, und die Reize dieses imposanten Anblicks wurden noch durch den köstlichsten Abend erhöht. Ja, das Leben am schönen Rhein ist so herrlich, so mannichfach bezaubernd, daß man Jeden beneiden muß, dem sein Glücksstern dort einen dauernden Aufenthalt angewiesen hat.

Im Hafen und an der Schiffbrücke herrschten reges Treiben und Geschäftigkeit, was wir anfänglich für einen Volksauflauf hielten. Niemand fragte nach unserm Paß und kein Visitator beschnüffelte unser Gepäck, was seit dem Zollverbande aufgehoben zu seyn scheint, und noch um eins so freundlich kommt dem Reisenden ein fremder

Ort vor, wenn er ohne Vexation und Scheererei in sein Wirthshaus gelangt. Das Letztere war für diesmal eine schwierige Aufgabe, da alle Gasthöfe besetzt waren, und erst nachdem wir an mehre Thüren vergebens angeklopft hatten, öffnete der „Hof von Holland" uns ein Hinterstübchen im dritten Stock, womit wir einstweilen zufrieden seyn mußten. Es schickt sich zwar nicht, in Reisebeschreibungen viel von den Wirthshäusern zu sprechen; aber vor diesem „Hof von Holland" zu warnen, ist Christenpflicht, denn wer nicht gleich wie ein Engländer mit Kutsch' und Pferden hineinfährt, wird miserabel bedient und muß doch bezahlen wie ein Engländer.

Auch das alte ehrwürdige Mainz fängt an sich zu modernisiren, aber seinen ursprünglichen Charakter giebt es darüber nicht auf. Das Großherzogliche Schloß, worin jetzt der Gouverneur residirt, war ehemals ein deutsches Ordenshaus und ist sehenswerth; das neue Theater nicht minder, mit dem zugleich ein Lokal für Litteratur, Kunst und Gesang verbunden worden ist. Ueberhaupt kann man viele Tage in Mainz zubringen und täglich etwas Neues zu sehen bekommen. — Die Truppen sind sehr gut kasernirt und befinden sich wohl dabei, die Eintracht zwischen dem Oestreichischen und Preußischen Militair ist höchst erfreulich und wird von Seiten der höheren Behörden auf alle Weise befördert. Verfassungsmäßig wechselt das Gouvernement alle drei Jahre, und dieser Zeitpunkt war jetzt vor der Thür. Die Bürger verlieren den bisherigen Preußischen Vize-Gouverneur — Generallieutenant v. Müffling — sehr ungern, da er ihre Zuneigung und ihr ganzes Vertrauen besitzt, was bei so heterogenen Elementen, wie sie Mainz in sich vereinigt,

schon etwas sagen will und keine leichte Aufgabe gewesen seyn mag. Wir hatten die Ehre, von ihm zur Tafel gezogen zu werden, wobei mir der Vorzug ward, neben der eben so liebenswürdigen als geistreichen Wirthin zu sitzen, die auch im Gebiete der Kunst als Malerin Ausgezeichnetes leistet. — Nach der Tafel besuchten wir die Zitadelle in Gesellschaft einiger Freunde, bestiegen den grauen „Drusus", von dem man eine weite Fernsicht auf die blühende Gegend hat, und ritten sodann nach der Weißenauer Schanze. Die Herren Ingenieurs sind, so lange die Welt steht, reich an seltsamen Ideen gewesen, und auch diese Weißenauer Schanze giebt davon ein redend Zeugniß. Man sagte uns, der Baumeister hätte dabei hinter'm Berge gehalten und die eigentlichen Finessen der Kunst würden Einem erst klar, wenn man das Werk recht lange ansähe, wozu es aber leider an Zeit gebrach.

Auf dem Rückwege ließen unsre Begleiter in der „neuen Anlage" einige Erfrischungen geben, die wir bei der großen Hitze sehr dankbar annahmen. Die „neue Anlage" ist für die Mainzer schöne Welt ungefähr das, was der „Hofjäger" für die Berliner ist. Da es gerade Sonntag war, so hatte sich zahlreicher Besuch eingefunden und die breite Rheinallee war außerdem mit einem Strom von Spaziergängern angefüllt. Fast jeder Soldat hatte bei dem schönen Wetter sein herausgeputztes Mädchen am Arm, und gerade das soll der einzige streitige Punkt zwischen beiden befreundeten Nationen seyn, da die albernen Mädchen es lieber mit den blauen als mit den weißen Röcken halten.

Von dem Thurme der majestätischen Domkirche hat man eine vollständige Uebersicht auf die Stadt und ihre nächsten Umgebungen. Die Kreuzgänge des Doms sind etwas verfallen und auch die Kirche befand sich in Reparatur. Hier zeigt man auch das Grabmal des berühmten Dichters Frauenlob und der Gemahlin Karls des Großen, Fastradana; doch an beiden ist nicht viel zu sehen. Weit bemerkenswerther ist dagegen die auf einem freien Platz (dessen Namen ich vergessen habe) neu errichtete Statue Gutenbergs, ein Meisterstück von Thorwaldsen, die am 15. August 1837 — also zufällig an Napoleons Geburtstage — eingeweiht worden ist. Das Zusammentreffen ist so übel nicht, denn Beide verbreiteten eine neue Lehre, freilich der Eine mit Druckerlettern und der Andere mit dem Schwert. — Auch die Wachsperlenfabrik des Herrn Wagner ist sehenswerth und deren Fabrikate haben wegen ihrer täuschenden Aehnlichkeit mit ächten Perlen sich einen Ruf erworben. Der Besuch von Fabriken ist auf Reisen eine der angenehmsten und lehrreichsten Unterhaltungen, und ich kann versichern, daß ich keine verlassen habe, ohne nicht etwas dabei gelernt zu haben. Eine Perlenfabrik ist schon um deswillen bemerkenswerth, weil man diese Arbeiten so selten zu sehen bekommt. Herr Wagner ist ein gefälliger Mann, der sich ein Vergnügen daraus macht, den Fremden herumzuführen. Das Hauptgeheimniß bei der Perlenarbeit besteht in einem silberweißen chemischen Präparat von Fischschuppen, das in das Innere der Perlen gespritzt wird und ihnen den feinen matten Glanz giebt. Diese mühsame Arbeit wird von jungen Mädchen verrichtet, deren Finger an solche zarte Manipulationen gewöhnt sind. — Nicht minder interessant — aber freilich

in einer anderen Richtung — ist die Fabrik des Herrn Mappes, welche moussirenden Rheinwein verfertigt, der ein Surrogat für den Champagner abgiebt. Nachdem der Rheinwein, der ein durchaus reines Gewächs seyn muß, auf Flaschen gezogen ist, wird er im Keller aufgestapelt und periodisch umgedreht, bis alle Unreinigkeiten sich absondern und am Pfropfen sammeln. Später, wenn die Gährung vollendet ist, wird ein aus Zucker bereiteter spirituöser Liquor zugesetzt, und dieser ganze Prozeß dauert zwanzig Wochen. Der Wein moussirt ganz wie Champagner, ist ansehnlich wohlfeiler, soll auch gesünder seyn und hat einen sehr angenehmen verführerischen Geschmack. Es werden drei verschiedene Sorten fabrizirt, und damit wir praktisch darüber urtheilen könnten, bestand Herr Mappes darauf, daß wir uns durch alle drei durchkosten mußten. — Endlich, da ich doch einmal in das Kapitel der Fabrikate gerathen bin, erwähne ich eines berühmten Schuhmachers mit Namen Haidelberger, dessen Firma aber jetzt auf Herrn Schuhmacher übergegangen ist, und der also den Namen in der That führt. Ein dauerhafteres und zugleich eleganteres Schuh- und Stiefelwerk wird vielleicht in ganz Deutschland nicht verfertigt, aber komisch war es, daß ich meine Freunde, die in Mainz leben und wohnen, erst auf diesen Mann aufmerksam machen mußte, und so bewährte sich denn auch hier das Sprichwort, daß der Prophet in der eigenen Heimath wenig gilt, und wäre er auch ein Schuhmacher.

Die Bibliothek in Mainz soll neuntausend Bände stark seyn, aber wichtiger ist noch eine astronomische Uhr, welche der Franziskanermönch Alexis Johann († 1826) im Jahre 1807 beendigt hat, und die vielleicht

das kunstreichste mechanische Werk in der ganzen bekannten Welt ist. Die Uhr selbst, als solche, ist gerade das wenigste daran, die Hauptsachen sind aber das bewegliche Planeten- und Sternensystem. Professor Arntz, der betagte würdige Bibliothekar, hat eine Beschreibung dieses merkwürdigen Kunstwerks herausgegeben und war so gütig, es uns speziell zu erklären. Er forderte einige astronomische Fragen, z. B. „Wie wird am 12. Februar 1849 früh 6 Uhr 45 Minuten der Mond gegen unsere Erde stehen?“ und ließ sie durch die Uhr praktisch beantworten, wobei er blos den Zeiger auf eine eingetheilte Skala stellte, und hierauf das Werk in Bewegung setzte, welches sofort den Mond in die verlangte Position brachte, mit voller Berücksichtigung der zwischenfallenden Schaltjahre. Ueber die Unsumme menschlichen Verstandes, die dazu gehört haben muß, ein solches Kunstwerk herauszuklügeln, könnte man den eigenen verlieren, und nur der ausgeprägte Müssiggang des Klosterlebens, verbunden mit einer achtzehnjährigen Konsequenz — denn so lange hat Bruder Alexis Johann daran gearbeitet — ist einer solchen mechanischen Produktion fähig. Dabei ist der Verfertiger nicht einmal ein Uhrmacher von Profession gewesen und soll obenein sich der miserabelsten Werkzeuge haben bedienen müssen, weil er zu arm war, sich bessere zu kaufen. Friede seiner Asche! ein ähnliches Kunstwerk macht so leicht keiner ihm nach.

Es fand sich Gelegenheit, das Exerzitium von ein Paar Oestreichischen Kanonen mit anzusehen. Die Oestreicher sind bekanntlich sehr für ihre Einrichtungen eingenommen und eben keine Freunde von Neuerungen, desto höher ist es ihnen daher anzurechnen, daß sie 1839

von den Preußen Einiges angenommen haben, das bei diesen schon in dem Feldzuge von 1813 im Gebrauch war, nämlich das Aufsitzen der Mannschaft auf die Protzen bei der Fußartillerie. Auf ihr „Kavalleriegeschütz" halten sie gewaltige Stücke, und da sie damit zufrieden sind, so können Andre es auch seyn. Uebrigens sind sie die besten Kameraden, haben uns mit ächtem deutschen Biedersinn und brüderlicher Waffenfreundschaft aufgenommen, und bezeigen sich in Mainz auf alle Weise gefällig gegen ihre befreundeten Mitgenossen der edlen Geschützkunst, was Hochachtung und Anerkennung verdient. Der würdige Artillerie-Direktor Oberst L... gab uns einen militairischen Abendschmaus in seinem Garten, wo wir das Wohl unsrer gegenseitigen Kriegsfürsten im ächten Champagner — nicht aus der Mainzer Fabrik — tranken, und wo auch der heiligen Barbara als Schutzpatronin aller braven Konstabler ein Toast gebracht wurde, bis die kleine fröhliche Gesellschaft in Dämmerung gehüllt war und wir Mühe hatten, den Weg zum „Hof von Holland" zu finden. Lieber Leser, hüte Dich in Mainz vor Allem, was holländisch klingt und absonderlich vor diesem „Hofe von Holland", wo man — wie wir leider zu spät gewahr wurden — Rechnungen zu schreiben versteht, mit denen man die Schelde mit sammt der Waal und das ganze Bommelsche Moor überbrücken könnte.

Darmstadt.

Wer noch niemals auf einem Dampfschiffe gefahren ist, kann wahrscheinlich kaum die Zeit erwarten, bis die Klingel zur Abfahrt ruft; wer aber die Sache näher kennt, findet sie auf die Dauer doch ein wenig langweilig. Man bringt das Vorgefühl mit, schnell wie ein Vogel zu fliegen, erwartet, daß Städte, Dörfer, grüne Wiesen, lachende Auen wie in einer Ombre Chinoise an einem vorbeigehen und die Alleen am Ufer vor lauter Schnelligkeit wie ein Staketenzaun aussehen werden; sieht sich aber gewaltig getäuscht, besonders wenn die Fahrt stromaufwärts geht. Dazu kommt das monotone Geräusch der Maschine, der unerträgliche Qualm der Steinkohlen, die langweiligen Gesichter der Zeitungsleser und Leserinnen in der großen Kajüte, die langen dreieckigen Spleengesichter der vielen Engländer, das ewige Einerlei der geschäftigen Kellner, die mit der Serviette über dem Arm Trepp' auf und Trepp' ab laufen, der gemessene Gleichschritt eines reisenden Landjunkers, der mit Hülfe der lieben Familie im Hochsommer seine Wolle wieder unter die Leute zu bringen bemüht ist, die er seinen Schafen im Frühjahr abgeschoren hat — kurz, das gepriesene Dampfschiffen hat

bei allen Vorzügen seine starken Schattenseiten. Zum Ueberfluß gehörte unser Schiff nicht zur bessern Sorte und hätte um vieles geräumiger und reinlicher seyn können; auch ging die Fahrt sehr langsam, denn das Schiff brauchte volle vier Stunden, um die kleine Strecke von Mainz bis Gernsheim zurückzulegen, und wobei die Gegend — außer dem Vergnügen auf dem Vater Rhein zu schwimmen — nicht das geringste Bemerkenswerthe darbietet.

Unsre Reisegesellschaft war sehr zahlreich, doch fanden wir nur zwei bekannte Familien, den Baron v. W.... mit zwei höchst liebenswürdigen Töchtern, und einen ostpreußischen Schullehrer, der sich aber schon auf der Rückreise befand, weil seine Frau das Heimweh bekommen hatte — das Heimweh nach den Nathangenschen Wildnissen an den Ufern des Rheins! Man denke! — Zwei wohlunterrichtete Franzosen, die Gebrüder Marey, welche eine Reise durch Deutschland gemacht hatten und jetzt nach Straßburg fuhren, bildeten durch ihre lebhafte geistreiche Unterhaltung einen grellen Kontrast mit einem steifen langbeinigen Britten, der mit Lord Byron's Gedichten und einem Perspektiv bewaffnet, die Hände auf dem Rücken, stumm und taktmäßig mit krummen Knieen das Verdeck durchschritt wie eine Schildwache.

In Gernsheim ist die Weiterbeförderung der Reisenden zu Lande übel eingerichtet. Wir wurden mit Hab' und Gut in eine kleine einspännige Nußschaale geladen und in der brennendsten Sonnenhitze beinahe Schritt für Schritt nach Darmstadt geschafft. Die Chaussee dahin ist vortrefflich, aber die Gegend ohne allen Reiz, man trifft hier sogar auf Nadelholz, was man so nahe an der

schönen „Bergstraße" kaum vermuthen sollte. Eine Kavallerie-Ordonnanz ritt an unserm Wagen vorüber und der Fuhrmann gab in der Volkssprache die Erklärung, er sey ein „Schwohl'scheer". Das einzige Kavallerie-Regiment, das Hessen-Darmstadt besitzt, sind nämlich die Garde-Chevauxlegers. Diese Reiter tragen dunkelgrüne Kollets mit einer Reihe weißer Knöpfe, rothen Kragen und Aufschlägen, weiße metallne Schuppen-Epaulets, grüne Pantalons mit rothen Streifen und zum kleinen Dienst sogenannte Spenzer zum Haken, was nicht übel kleidet. Die Kaskets sind mit Messing, die der Offiziere mit Silber garnirt und haben oben einen Kamm von Bärenpelz. Die Uniform ist eben so geschmackvoll als zweckmäßig. Das Regiment besteht aus drei Divisionen, jede zu zwei Eskadrons, und ist im Frieden 695, im Kriege aber 1300 Pferde stark, was wohl zu viel seyn möchte, so verderblich es auch sonst ist, wenn die Kavallerie-Regimenter zu schwach sind. Das Regiment ist vorzüglich schön beritten und die Reiter sollen vortrefflich ausgebildet seyn.

Der Eintritt in Darmstadt von der Heidelberger Seite ist recht freundlich und eine schöne Allee von vier Reihen Bäume erinnert an die Frankfurter Chaussee vor Berlin. Man fährt bei einem allerliebsten Landhause vorbei, das dem Prinzen Emil gehört. Uebrigens ist die Gegend ganz flach, und die zahlreichen Gewässer, welche die Landkarte hier angiebt, waren entweder ausgetrocknet oder haben niemals existirt; die Kartenmacher schreiben wie die schlechten Schriftsteller häufig einer vom andern ab.

Der „Hof von Darmstadt“ ist eins der elegantesten Hotels, groß und imposant, und der Balkon im Sommer mit Blumen besetzt, was dem Hause ein gar vornehmes Ansehn giebt. Die Wirthstafel war noch im vollen Gange als wir ankamen, und einige Kavallerieoffiziere schienen hier abonnirt zu seyn. Soldaten und Schauspieler werden leicht mit einander bekannt, die Ersteren sehen sich aber nicht mit so scheelen Augen an, wenn ein fremder Gast bei ihnen auftritt. Der Lieutenant v. S.... bot sich mit vieler Höflichkeit sogleich zu unserm Führer an und brachte uns nach Tische zum Hauptmann v. H...., der Brigadeadjutant beim Prinzen Wittgenstein ist. Mein Name war ihm nicht unbekannt, und wir fanden daher die freundlichste Aufnahme. Auf den hiesigen Militair-Etablissements liegt kein Interdikt wie in Kassel, und deren Besichtigung steht jedem fremden Offizier frei, der hier mit Auszeichnung aufgenommen und behandelt wird. — Noch am nämlichen Nachmittage besuchten wir die Infanteriekaserne, deren Einrichtung uns gerühmt worden war, und nahmen zuerst die sehr zweckmäßigen Küchen in Augenschein. Der Heerd ist mit einer Eisenplatte bedeckt, worin sich zehn Kochlöcher befinden, deren jedes einen Kessel für 50 Mann enthält, und je zwei und zwei solcher Kessel gehören einer Kompagnie. Neben den Kesseln waren die Nummern der Kompagnien im Bataillon mit Kreide aufgeschrieben, was täglich wechselt, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß in den hinteren Kesseln, welche dem Schornstein zunächst stehen, die Speisen später gar werden als in den vorderen, und es folglich in der Billigkeit liegt, diesen kleinen Nachtheil täglich bei den Kompagnien wechseln zu lassen. Die Holzersparniß bei dieser Kochanstalt ist außerordentlich groß, und ein

einziger Arm voll reicht für den täglichen Bedarf eines ganzen Bataillons hin. Da der Mittag längst vorüber und die Küche bereits wieder spiegelblank gescheuert war, so fand sich keine Gelegenheit das Essen zu kosten; allein die Soldaten erklärten sich mit unverstellter Freude damit zufrieden, und den Beweis lieferten ihre vollen Pausbacken **ad hominem.** Uebrigens muß täglich eine Portion Essen in das Großherzogliche Palais geschickt werden, deren Prüfung den Großherzog überzeugt, ob seine Soldaten auch so gespeist werden, wie es sein Wille und Befehl ist. — Das Brod habe ich gekostet; es war, was man bei uns schmackhaftes Landbrod nennt, sehr gut ausgebacken und stach gegen das übliche Kommißbrod mit seiner Hechselmosaik und Sepiafarbe gewaltig ab; nun, 6582 Soldaten — denn so viele unterhält Darmstadt im Frieden — lassen sich schon allenfalls mit feinem Brode speisen.

Da doch einmal von der numerischen Stärke dieser kleinen aber vortrefflich organisirten Armee die Rede ist, so will ich ihren Etat hier angeben. Zu demselben gehört: der Generalstab, zwei Kompagnien Fuß- und eine halbe Kompagnie Reitende-Artillerie, nebst dem Artillerie-Train, der noch ein Erbstück von den Franzosen ist; ferner das Garde-Chevauxlegers-Regiment, vier Infanterie-Regimenter, jedes zu zwei Bataillonen, und eine Sappeur-Kompagnie, wonach das Armee-Korps im Frieden 6582 Mann und 850 Pferde, im Kriege aber 9461 Mann mit 2112 Pferden stark ist. — Einige nähere Details zu geben, die vielleicht von Interesse seyn möchten, behalte ich mir vor, und kehre jetzt wieder zur Infanterie-Kaserne zurück. — Die Front derselben ist nach einem

edlen Styl ganz neu erbaut, der Hof und die Nebengebäude sind aber etwas winklig. Eins der letzten ist früher ein Theater gewesen und wird jetzt als Fechtsaal benutzt. Wie sehr mich das Bajonetfechten interessirt, habe ich schon früher erzählt und nahm daher das zuvorkommende Anerbieten, einigen Gängen beizuwohnen, mit Vergnügen an. Nicht zu läugnen ist, daß der süddeutsche Soldat eine große natürliche körperliche Gewandtheit besitzt, was ihm das Bajonetfechten ungemein erleichtert, um das sich der leider zu früh gestorbne Baron v. Selmnitz durch seine vortreffliche Anleitung ein wahres Verdienst erworben hat. Hier in Darmstadt wird die Sache mit großer Liebe und dem besten Erfolge betrieben. Der erste Fechtmeister entwickelte eine Schnellkraft und Gewandtheit, die in der That überraschend waren. Später folgten auch einige Gänge auf Stich und Hieb, wobei die wackern Fechter, in der Freude sich vor zwei fremden Offizieren zu produziren, so in Eifer geriethen, daß ich versöhnend einschreiten zu müssen glaubte, um einen Unfall zu verhüten. Ja, es ist ein ganz eignes Ding um die Lebendigkeit des Südens und man wird wahrhaft davon erfrischt. — Der Menschenschlag in der Großherzoglichen Infanterie ist nicht groß, ja die Voltigeurs sind sogar klein zu nennen, aber kräftige Naturen und von strotzender Gesundheit. Eine Sektion wurde so eben von ihrem Unteroffizier revidirt; die Gewehre sind von Französischer Form, haben noch Steinschlösser und der Ladestock wird beim Laden umgedreht. — Später zog die Wache auf, wobei man nicht wenig erstaunte, hier noch den langsamen Schritt aus der guten alten Zeit zu finden, die bei aller ihrer Langsamkeit doch nicht einmal sicher schritt.

Ich besuchte auch den Lieutenant Baron v. L . . . . , mit dem ich im Jahre 1835 bei Kalisch zusammengewesen war, und wir erinnerten uns mit Vergnügen der berühmten Manövertage, die so viel Geld, Pulver und Champagner gekostet, aber schwerlich ihren eigentlichen Zweck erfüllt haben. — Zum Beschluß machten wir eine Promenade durch die Stadt. Die schönste Straße ist offenbar die Rheinstraße in der Neustadt; allein von den zwanzigtausend Einwohnern ließen nur wenige sich sehen, wie es fast in allen großen Residenzen kleiner Staaten der Fall ist. Das Steinpflaster ist ganz vortrefflich, und diese Annehmlichkeit hat von vorne herein viel Bestechendes für den Fremden, während man einem Ort förmlich gram werden kann, auf dessen Straßenpflaster man Milzstechen bekommt. — Darmstadt hat viele schöne, modern gebaute Häuser, einige hübsche freie Plätze und elegante Thore von guter Architektur. Bemerkenswerth ist das ehemals feste Schloß mit seinem zu einem blühenden Garten und anmuthigen Promenaden umgeschaffenen Graben, und im Innern des Schloßhofes befindet sich ein Epheuwuchs, der vielleicht nirgends von solcher Stärke und Ueppigkeit angetroffen wird. Der Großherzogliche Marstall ist sehr noble eingerichtet und enthält gegen 160 schöne Hengste, worunter 70 Landbeschäler, während die übrigen für den Privatdienst des Hofes bestimmt sind.

Das Militair scheint im Darmstädtschen im guten Ansehen zu stehen, und Seine Königliche Hoheit der Großherzog erscheint bei allen öffentlichen Gelegenheiten stets in Uniform, was für ein gutes Zeichen gelten kann. Da auf den 152 Quadratmeilen des Landes 750 tausend Einwohner leben, so ist bei der vorhin angegebenen Stärke

der

der kleinen Armee jeder hundertundzwanzigste Kopf ein Soldat. Der Landesfürst steht selbst an der Spitze des Kriegsministeriums, und dieses ist wieder die oberste Militairbehörde. — Der kleine aber fleißige Generalstab, dem befremdenderweise die Sappeur-Kompagnie zugetheilt ist, besteht aus sehr wissenschaftlichen Offizieren, in deren Umgange man sich wohlgefällt. Darmstadt hat von jeher gute topographische Arbeiten geliefert, wovon die schöne Haas'sche Karte — deren Zeichenmanier freilich jetzt veraltet ist — einen Beweis giebt, und die bei der neuen großen Landesvermessung gewiß hat benutzt werden können. Auf welcher erfreulichen Stufe überhaupt die Litteratur hier steht, davon zeugt die seit einer Reihe von Jahren mit so vieler Umsicht redigirte „Allgemeine Militair-Zeitung", welche bereits zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden ist, obgleich ihr Hauptredakteur kein Militair vom Fach, sondern ein Ministerialrath ist, der sich aber von gescheuten Offizieren thätig unterstützt sieht. Diese Zeitung erfüllt vollkommen ihre Bestimmung und entfernt sich nur selten von ihrer Tendenz, und wenn sie fortfährt, sich frei von leidenschaftlichen Urtheilen und verletzenden Aufsätzen zu halten, so wird sie vom In- und Auslande stets gern gelesen werden. — Für den Generalstab besteht hier eine weise Einrichtung, nämlich wenn die Offiziere dieses Korps bis in die ältere Hälfte der Hauptleute hinauf avancirt sind, so treten sie in die Regimenter zurück, aus denen sie hervorgegangen sind, können aber später wieder als Stabsoffiziere in den Generalstab treten. Dies hat den großen Vortheil, daß der Generalstab niemals ein Monopol für Nepoten werden kann, an denen es sonst in keiner Armee zu fehlen pflegt, und daß die Offiziere mit der praktischen Kennt-

niß der Truppen wieder vertraut werden. Darum wissen die hiesigen Generalstabsoffiziere in dem eigentlichen Waffenwerke gut Bescheid und sind sogar in der Artillerie keine Fremdlinge. Ihre Uniform hat viel Aehnlichkeit mit der Preußischen, nur die silbernen Kragenlitzen fehlen, sonst aber ist die Grundfarbe dunkelblau mit karmoisinrothen Abzeichen und silbernen Knöpfen. Die Generalsuniform schmeckt etwas Französisch, da Taille und Taschenpatten mit reicher Stickerei besetzt sind. Die Gradauszeichnungen bei den Offizieren sind etwas künstlich und erfordern ein besonderes Studium, und die Kontre-Epaulets erinnern ebenfalls an die Franzosen. — Gleich hinter dem Generalstabe rangirt die Kavallerie; sie trägt schwarzes Lederzeug, gekrümmte Säbel ohne Korb, und hat Ungarische Pferderüstung, wobei ein Schaffell über der Schabracke liegt. — Hinter der Kavallerie rangirt die Artillerie, bei der, wie schon bemerkt, der Bespannungstrain von der Bedienungsmannschaft getrennt ist. Die Reitende-Artillerie trägt dunkelblaue Kollets, die Fuß-Artillerie dergleichen Röcke, beide mit schwarzem Kragen, schwarzes Lederzeug, aber weiße Knöpfe. Die Fuß-Artillerie ist mit Infanteriegewehren und dem Französischen Voltigeursäbel bewaffnet, die Fahrsoldaten sind leider wie Infanteristen ausgerüstet. Die Geschütze sind leicht und haben, was die Franzosen eine gute Roulage nennen. Uebrigens hat die hiesige Artillerie manche sehr gute Einrichtungen, welche näher kennen zu lernen wohl die Mühe lohnt. — Erst hinter der Artillerie rangirt die Infanterie. Sie ist wie bei uns in Brigaden zu zwei Regimentern formirt, das Regiment aber nur zu zwei Bataillonen, in denen die fünfte eine Schützen- oder Voltigeur-Kompagnie ist. Die gesammte Infanterie trägt

dunkelblaue Röcke mit einer Reihe Knöpfe, und dunkelblaue Pantalons. Die Aufschläge sind farbig und bei den vier Regimentern verschieden. Die Czakots sind den Preußischen ähnlich, werden aber stets mit voller Dekoration und ohne Ueberzug getragen, und haben bei den Leibgrenadieren vorne das Großherzogliche Wappen als Schild. Das Lederzeug ist weiß, auch bei den Schützen.

Den Personaldienst beim Großherzog versieht eine aus bravgedienten Veteranen formirte Garde du Korps, die einen General zum Kommandeur hat und 49 Reiter im Range eines Korporals stark ist. Ihre Uniform ist reich mit Silber verziert, und die hohen Stulpstiefeln, der dreieckige Federhut, die schweren Pallasche und Stulphandschuhe geben ihnen ein recht stabiles würdevolles Ansehen.

Die Gehälter sind dem Nennwerthe nach in der Darmstädtschen Armee allerdings kleiner als in der Preußischen; allein in einem Lande, wo so zu sagen Milch und Honig fließt, mag sich ganz gut davon leben lassen, da man im südlichen Deutschland mit einem Gulden — 17 Sgr. 4 Pf. — etwa so weit kommt, wie im nördlichen mit einem Thaler. Desto lästiger ist es für diejenigen Offiziere, welche Rationen beziehen, daß sie keinen Soldaten als Burschen, sondern dafür ein sehr unbedeutendes Bedientengeld bekommen; aber noch befremdender wäre es, wenn, wie behauptet wird, die Adjutanten der Infanterie keine Rationen bekämen. Dagegen existirt hier die Einrichtung, daß die 16 ältesten Lieutenants, welche in dieser Charge 15 Jahre gedient haben, eine jährliche Zulage von 100 Fl., und die 10 ältesten

Hauptleute nach zwanzigjährigem Offizierstande jährlich 200 Fl. Zulage beziehen, was auf den ersten Anblick zwar ungemein wohlwollend erscheint, aber große Vorsicht nothwendig macht, wenn keine Mißbräuche entstehen sollen. Auch die Unteroffiziere beziehen wie bei uns Soldzulagen, und zwar bringt jedes Dienstjahr über sechs Jahre einen jährlichen Zuschuß von 1 Fl. ein. Die Pensionen sind liberal dotirt, auch fehlt es nicht an milden Stiftungen für Offiziere und Soldaten, wogegen der Heirathskonsens — wie wohl überall — an gewisse Bedingungen geknüpft ist und den Sekondelieutenants nur in ganz besonderen Fällen ertheilt wird.

Die Bildungsanstalten anlangend, so befindet sich in Darmstadt eine eigne Militairschule für junge auf Beförderung dienende Leute, so wie für Offiziere aller Waffen, woran auch fähige Unteroffiziere und die Kadetten Theil nehmen können. In der Armee herrscht überhaupt viel Sinn für Wissenschaftlichkeit, und wer sonst Vergnügen daran hat, findet in Darmstadt seine Rechnung. Die Militair-Schule besitzt eine ganz artige Bibliothek, eine kleine aber gewählte Modellsammlung, mathematische Instrumente, so wie einen physikalischen und chemischen Apparat. Außerdem besitzt noch jedes Regiment seine eigne Bibliothek.

In Bezug auf Beförderung zu höheren Stellen soll hier eine besondere Einrichtung stattfinden; wenn nämlich die Tour zum Major an einem Hauptmann steht, der eine solche Beförderung aus irgend welchem Grunde nicht wünschen möchte, so soll es ihm frei stehen, auf dem Dienstwege davon Anzeige zu machen, und eine

solche freiwillige Verzichtleistung soll, wie man vielleicht erwarten möchte, das Ansehen des Offiziers in keiner Art schwächen, sondern im Gegentheil ihm günstig ausgelegt werden.

Die obige gedrängte Uebersicht wird zur Genüge darthun, daß es im Großherzogthum Hessen viele schöne militairische Einrichtungen giebt, welche werth sind, daß man sie näher kennen lernt. Rechnet man die große Zuvorkommenheit und herzliche Kameradschaft hinzu, mit welcher der fremde Offizier dort aufgenommen wird, so ist zu begreifen, daß keiner von ihnen Darmstadt unbefriedigt wieder verlassen wird. Deshalb fehlt es dort auch selten an Besuchern, und ich selbst bin mit zwei Kameraden und lieben Freunden aus Dresden hier zusammengetroffen, die sich eben so zufrieden und mit derselben Dankbarkeit äußerten, wie ich selbst mich dazu verpflichtet fühle.

Unter den öffentlichen Gebäuden ist das Zeughaus besonders bemerkenswerth, und kein Architekt sollte es zu sehen versäumen. Das Dach desselben ist ein merkwürdiges Hängewerk ohne Pfeiler oder Stützen, das sich in sich selbst trägt. Das Haus ist 319 Fuß lang, 151 Fuß breit, der untere Saal 32, das ganze Gebäude mit dem Dach 83 Fuß hoch; gewiß achtbare Dimensionen! Ludwig **IX.**, der Großvater des jetzt regierenden Großherzogs, hat es 1771 erbauen lassen; der Baumeister war aber kein Geheimer Ober-Bau- oder gar Regierungsrath, sondern ein schlichter Zimmermeister ohne vornehmen Titel, obenein mit dem ächtbürgerlichen Namen: Schuhknecht, aus Darmstadt gebürtig. — Nicht minder se-

henswerth ist die neue katholische Kirche, rund und in Kuppelform wie die Berliner, so wie das neue Theater mit zwölf Eingängen und einem Thor, um unter die Bühne fahren zu können, das ich leider aus Mangel an Zeit nicht näher in Augenschein nehmen konnte. Die Bühne selbst soll groß und geräumig seyn, der Saal fünf Reihen Logen haben und bequem 1600 Personen fassen. Auch der Saal im neuen Kasino, das 400 Mitglieder zählt, soll unter die schönsten in Deutschland gehören, aber auch auf dessen Besichtigung mußten wir aus Zeitmangel verzichten. Ja, die Zeit! die Zeit! Sie verrinnt auf Reisen noch schneller wie das Geld, wenn man sich nur einigermaßen etwas umsehen will. Aus demselben Grunde war es uns auch nicht möglich, die reizenden Umgebungen kennen zu lernen, an denen Darmstadt Ueberfluß haben soll, nicht einmal „Ober-Ramstadt", den Geburtsort Lichtenbergs, des scharfsinnigen Auslegers der Hogarthschen Kupferstiche, der dabei Dinge herausgefunden hat, die vielleicht der Zeichner selbst nicht geahnt hatte. Man rühmte auch den „Busenberg", die „drei Brunnen" in einem romantischen Wäldchen, die „Rosen-" und „Ludwigshöhe", die „Silberquelle" am Kranichstein und noch andere Lustörter, so daß Tage und Wochen dazu gehört haben würden, alle diese niedlichen Parthien kennen zu lernen.

Meldungen und Visiten nahmen einen ganzen Vormittag hinweg. Um Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog vorgestellt zu werden, machte ich dem General-Adjutanten, Prinzen v. Wittgenstein, der zugleich Chef des Garde-Chevauxlegers-Regiments und Kommandeur der 1sten Infanterie-Brigade ist, meine Aufwartung. Er

ist ein schöner Mann von imponirendem Aeußern, und erinnert im Gesicht und Haltung an den Kaiser Nikolaus. Der Fürst hat etwas ungemein Gewinnendes und Einnehmendes in seinem Wesen, ist lebhaft im Gespräch, und entwickelt eine genaue Bekanntschaft mit der neuern Litteratur, so daß die halbe Stunde, in welcher er mich mit seiner Unterhaltung beehrte, zu den angenehmsten gehörte. — Von da ging ich nach dem Palais des Prinzen Karl, um der Prinzessin vorgestellt zu werden; denn wie könnte ein Preuße nach Darmstadt kommen, ohne dieser liebenswürdigen Fürstin, der Nichte Sr. Majestät, seine Ehrfurcht zu bezeigen! Das fürstliche Paar war ausgefahren, jedoch erhielt ich durch die Hofdame vom Dienst die Weisung, am andern Vormittag mich wieder zu melden. Das Palais ist ein schönes Gebäude, und liegt in Verlängerung des Platzes, auf dem die neue katholische Kirche gebaut ist. Von der Rampe des Palais hat man eine Aussicht auf die Rheinniederung, und vorne liegt ein Park, der neu angelegt zu seyn scheint und noch wenig Schatten bietet.

Am Nachmittage sahen wir die Artilleriekaserne, den Modellsaal und die Bibliothek. Hier befindet sich auch das Modell eines Forts, das zu einer Preußischen Rheinfestung gehört. So etwas kommt wohl vor.

Der Chef der Artillerie war so höflich, uns in seinem eigenen Wagen nach dem Schießplatz zu fahren, woselbst einige Uebungen im Scharfschießen abgehalten wurden. Der Schießplatz ist zweckmäßig eingerichtet und das sogenannte Polygon sogar mit Mauerwerk bekleidet. Bei der Uebung herrschte viel Ordnung und Ruhe, und

man sah den Artilleristen an, daß sie ihr Fach verstehen und ihrer Sache gewiß sind; gegen das Exerzitium ließe aber Manches sich einwenden, weil das Hessische Reglement dem Französischen nachgebildet und etwas weitläuftig ist. Schon um Uebereinstimmung in die Reglements der deutschen Bundesstaaten zu bringen, wäre es zu wünschen, daß einige Armee-Korps einmal zur Uebung zusammengezogen würden. — Leider ist die Dienstzeit auch bei der Großherzoglichen Artillerie zu kurz, dem Namen nach zwar sechs Jahre, aber den größten Theil dieser Zeit ist der Mann in seiner Heimath auf Urlaub; indessen sucht man wie bei uns das Uebel durch verdoppelten Eifer von Seiten der Offiziere und Lehrer, so wie durch sehr zweckmäßige Instruktion, von der alles Ungehörige entfernt ist, auszugleichen. Früher und noch bis zum Jahre 1806 dienten die Soldaten allerdings zwanzig Jahre, jetzt lernen sie in eben so vielen Monaten doppelt so viel, und wenn die kostbare Zeit nicht mit mancherlei unnützen Dingen getödtet würde, könnte noch viel mehr geleistet werden. Darin sind Alle einverstanden, aber Niemand thut etwas dazu, dem Uebel zu steuern; daran ist nichts schuld als der lange Frieden. Nun, es erreicht ja jedes Ding in der Welt sein Ende, folglich wird auch der Frieden sein Ende erreichen; damit trösten wir uns nun schon fünfundzwanzig Jahre lang.

Am andern Tage begab ich mich wieder in das Palais des Prinzen Karl. Die Prinzessin empfing mich in ihrem Wohnzimmer mit der ihr eigenen lieblichen Freundlichkeit; sie hat ein blühendes Aussehen und ist etwas stärker geworden. In ganz Europa giebt es vielleicht kein glücklicheres Fürstenpaar! Zwei bildschöne Kinder,

die Prinzen Louis und Heinrich, sind der Stolz und die Freude der jugendlichen Mutter, und Mutterliebe bleibt der Frauen schönster Schmuck, so in niederer Hütte wie auf dem Thron. In der Unterhaltung entwickelt die Prinzessin eine hinreißende Anmuth, als ein Erbtheil ihrer hohen Mutter, welche wie die unvergeßliche Königin Luise die beglückende Kunst versteht, sich die Herzen zu unterwerfen. Mit kindlicher Sorglichkeit fragte die Prinzessin nach dem Befinden der geliebten Eltern und Geschwister; ich mußte genau berichten, wie ich Alles in Berlin gefunden hatte. „Sehen Sie“ — und dabei zeigte sie mit der Hand nach einigen Schildereien — „das ist das Berliner Schloß, dort oben habe ich gewohnt mit meinen Brüdern Adalbert und Waldemar, ach! es waren glückliche Zeiten! Die Eltern haben mir diese Bilder geschickt, sie hätten mir keine größere Freude machen können, und so bin ich auch hier umgeben von meinen liebsten Erinnerungen, und bin sehr, sehr glücklich.“ Dabei preßte sie den kleinen Prinzen Louis, der im Zimmer spielte, voll Zärtlichkeit an sich, und das blonde Herrlein mußte dem fremden Kriegsmann die Hand reichen. Die Scene hatte etwas so unaussprechlich Rührendes, daß mir — ja ich schäme mich nicht es zu sagen! — unwillkürlich die Thränen in die Augen traten. — Der Prinz war ausgeritten, und schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, ihn kennen zu lernen, als unvermuthet sein Jäger mich Nachmittags wieder in das Palais rief, weil der Prinz mich zu sehen befVhle. Er ist ein freundlich leutseliger Herr von höchstens dreißig Jahren, ist Oberst in Oestreichischen Diensten, war aber nicht in Uniform. Er erkundigte sich nach dem Zweck meiner Reise, sagte

mir einige angenehme Dinge über mein litterarisches Wirken und entließ mich auf das Huldvollste.

Um ein Uhr war ich zur Tafel beim Großherzog befohlen, und hielt es für angemessen, vorher dem Hofmarschall Grafen Löhrbach Visite zu machen, der zugleich Generalintendant der hiesigen Hofbühne ist, und die Höflichkeit hatte, mich in seinem Wagen mit nach dem Schloß zu nehmen. Vor der Tafel wurde ich Sr. Königl. Hoheit dem Großherzoge vorgestellt, wobei der Fürst Wittgenstein und mehre Hof-Kavaliere zugegen waren. Der Großherzog schien sich zu freuen, daß ich Interesse für die Militaireinrichtungen Darmstadts zeigte und unterhielt sich über mehre dahin einschlagende Gegenstände. Er ist ein rüstiger Sechziger, von hoher Gestalt, und trug die Uniform seines Leibgrenadierregiments. Die Tafel war in einem Gartensalon servirt. Ich erhielt meinen Platz neben einer artigen jungen Dame, deren Gemahl Oberstlieutenant ist und zugleich eine Hofcharge bekleidet, und mit der es sich recht angenehm sprechen ließ. Ueber Tafel war die Unterhaltung ungenirt und lebhaft, wozu des Großherzogs joviale Laune nicht wenig beitrug, und was den Gaumen anbetrifft, so würde selbst ein Professor der Gastronomie seine Rechnung dabei gefunden haben. Gewissermaßen ist es peinlich, in einer fremden Hofgesellschaft, wo man Niemand kennt, zu speisen; doch als Soldat findet man sich leicht zurecht, um so mehr hier, wo dem Fremden so viele Zuvorkommenheit von allen Seiten zu Theil wird, und selten ist mir eine Mittagsstunde so schnell und so angenehm vorübergegangen. Aus der Wendung der Gespräche ließ sich leicht entnehmen, daß man an dieser Tafel an geist-

reiche Unterhaltung gewöhnt sey, und troß des Ueberflusses an Speisen bin ich fast hungrig vom Tisch aufgestanden, weil Rede und Gegenrede kaum Zeit zum Essen übrig ließen.

Da es noch hell am Tage war, so benutzten wir dies, um die hiesige Münze kennen zu lernen, und fanden bei dem Münzrath Rößler eine höchst gefällige Aufnahme. Der hiesige Münzapparat ist sehenswerth und die mechanischen Einrichtungen sind mir sehr zweckmäßig vorgekommen. Eine Dampfmaschine, deren Konstruktion gerühmt wird, setzt die verschiedenen Münzwerke in Bewegung. Nachdem die Silberplatten gewalzt und mit Hülfe der sogenannten „ewigen Kette" gestreckt sind, werden die rohen Scheiben ausgestanzt und sodann gewogen; fallen einzelne noch zu schwer in's Gewicht, so werden sie mittelst einer eignen Maschine behobelt. Noch muß ich bemerken, daß man die Platten, damit sie von den Streckwalzen ergriffen werden können, vorne mittelst einer sechseckigen Walze abschärft, was recht sinnreich erfunden zu seyn scheint, und eben so die Maschine, welche den Münzen die Ränder giebt. Das Prägen geschieht wie gewöhnlich mit einem Balancier, aber die ausgeprägten Stücke werden durch einen besondern Mechanismus unter der Druckschraube weg und eine neue rohe Scheibe dafür hineingeschoben, was früher der Arbeiter mit den Fingern besorgen mußte, und wobei hie und da einer um ein Glied zu kurz kam. Wahrscheinlich befindet sich dieser zweckmäßige Mechanismus bereits bei allen neueren Münzpressen und ich erzähle dadurch den Münzkünstlern nichts Neues, aber ich habe mir einmal vorgenommen, Alles niederzuschreiben, was mir von

Interesse erschienen ist; man kann wenigstens daraus ersehen, daß das Münzwesen in Darmstadt mit der Zeit fortzuschreiten bemüht ist. Es waren so eben neue „Rheinische Guldenstücke" in Arbeit, zu $17\frac{1}{3}$ Preuß. Silbergroschen, und da diese Münze in allen Staaten des großen Zollverbandes ihre volle Gültigkeit hat, so ist dadurch ein wichtiger Schritt zur Vereinfachung des deutschen Verkehrs geschehen. Die Rechnung nach Gulden und Kreuzern scheint nur im ersten Augenblick unbequem, bei einiger Uebung ist sie sogar bequemer als die unsrige nach Thalern und Silbergroschen, weil der Gulden ohne Bruch sich durch 12 theilen läßt, der Thaler aber nicht.

Leider setzte gegen Abend ein gelinder Landregen ein, der uns an das Zimmer fesselte, aber wir gewannen dadurch auch Zeit, Notizen über das viele in Darmstadt erlebte Interessante niederzuschreiben, und so ist denn abermals kein Ding in der Welt so schlimm, daß es nicht auch zu Etwas gut wäre. — Ich habe in Darmstadt recht viele interessante Menschen kennen gelernt, viel Schönes gesehen, und werde beständig mit Dankbarkeit an die wohlwollende freundliche Aufnahme zurückdenken, die ich hier von allen Seiten gefunden habe. Die Kameraden sind auf alle Weise bemüht gewesen, uns den kurzen Aufenthalt angenehm zu machen, und die Erinnerung daran wird stets in unserm Herzen fortleben.

Manheim. — Heidelberg.

Das Zurückschaffen der Passagiere von Darmstadt nach Gernsheim zur Aufnahme in das Dampfschiff ist besser eingerichtet, als das Hinschaffen von Gernsheim nach Darmstadt, man fährt nämlich in einem bequemen Omnibus. Bei Gernsheim befindet sich eine fliegende Brücke über den Rhein und neben dem Dampfschiffsbüreau eine Badeanstalt, wo man warme und auch Flußbäder haben kann, die ersteren nach Maßgabe der Eleganz des Badekabinets zu 20 bis 24 Xr., die letzteren zu 8 bis 10 Xr. Ein Unterkommen finden die Kurgäste in den nächsten Häusern von Gernsheim, was aber bei einer Entfernung von einer Achtelmeile und in ungünstiger Witterung manche Unbequemlichkeit hat, und weshalb auch das Bad im Ganzen nur wenig besucht seyn mag.

Die Dampfschiffahrt auf dem Rhein ist für die Reisenden dadurch sehr bequem, daß man im ersten besten Büreau, wo es auch sey, eine Karte lösen kann, die auf der ganzen Tour zwischen Düsseldorf und Straßburg — beiläufig achtzig Meilen — zu allen Zeiten Gültigkeit hat. Man kann also aussteigen wo und wann man will,

was jedesmal auf der Karte förmlich vom Reisekonto abgeschrieben wird, und kann sich später an irgend welchem Orte, bei dem das Dampfschiff vorbei fährt, wieder aufnehmen lassen, so daß der Reisende an keinen Ort und an keine Zeit gebunden ist, und wobei er sogar noch wohlfeiler reis't als auf einzelnen Touren. Schade, daß diese vortreffliche Einrichtung sich nicht auch auf die Schnellposten übertragen läßt, was freilich aus einleuchtenden Gründen nicht möglich ist. Auch im Gewicht der Bagage ist man ganz ungenirt, es sey denn man führte Pferde und Wagen bei sich, wie ein Englischer Passagier, mit dem wir später zusammentrafen. — Um halb zehn Uhr kam die „Prinzessin Marianne" von Mainz an, mit der wir nach einem kurzen Aufenthalte sogleich weiter fuhren. Unter den Passagieren machte sich ein Herr in dunkelfarbigem Sammetrock und sonstiger äußeren Eleganz bemerkbar, der seinen eigenen Reisewagen und eine wunderhübsche Tochter bei sich hatte, die, wenn alle Schwäbinnen so reizend sind, ein recht vortheilhaftes Bild von dem weiblichen Heranwuchs dieses Landes abgab. Der Herr Vater that sehr vornehm und die reich geschmückte Tochter ließ auf große Wohlhabenheit schließen. Wir erfuhren später, daß er ein berühmter baronisirter Buchhändler und zugleich **scher Landstand sey, was ich jedoch nicht verbürgen will; daß aber der schwäbische Dialekt in einem reizenden Munde ganz allerliebst klingt, habe ich mit eigenen Ohren gehört. — Die übrigen Passagiere erregten keine Aufmerksamkeit.

Mittags zwei Uhr langte das Dampfschiff bei Manheim an. Hier lernten wir einen neuen Zweig der süddeutschen Gasthof-Industrie kennen. Um die Zeit, daß die

Dampfschiffe erwartet werden, schicken nämlich die bedeutenden Hotels der Stadt elegante Equipagen an den Landungsplatz, und ein Lohnlakai ladet die ankommenden Reisenden auf das höflichste und mit dem gewinnenden Bemerken zum Einsteigen ein, daß diese Fahrt ihnen nicht einen Kreuzer kosten solle, sondern blos der Ehre wegen geschähe, Sr. Hochwohlgeboren den Herrn N. N. bei sich logirt zu sehen. Natürlich muß man — um mit dem Charlottenburger Omnibus zu reden — so lange warten, bis vier „lumpige Personen" sich zusammengefunden haben. Aber trotz dieser kleinen Verzögerung ist die Einrichtung höchst bequem, wird jedoch in Nord-Deutschland schwerlich Nachahmung finden, wo ein Gastwirth nichts auf's Ungewisse unternimmt und lieber sein Haus leer stehen ließe als seinen Wagen auch nur ein einzigesmal vergebens fahren zu sehen. — Wenn nun der Gastherr seine Equipage einherrollen sieht, und der Lohnlakai, der auf dem Bock Platz genommen hat, ein Zeichen mit der Hand giebt, daß er volle Ladung bringt, so ertönt eine gewaltige Hausglocke, worauf ein Rudel dienstbarer Geister an die Thür stürzt, um die Ankommenden nach Würden, das heißt nach ihrem Aussehen, zu empfangen. Alle diese Höflichkeiten kommen zwar, wie sich das denken läßt, später unsichtbar auf die Rechnung, allein das schadet nichts, denn man zahlt mit Vergnügen für das Vergnügen, prompt und mit Aufmerksamkeit bedient worden zu seyn.

Halb aus Neugierde, halb aus nützlicher Gewohnheit, fragte ich den Oberkellner, wie die Straße heißt, worin unser Hotel — der Russische Hof — liegt? Die Antwort war: „Sie heißt Odrei." — Odrei? Was wol-

len Sie damit sagen? Wie buchstabirt man das? — „Nach dem Alphabet." — Immer noch sehr unklar, bis ich denn nach langer Hin- und Herrede erfuhr, Manheim sey in große Vierecke von Häusermassen getheilt, deren jedes einen Buchstaben aus dem Alphabet führt, und jede der vier Seiten sey wieder mit einer Nummer von Eins bis Vier bezeichnet, so daß z. B. „O. 3." die dritte Seite des O-Vierecks andeutet. Auf den ersten Anblick scheint diese Methode bequem und vernünftig, aber bald findet sich die Schwierigkeit für den Fremden, denn da alle Vierecke gleich groß sind und eins so aussieht wie das andre, der Fremde auch unmöglich wissen kann, ob das Alphabet von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden läuft, so ist man gerade so klug wie vorher, und riskirt, wenn man das Viereck endlich herausgefunden hat, um drei Seiten herumlaufen zu müssen, bis man die vierte findet. Es geht hieraus hervor, daß eine mathematische Straßeneintheilung sehr unbequem seyn kann, so wie daß alles Erzwungene und Affektirte nichts taugt. Am leichtesten orientirt sich der Fremde da, wo jedes Haus seinen Namen hat, denn nach einem „rothen Ochsen", einem „langen Christoph", einem „wahnsinnigen Hering" ꝛc. weiset einen jedes Kind.

Bis auf diese langweilige Nomenklatur der Straßen gehört Manheim zu den schönsten Städten Deutschlands und war ehemals eine Festung, wovon aber jetzt nichts mehr zu sehen ist. Auch das einst so prächtige Schloß deutet nur noch auf gewesene Schönheiten, mit Ausnahme des wirklich ganz herrlichen Schloßgartens. Die Häuservierecke geben der Stadt etwas kasernenartiges, und daß sie durch parallel durchgehende Rinnsteine

von

von einander abgesondert sind, ist eine neue Unbequemlichkeit, denn wenn man eine Hauptstraße der Länge nach herunterfährt, so macht der Wagen alle fünf Minuten regelmäßig einen Hops, wobei man von seinem Sitz hoch in die Höhe fliegt. Für die Verdauung mag dies ganz zweckmäßig seyn, aber bequem ist es nicht. — Am Rhein sind neue recht schöne Bauten entstanden, namentlich der Hafenbau und ein neues elegantes Kaffeehaus, und an einem großen Kaufhause wurde gerade gearbeitet. An der Schiffbrücke, die den ganzen Sommer über gangbar ist, war viel geschäftiges Treiben, und das neue Kaffeehaus dicht am Strom ist schon seiner Lage wegen des Besuchs werth, weil man von hier aus den ganzen lebendigen Verkehr auf und an dem Strome mit ansehen kann.

Mannheim hat eine Garnison von Badenscher Infanterie und Kavallerie, aber keine Artillerie, trotz dem, daß sich hier ein Zeughaus befindet. Die Uniform der Infanterie ist der Preußischen täuschend ähnlich, und nur die bunten Houpons auf den Czakots — die Grenadiere rothe, die Füsiliere weiße und die Schützen grüne — erinnern daran, daß die Väter dieser sonst ganz netten jungen Mannschaft einstmals zum Französischen Rheinbunde gehört haben. Die Badensche Infanterie zählt 1 Leib- und 4 Linien-Regimenter, jedes zu 2 Bataillonen, das Bataillon zu 800 Mann, von denen aber nur etwa 300 im Dienst sind und 500 sich auf Urlaub befinden. Die Kavallerie bildet eine Brigade von drei Dragonerregimentern. Der Anblick ihrer Uniform ist für das Preußische Auge frappant, denn man glaubt Reiter vom 4ten Dragonerregiment aus Deutz zu sehen, nur daß das Kol-

let blos eine Reihe gelber Knöpfe, und die Dragoner nicht mit grauen, sondern mit hellblauen Reithosen mit einem weißen Tuchstreifen auf der Nath bekleidet sind; auf der weißen Achselklappe steht die Nummer des Regiments, und bei dem Regiment Großherzog eine Krone, beides von rothem Tuch. Die Offiziere sehen sehr elegant aus, haben silberne Patrontaschen-Bandoliere und silberne Säbelkoppel. Die Säbel der Reiter sind wie die Französischen nur wenig gekrümmt, gleich brauchbar auf Hieb und Stich, und solide gearbeitet. Auch die Pferderüstung ist nach Preußischer Art, nur glaube ich haben die Schabracken den Husarenschnitt, und die Zäume keine schwarzen, sondern gelbe Schnallen, was sehr propre aussieht. — Der Etat der Kavallerie für den Krieg ist wohl zu schwach, nämlich das Regiment zu 500 Pferden, von denen im Frieden 358 im Dienst sind; dadurch entstehen bei dem geringsten Abgange jene fingerlangen Schwadronen, die am Tage der Schlacht kein Zutrauen erwecken können, selbst wenn jeder einzelne Mann ein Held wäre.

Wir hatten den Plan, am andern Morgen einen Abstecher nach Heidelberg zu machen, wohin täglich zweimal ein Omnibus abgeht, den man aber hier mit dem wenig schmeichelhaften Namen eines „Blamagewagens" benennt. Die Expedition befindet sich in einer von den zahlreichen Bierschenken, womit das Badener Land gesegnet ist; in diesem Bierbureau herrschte ein solches lärmendes Gewühl, daß wir dem Biersekretair unsern Wunsch um Billets in's Ohr schreien mußten, um nur verstanden zu werden. Wir verlangten Plätze im Kabriolet, ohne zu ahnen, daß wir dadurch in der öf-

fentlichen Meinung bedeutend steigen würden, denn da ein Kabrioletplatz theurer ist als einer im Wagen selbst, so pflegen nur Honoratioren sich dazu einschreiben zu lassen. — Auch hier in Mannheim fragte Niemand nach unserm Paß und eben so wenig auf dem Dampfschiff; was noch auffallender ist, so wird der Reisende mit allen willkürlichen Steuern an Trinkgeldern verschont, weil hier jede Dienstleistung ihre bestimmte Taxe hat.

Leider war der nächste Morgen trübe und drohte mit Regen. Unser „Blamage" war für die Reisenden bequemer als für die Pferde, die ihn zogen, denn drei dieser unglücklichen abgemagerten Thiere mußten vierundzwanzig Personen fortschaffen, nämlich drei im Kabriolet mit Einschluß des Kutschers, vierzehn von allerhand Geschlechtern im Innern der Arche in Ekossaisenkolonnen, jedem Männlein ein Fräulein gegenüber, und sieben lustige Passagiere oben auf dem Imperial.

Die Gegend zwischen Mannheim und Heidelberg ist ganz flach, gleicht aber einem ewigen immergrünen Garten von herrlichen Fruchtbäumen, und selbst die Alleen sind mit solchen eingefaßt. Links fließt der blanke Nekkar still und geruhsam, später läuft aber der Weg hart am Ufer. — Um neun Uhr waren wir in Heidelberg. Die Lage des Orts am Fuß des „Odenwaldes" im grünen Neckarthale ist bezaubernd schön. Rechterhand am Thore fährt man bei dem botanischen Universitätsgarten vorbei, der einen ansehnlichen Pflanzen- und Gewächsreichthum zu enthalten scheint und in dessen Mitte sich ein im modernsten Styl erbautes Haus befindet. — Der Gasthof zum „schwarzen Ritter" ist das älteste Haus

in Heidelberg und erinnert durch seine originelle Architektur an die Zeiten des Kätchens von Heilbronn oder des Goldschmieds Töchterlein. Der „schwarze Ritter“ soll das einzige Haus seyn, das 1689 der allgemeinen Zerstörung Heidelbergs durch die Franzosen entgangen ist; die buntschnörklige Façade besteht aus rothem etwas verwitterten Sandstein, der hier zu Hause ist, mit wunderlichen Verzierungen und goldnen Inschriften im Geschmack der Baukunst des Mittelalters.

Ein sehr anständiger Lohnlakai bot uns seine Dienste an, die nach einer bestimmten Taxe bezahlt werden. Er wußte gut Bescheid, und da er zugleich siebenzehn Studenten als „Kalinsky“ bediente, so konnte er auch mit Stadtgeschichten aufwarten, an denen es in einer Universitätsstadt niemals fehlt. — Es fing stark an zu regnen, wodurch wir uns aber nicht abhalten ließen, sondern mit tüchtigen Regenschirmen bewaffnet unsre Wanderung antraten und wobei keine Zeit zu verlieren war, da der Omnibus schon um vier Uhr wieder nach Mannheim zurückfuhr.

Heidelberg liegt unmittelbar am Neckar in einem engen Thale, hat folglich wenig Breite und desto mehr Länge, eine breite Haupt- und viele winklige Nebenstraßen, soll auch einige schöne Kirchen besitzen, worunter die Peterskirche mit dem Grabmal der berühmten Olympia, die aber mit der Spontinischen nicht zu verwechseln ist, sich auszeichnet. Dem „Ritter“ gegenüber steht die Heiligegeistkirche mit der merkwürdigen Einrichtung, daß hier der Gottesdienst für Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich abgehalten wird und beide Konfessionen

in der Mitte blos durch eine Wand von einander getrennt sind, gewiß eine seltne Toleranz in diesen intoleranten Zeiten! — Noch merkwürdiger als Heidelbergs Kirchen sind Heidelbergs zahlreiche Bierbrauereien, so daß beinahe anf jeden Studenten eine eigne Brauerei kommt. Die Universität ist eine der ältesten in Deutschland, wurde 1386 gestiftet und zählt in diesem Augenblick gegen 900 Studenten, nachdem auch Preußischen Unterthanen der Besuch wieder frei gegeben ist, was der Hambacher Jugendstreiche wegen mehre Jahre verboten war. — Das Schönste an Heidelberg ist offenbar das wunderherrliche und keiner Beschreibung fähige Neckarthal. Man kann eine Reise hierher machen, blos um dieses Thal zu sehen, und gleich wieder umkehren, und wird doch für die Reisekosten entschädigt seyn. Das Grüne der lachenden Fluren hatte obenein durch den Regen eine erhöhte Frische bekommen, und als nun die Sonne hinter den Wolken hervorbrach, breitete sie einen unnachahmlichen Zauber über diese paradiesische Gegend aus. Rechterhand am Neckar erhebt sich der „Heiligeberg“ und linkerhand der „Kaiserstuhl“, auch „Königsstuhl“ genannt, beides zwei majestätische Berge, deren dichtbelaubte Abhänge das Thal bilden helfen. — Die Neckarbrücke ist etwa 300 Schritt lang, ganz von Stein erbaut, besteht aus neun Bogen von flacher gefälliger Spannung, und ist mit einigen Statuen geziert. Von hier aus übersieht man das reizende Thal seiner ganzen Länge nach, und hat zugleich die schönste Aussicht auf die imposante Ruine des berühmten Heidelberger Schlosses, doppelt berühmt durch den zerstörenden Brand im Jahre 1764 und durch das riesige Weinfaß, das größte in der bekannten Welt, um dessentwillen

schon Mancher allein die Reise nach Heidelberg unternommen hat.

Das Schloß liegt auf der linken Thalhöhe dicht bei der Stadt, und man steigt auf einem romantischen, ziemlich bequemen Fußsteige bis zur Terrasse, von wo man eine entzückende Aussicht auf die Stadt, den Fluß und das ganze reizende Thal genießt. Stundenlang könnte man hier verweilen und sich doch nicht satt sehen an den herrlichen Gruppirungen dieser Landschaft. — Hinter dem Schlosse liegt ein dicht verwachsener Park, der in guter Ordnung erhalten ist. Man kommt bei dem „Pulverthurm“ vorbei, den die Franzosen gesprengt haben und dessen eine Hälfte in den Schloßgraben gestürzt ist, so daß man in das Innere der stehengebliebenen Hälfte sieht, was den Malern Gelegenheit zu unzähligen Abbildungen gegeben hat, die nebst andern Prospekten von den Merkwürdigkeiten Heidelbergs in guten und schlechten Lithographien zum Verkauf ausgeboten werden. Das Schloßportal war ehemals mit einem von zwei Rittern gehaltenen silbernen Wappen verziert, das aber die Franzosen als gute Prise mit sich genommen haben. — Im Schlosse selbst sind allerhand Merkwürdigkeiten für Geld und gute Worte zu sehen, z. B. die Bildergallerie des Herrn v. Greimburg, die aus einer Masse verräucherter Gemälde besteht; ferner eine Unzahl von Ansichten des Schlosses und seiner Umgebungen, von demselben Herrn aufgenommen; sodann ein winziger Speisesaal mit alten Rüstungen, Waffen, Messern und Gabeln, auch einige ausgegrabene Alterthümer, Alles dieses beinahe ganz ohne Werth. Unendlich interessanter als dieses Gerölle ist das Besteigen der Schloßruine selbst, wo durch

Treppen und andre Vorrichtungen dafür gesorgt ist, daß es ohne Gefahr geschehen und der Fremde sich an die vorzüglichsten Punkte begeben und im Innern der Ruine umherwandeln kann. Bemerkenswerth ist der ehemalige Rittersaal, der zwölf Fenster Front hat. Von den beiden Ecken des Altans genießt man ganz herrliche Aussichten auf das Neckarthal, das durch den stets veränderten Standpunkt auch stets neue Reize entwickelt und überaus reich an Mannichfaltigkeit ist. — Nachdem wir uns satt geschwelgt hatten in dem Anblick aller dieser unendlichen Naturschönheiten, deren nähere Beschreibung ich einer geschicktern Feder überlasse, stiegen wir in den Keller hinab, wo das vielbesprochene berühmte große Faß liegt. Aufrichtig gesagt, ich hatte mir mehr davon vorgestellt und mir die Dimensionen größer gedacht, wie es mit so vielen Dingen in der Welt geht, von denen zu viel Geschrei erhoben wird. Das Faß ist allerdings 36 Fuß lang, 24 Fuß hoch und soll 250 Fuder Wein in sich aufnehmen können; doch das klingt gewaltiger als es in der Wirklichkeit aussieht, und ich habe keinen sehr auffallenden Unterschied zwischen den riesenhaften Fässern der großen Londoner Bierbrauerei gefunden, deren Namen ich vergessen habe und mich nur erinnere, daß ein Paar dieser Fässer einmal geplatzt sind und eine ganze Straße mit Porterbier überschwemmt haben, so daß man in Kähnen darin herumfahren konnte bis die Fluth sich verlaufen hatte. Seit Erbauung des Heidelberger Fasses, die natürlich unten im Keller bewerkstelligt werden mußte, ist es dreimal gefüllt und geleert worden. Die Füllung geschieht von oben, die Entleerung durch Röhren mittelst eines Pumpwerks. Zu Gunsten neugieriger Fremden, die vielleicht künftig das Faß besehen möchten, will ich einen

Witz beschreiben, der dabei angebracht ist, obgleich er nicht zu der feinsten Sorte gehört. Vor dem Faß steht nämlich eine bunte hölzerne Figur, welche den Hofnarren Clemens vorstellen soll, einen Tyroler Zwerg, an dessen Seite sich eine gewöhnliche Wanduhr mit Zifferblatt und einer herabhängenden Schnur befindet. „Die Uhr repetirt auch" — sagte der herumführende alte Küper, der bei dem Witz grau geworden ist, zu einem Knaben, welcher zu einer besuchenden Gesellschaft gehörte — „Sie dürfen nur an der Schnur ziehen." Der Knabe ging in die Falle, bekam aber einen rasenden Schreck, als das Zifferblatt mit Geräusch aufsprang und ein ansehnlicher Fuchsschwanz ihm einen derben Nasenstüber gab, worauf ein Denkspruch im Innern der Uhr sichtbar ward, der — mit diplomatischer Genauigkeit geschrieben — folgendermaßen lautet: „Mußt'e alle' Tr—ck sehe'?" Der Knabe war ganz verdutzt über diese lakonische Frage, und wurde begreiflicherweise tüchtig ausgelacht. Nun, man kann dem Witz wenigstens nicht absprechen, daß er von derbem Schrot und Korn ist. — Außer dem großen Fasse befindet sich auch ein kleineres in diesem Keller, das etwa den fünften Theil so viel Volumen hat als das große, und endlich ein drittes als Meisterstück der Böttcherkunst, ganz ohne Reifen oder Bänder, blos durch die Spannung der Dauben zusammengehalten, was glauben möge, wer Lust dazu hat.

Auf einem Nebenberge des sogenannten „neuen Schlosses" stehen die Ruinen des ehemaligen „alten", das noch aus den Römerzeiten herstammen soll, wir aber aus Mangel an Zeit nicht näher besehen konnten, da uns noch einige starke Promenaden bevorstanden. Ich bemerke nur noch, daß

man im Park oder in beiden Schlössern fast zu allen Tageszeiten auf besuchende Gesellschaften stößt, die jede ihren Lohnlakaien bei sich hat, was einen sehr einträglichen Erwerbszweig für diese nützliche Menschenklasse während des Sommers abgiebt; ja selbst heute, trotz des Regens und des feuchten Grases fehlte es an Besuchern nicht, wir trafen aber auf keinen Bekannten.

Unser nächster Gang war nach dem Kaiserstuhl, dessen Gipfel 1700 Fuß über dem Spiegel des Neckars steht, und den zu besteigen viel Entschluß und gute Beine gehören, besonders in den letzten Stadien, wo aller gebahnte Weg aufhört, und man Zoll für Zoll auf losem Steingerölle sich mühsam und keuchend empor arbeiten muß. Wer diese Himmelfahrt scheut und sonst ein Paar Thaler nicht anzusehen braucht, kann auch den Berg zu Wagen auf einem Umwege befahren, und wer ein Engländer oder eine Dame ist, kann sogar auf Eseln hinaufreiten. Das Erklettern des Kaiserstuhls wurde heute noch dadurch erschwert, daß der Regen zwar aufgehört, aber den Weg naß und schlüpfrig gemacht hatte, und daß die Mittagssonne ihre glühenden Strahlen auf uns herunter schoß, während ein scharfer Ostwind uns in's Gesicht blies. Nächst dem Erklimmen der „Bastey“ in der Sächsischen Schweiz und der „hohen Liebe“ bei Schandau ist mir noch kein Fußweg beschwerlicher vorgekommen, und wer nicht eine kerngesunde Lunge oder sonst Ursache hat für seine Gesundheit besorgt zu seyn, dem rathe ich ernstlich, den Kaiserstuhl entweder unbestiegen zu lassen, oder sich eines Wagens zu bedienen. Zum Ueberfluß liegt der Gipfel des Berges ganz frei, und den durch und durch erhitzten Wanderer umweht

hier ein so furchtbarer Zugwind, daß eine Erkältung beinahe unvermeidlich ist. Der Führer, dem das Alles bekannt ist, besteht auch deshalb darauf, daß man einen Mantel mitnimmt, und bringt die Fremden, oben angelangt, zu allererst in einer kleinen dichtbewachsenen Laube unter, um sich zu erholen und abzukühlen. — Oben auf der höchsten Spitze des Berges steht ein hoher, schlank und zierlich gebauter steinerner Thurm, in dessen Erdgeschoß sich eine Erquickungsanstalt befindet, die aber leider für heute geschlossen war, weil der Inhaber an diesem stürmischen Tage keine Gäste vermuthen mochte. Dieser Thurm hat einen zwiefachen Ursprung. Anfänglich hatte sich der Badensche Generalstab hier ein trigonometrisches Signal der großen Landesvermessung wegen erbaut, und später wandelte der Großherzog dasselbe in einen Wartthurm um, wozu auch die Stadt Heidelberg beisteuerte. Daher die Inschrift: „Dem Genusse schö„ner Natur der Großherzog Leopold, die Bewohner „Heidelbergs und Freunde aus Nähe und Ferne — 1832 „bis 1835", was freilich ein wenig hochbeinig stylisirt ist wie die meisten öffentlichen Inschriften, und wobei man eine förmliche Sucht hat, recht unpopulair zu schreiben, weshalb denn auch eine Akademie der Inschriften, wie sie in Frankreich existirt, für Deutschland keine üble Anstalt seyn würde. Der Thurm ist achteckig, hat inwendig eine steinerne Wendeltreppe von 140 Stufen und oben auf der Plattform einen Durchmesser von 24 Fuß. Hat man auch diese 140 Stufen überwunden, so tritt dafür der reichste Lohn in überschwenglicher Fülle ein, denn eine schönere und herrlichere Fernsicht als von der Zinne des Thurmes läßt sich kaum denken. Tief unten liegt Heidelberg mit seinen rothen und grauen Dächern wie aus

Konditorarbeit gefertigt zwischen grünen Bäumen, der Nekkar schlängelt sich wie ein silbernes Band durch die gesegneten Fluren, man überblickt das ganze weite Rheinthal, sieht mit bloßen Augen die Städte Karlsruhe und Manheim, und den weltbekannten „Melibokus", diesen Schildhalter des Odenwaldes, den man auf dieser ganzen Tour überhaupt nicht wieder los wird, hat einen Fernblick auf die Vogesen und den Donnersberg, und gerade gegenüber den Heiligenberg mit den Ruinen seiner Kapelle. „O, welch schönes Land ist unser deutsches Vaterland!" rufe ich mit Nicolai's Worten, und wie hoch man auch Italien uns preisen will, so kann es kaum schöner seyn als die Umgebungen Heidelbergs. Von dem wunderbaren Schmelz des Grüns habe ich schon oben gesprochen; ich suchte mir diese Farben ganz genau einzuprägen, in so weit dies überhaupt möglich ist, um sie später mit den gepriesenen italienischen vergleichen zu können, die ich in wenigen Wochen mit eignen Augen sehen werde, und will doppelt mich freuen, wenn die deutschen als Sieger hervorgehen. — Schon von dem „Steinbruch", der auf halbem Wege zwischen Heidelberg und dem Kaiserstuhl liegt, hat man eine sehr schöne Aussicht auf die Thalebene, aber sie kommt der von der Plattform des Thurms bei weitem nicht gleich, und daher möge Jeder, der erst bis zum Steinbruch gelangt ist, die letzte — freilich doppelt und dreifach so mühsame Hälfte des Weges nicht scheuen und sich von den Beschwernissen des Kletterns nicht abschrecken lassen, er wird auf das reichste sich später dafür belohnt fühlen.

Vom Gipfel des Kaiserstuhls steigt man auf einem abscheulichen Waldwege voller Steine und Gerölle zum

„Wolfsbrunnen“ herunter, wo wir Mittag zu machen gedachten, denn es war allgemach zwei Uhr geworden und der Appetit meldete sich wie ein ungestümer Gläubiger. So beschwerlich der Weg auch ist, so berührt er doch mehre Punkte, von denen man ganz allerliebste Seitenblicke in die benachbarten Thäler genießt, was nach einer so umfassenden Fernsicht, wie man sie oben vom Kaiserstuhl gehabt hat, von doppelt freundlicher Wirkung ist und dem stark angegriffenen Auge gleichsam wohlthut. Das schönste dieser Nebenthäler bleibt jedoch das „Petersthal“, worin eine Glashütte liegt. Vielleicht von zehn verschiedenen Standpunkten hat man Einblicke in dieses reizende Thal, aber das Auge ist verlegen, welchem es den Vorzug geben soll. Wir gelangten endlich matt und müde zum „Wolfsbrunnen“, von dessen Schönheiten der Lohnlakai mit Begeisterung gesprochen hatte, vielleicht im Vorgefühl des Labsals, das sein trockner Gaumen und sein leerer Magen hier zu finden hoffte, denn neben dem Brunnen befindet sich eine Restauration in einem nachgebildeten Schweizer Bauernhause, wo man wenigstens nach Schweizer Weise tüchtig bezahlen muß. Der Name und das wilde Thal erinnern unwillkürlich an die „Wolfsschlucht“ im Freischütz, auch lebt hier die Sage von einer verliebten Prinzessin Namens Jetta oder Jertha, deren Gunst sich unglücklicherweise zu einem bildschönen Jäger verirrt und den einsamen Wolfsbrunnen zum nächtlichen Rendez-vous erkoren hatte; der stolze Vater nahm dies wie billig übel und sperrte die verliebte Nachtwandlerin in eine Höhle, welche den Fremden noch heut als eine Merkwürdigkeit gezeigt wird und allerdings kein angenehmer Aufenthalt für eine Prinzessin gewesen seyn mag, denn sie ist eng,

finster und voll ekelhafter Reptilien. — Um das Thal ganz romantisch zu machen, befindet sich auch eine Mühle darin; die größte Merkwürdigkeit besteht aber in einer ganzen Armee von Forellen, die förmlich in Korps, Divisionen und Brigaden abgetheilt sind, und wobei jeder dieser Heerestheile in einem besondern Weiher dislozirt ist. Die erste Abtheilung haust im „Leuchgraben“ und ist 6000 Fisch — denn Mann kann man doch nicht sagen — stark, und das sind die leichten Truppen, von denen fünf bis sechs auf ein Pfund gehen; im zweiten Weiher befinden sich 2000, das sind die Linientruppen zu zwei Pfund pro Kopf; im dritten Weiher 900 Landwehrforellen, die schon mehr in's Gewicht fallen, jede zu drei bis vier Pfund; im „großen“ Weiher tummeln sich 450 Kürassierforellen zu acht bis zwölf Pfund, und im letzten Weiher flottiren Artillerie- und Ingenieurforellen von diversen Kalibern, im Ganzen also 10350. Früher maß man den Soldatenwerth nach der Elle, bei den Forellen wird er nach dem Gewicht gewürdigt; bis zu den vierpfündigen kostet das Pfund nur 2 Fl., höher hinauf steigt es aber bis zu einem Kronenthaler. Diese seltsame und kostspielige Armee gehört einem Fischverkäufer zu Frankfurt am Main und wird meistens für den Gaumen der dortigen jüdischen Banquiers unterhalten. Sie rekrutirt sich aus der Gegend von Canstadt, kann die Hitze nicht vertragen wie weiland die Neapolitaner unter Pepe nicht das Feuer, daher befindet sich in jedem Weiher eine Lage von Brettern, unter denen die Forellen Schutz gegen die Sonnenstrahlen suchen. Die Forelle hat ein sehr zartes Leben, ein einziger rauher Griff reicht hin sie zu tödten, weshalb sie auch nicht lebendig, sondern nur todt in grüne Blätter gepackt, versendet werden können. Alle

Jahre werden die Forellen durch eine eigne Kommission gemustert, und die sich gut aufgeführt haben, das heißt schwerer geworden sind, werden in einen nächsthöheren Weiher versetzt, was sie als ein Avancement zu betrachten haben. Uebrigens erreichen sie ein Alter von sechs bis acht Jahren, sind aber so eigensinnig, daß sie nicht in den abgezweigten Weihern, sondern nur in dem klaren Silberbach sich fortpflanzen wollen, den ihnen der liebe Gott zum Hochzeitsbett angewiesen hat, zum großen Aerger ihres Frankfurter Lehnsherrn. — Nachdem so viel von den Forellen gesprochen war, wollten wir auch einige verspeisen, sollten aber für einen ziemlich stattlichen Veteranen zwei Preußische Thaler bezahlen, was über unsern Reise-Etat ging, folglich wegen Beiräthigkeit der Fonds ausgesetzt blieb. — Der Wolfsbrunnen selbst ist eine silberklare Quelle eiskalten Wassers, die aus dem Felsen quillt, und an der sich allnächtlich Prinzessin Jertha mit ihrem Galan gelabt haben soll; über der Quelle breitet ein uralter Baum seine schattigen Zweige, kann also für den Baum der Erkenntniß gelten. Eigentlich war der Bannspruch des Herrn Vaters sehr intolerant, heut zu Tage würde man den bürgerlichen Günstling baronisirt und dann die beiden Leutchen haben trauen lassen.

Nach einem etwas wunderlichen Mittagbrod, wobei ein kleiner fingerlanger Springbrunnen Tafelmusik machte, traten wir den Rückweg nach Heidelberg auf einer guten Chaussee an, welche hart am Neckar in die Stadt führt. An Sonn- und Festtagen soll dieser Weg von fröhlichen Leuten überfüllt seyn, die nach dem „Wolfsbrunnen“ wallfahrten, um dort Kaffee oder Bier zu trinken, das

Konzert der Stadtmusikanten zu hören, und sich die Forellen nebst der Prinzessinhöhle zu besehen. Der Weg geht durch das Karlsthor, das von Karl Theodor erbaut für eine architektonische Merkwürdigkeit gilt; oben ist das Thor mit einem Spalier von kleinen eingemauerten Kanönchen verziert, die aber wie die Heidelberger Demagogen blos blinden Lärm machen.

Bei der Rückfahrt nach Mannheim prangte das Gebirge in der herrlichsten Abendbeleuchtung. Wir machten die Fahrt nicht in dem nämlichen, sondern in einem andern Omnibus, der so zu sagen nur noch in Haut und Knochen hing, und bei jedem Stoß aus Altersschwäche an allen Gliedern zitterte, so daß wir Gott dankten, mit heiler Haut wieder nach Mannheim zu kommen. Desto jugendlicher und fast drollig war der redselige Kutscher. Diese Menschenklasse dritter Ordnung bildet in den Rheingegenden einen ganz aparten Völkerstamm, der durch seinen zuweilen etwas hausbacknen Mutterwitz höchst ergötzlich ist, und dabei von so fröhlichem fidelen Gemüth, daß man bei guter Laune bleiben muß, man mag wollen oder nicht.

Abends neun Uhr fuhr die Equipage aus dem „Russischen Hofe" wieder an den Rhein, um frische Gäste einzufangen, und wir profitirten von dieser guten Gelegenheit, auf die nämliche Weise wieder in das Dampfschiffbüreau zu gelangen, wie wir vorgestern von da nach dem Hotel gekommen waren. Man schien viel neue Ankömmlinge zu erwarten, denn am Rhein stand bereits eine lange Wagenreihe postirt, als ob dort Polonaisenball wäre, ja die vornehmeren Hotels schicken mehr als

eine Equipage an den Landungsplatz, und auch das unsrige hatte zwei derselben gestellt, die nach der Versicherung des Lohnbedienten zuweilen bis viermal hin- und herfahren müssen, wenn der Andrang der Fremden sehr groß ist. — Das Dampfschiff war noch nicht von Mainz angekommen, und da es unter starkem Wetterleuchten heftig zu regnen anfing, so suchten wir in dem hellerleuchteten neuen Kaffeehause Schutz. Dies Etablissement gehört einem Herrn Richard und ist höchst elegant eingerichtet; wenn es Tag gewesen wäre, so würden wir aus dem Gartensalon, der die Form einer Rotunde hat, gewiß eine allerliebste Aussicht auf die Rheinbrücke und den Strom gehabt haben, und selbst jetzt, wenn die dunkelen Fluthen auf Augenblicke vom Blitz erleuchtet wurden, gewährte die Perspektive der Schiffbrücke einen ganz hübschen Anblick. — Nach einigen Stunden kam das Baseler Dampfboot an, was durch drei Laternen signalisirt ward, worauf sogleich auf der Rheinbrücke ebenfalls zwei Laternen sichtbar wurden, welche die Stelle für die Durchfahrt bezeichneten, und nun ging jeder Arbeiter zum Empfange des Schiffs auf seinen Posten. Alle diese Anstalten wurden ohne den mindesten Lärmen und mit der größten Ordnung getroffen, was bei nächtlichem Dunkel auch wohl nothwendig ist; aber dafür gehören auch Unfälle zu den Seltenheiten, und unsre Kahn-Schiffer, welche ohne Lärm und Geschrei nicht bestehen können, sollten daran ein Beispiel nehmen. — Das ganze Treiben beim Ausschiffen der Passagiere in der rabenschwarzen Finsterniß, welche nur dann und wann durch einen Blitz unterbrochen wurde, hatte etwas Geisterhaftes, der Rhein kam mir vor wie der Styx, das Dampfboot wie Charons Nachen, und der Kondukteur wie Charon selbst,

der

der jedem Passanten seine Stelle anwies. Mehre hundert Passagiere, Männer, Frauen und Kinder, schritten in den possierlichsten Verhüllungen stumm und schweigsam über die schmale Laufbrücke, auf welche zwei Laternen ein spärliches Licht warfen, und wenn ein Jude vorüberschritt, so konnte man es jedesmal an dem riesenhaften Nachtsack erkennen, den er dicht vor sich hertragen ließ, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren. — Nunmehr erfolgte das Umladen in den „Grafen von Paris", der uns nach Karlsruhe befördern sollte, aber mit der nämlichen Ordnung wie vorher das Ausschiffen. Die Arbeiter haben durch die tägliche Uebung sich einen merkwürdigen Personensinn erworben und erkennen jeden Passagier selbst in der Nacht wieder, wenn er ihnen auch nur ein einzigesmal durch die Hand gegangen ist. „Wo haben Sie denn Ihre Säbel?" fragte mich ein Arbeitsmann, „Sie hatten ja vorgestern beim Aussteigen welche bei sich, in einem grautuchenen Ueberzuge?" Wie in aller Welt konnte der Mann uns wieder erkennen, da wir nicht in Uniform waren und des Regens wegen die Mütze tief über die Augen gezogen hatten? Der Mann sollte ein Buch über die praktische Physiognomik herausgeben und alle Agenten der geheimen Polizei müssen darauf subskribiren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Karlsruhe. — Baden-Baden.

Eine Nacht auf einem Dampfschiff zuzubringen war uns ganz neu, und unsre Erwartung um so höher gespannt, da wir uns vergebens nach Schlafstellen umsahen, die man uns doch im Dampfbüreau ausdrücklich zugesagt hatte, allein die Aufwärter lösten unsre Zweifel auf folgende einfache Weise. Jeder Passagier männlichen Geschlechts erhielt ein weiches grünledernes Rundpolster als Kopfkissen und einen mit buntfarbigen Gurten bezogenen Feldstuhl, um die Beine darauf zu strecken, der übrige Körper ruhte in beliebiger Attitüde auf der langen divanartigen Bank, welche auf jedem Dampfschiff längs den Wänden der großen Kajüte angebracht ist, und hiermit waren die Vorbereitungen zur Nachtruhe beendigt. Ein Jeder etablirte sich nun auf seine eigne Weise, der Eine der Länge nach, der Andre der Queere, und Jeder machte in Bezug auf Toilette es sich so bequem, als der Anstand nur irgend vertragen wollte. Die Damen anlangend, so war ihnen zwar der kleine Pavillon als Schlafkabinet überwiesen worden, allein bei der großen Menge von Passagieren reichte der Raum nicht aus, und wohl oder übel mußten einige Damen in den sauern

Apfel beißen und sich's bei den Herren gefallen lassen, wenn sie nicht die Nacht auf dem Verdeck im Regen zubringen wollten. Zur Steuer der ethischen Wahrheit muß aber bemerkt werden, daß in dieser leibhaftigen Arche Noah kein einziges Fräulein die Schlafökonomie der Männlein nachahmte, sondern Alle es vorzogen, sich entweder in der Mitte der Kajüte neben den zusammengezogenen Eßtischen auf den Teppich hinzukauern, oder in sitzender Stellung, das Köpfchen in die Hand gestützt, die Nacht zuzubringen, in diesem Falle aber ein sehr verdrießliches Gesicht dazu machten. Eine von der Decke herabhängende Astrallampe beleuchtete die nächtliche Szene und ließ sogar an den verschiednen Physiognomien die Landsmannschaften erkennen. Die Deutschen schnarchten, die Britten lagen steif und schweigend, als wenn sie auf dem Rost gebraten werden sollten, die Französinnen lächelten und machten gute Miene zum bösen Spiel, und die Engländerinnen schnitten Gesichter wie Lukretia kurz vor dem Dolchstoß. — Im Uebrigen schlief sich's ganz gut bei diesem Arrangement, und ich erinnere mich manches Biwaks, wo ich weit schlechter geschlafen habe; anfänglich war das monotone Getöse der Maschine etwas störend, aber bald hatte sich das Ohr daran gewöhnt, und der braune Schlummergott breitete wie ein Friedensengel seine Mohnfittige über die bunten Gruppen.

Nach einer etwas unruhigen Nacht legte das Dampfschiff des Morgens in aller Frühe an der Schiffbrücke von Germersheim an, um einzelne Passagiere auszusetzen und andre einzunehmen. Ich hätte gern die neuen Festungswerke von Germersheim gesehen, allein die Herren Baiern sollen sehr geheimnißvoll damit thun, und einer Zurück-

weisung wollte ich mich nicht gern aussetzen. — Unser Dampfschiff war bequem eingerichtet; man fand die neusten Zeitungen, so wie gute und billige Bewirthung. Unter den Passagieren befand sich auch ein reicher Engländer, der auf eine ganz eigenthümliche Art seine Reise macht. Er führt nämlich ein höchst elegantes und zweckmäßig eingerichtetes Kabriolet bei sich, das in London 150 Guineen gekostet haben soll, dazu ein Pferd, das aber kein Wettrenner zu seyn schien, bedient sich dieses leichten Fuhrwerks zu allen Exkursionen in das Land, wobei sein Bedienter in schuldiger Ehrerbietung sechs Zoll tiefer neben ihm sitzt, und fährt anderweitig, wo es irgend nur angeht, mit dem Dampfschiff oder auf Eisenbahnen.

Bei Leopoldshafen — auf der Landkarte steht das Wort Schröck — legte das Schiff an. Die Ordnung beim Ausschiffen des Gepäcks und die Büreaueinrichtung sind musterhaft; der Badensche Eilwagen, der die Reisenden vom Landungsplatze nach Karlsruhe befördert, ist höchst noble und anständig, die Beamten sind überaus höflich und zuvorkommend, und der elegant gekleidete Konduktеur gehörte dem gebildeten Theile der Gesellschaft an. Unter solchen Umständen ist es ein Vergnügen zu reisen. — Hinter Eggerstein geht die Chaussee nach Rastadt geradeaus und die nach Karlsruhe zweigt sich links ab, was selbst die neusten Karten anzugeben versäumen. — In Karlsruhe findet man im „Zähringer Hofe" ein sehr anständiges Unterkommen. Wir waren herzlich froh, auf ein Paar Tage die Civilkleider abwerfen und uns in Uniform kleiden zu können, worin der Soldat einmal am besten sich gefällt. Sowohl

in Darmstadt wie hier in Karlsruhe sind den Subaltern-Offizieren die Civilkleider auf das strengste verboten, was sehr viel Gutes hat, weil es die Offiziere von doppelten Ausgaben abhält und mancher verdrießliche Vorfall unterbleibt. — Wir meldeten uns zuerst beim Kommandanten der Stadt, der uns äußerst artig empfing, und sogar die Güte hatte, uns persönlich zum Präsidenten des Kriegsministeriums und zum Chef der Artillerie zu begleiten. Beide Herren empfingen uns ebenfalls höchst zuvorkommend, ja ich darf sagen auf eine für mich schmeichelhafte Weise. General v. L .... war so gefällig, seinen Staatswagen anspannen zu lassen, der uns zum Präsidenten fahren mußte, da es mittlerweile zu regnen angefangen hatte. Der Präsident General v. F .... hat früher bei der Artillerie gestanden, und in der Schlacht von Wagram, wo er mit seiner Reitenden-Batterie in der berühmten großen von hundert Kanonen des Generals Lauriston focht, einen Fuß verloren und gehört zu den ausgezeichnetsten deutschen Offizieren; er wurde vom Kaiser Napoleon persönlich hochgeschätzt, und dieser verstand sich gewiß darauf, das Verdienst zu erkennen und zu würdigen. — Unserm Wunsch, die Badenschen Militaireinrichtungen kennen zu lernen, wurde auf das freundwilligste entsprochen, und da diese Einrichtungen vielfach gerühmt werden, so stand uns eine reiche, höchst erfreuliche Ausbeute bevor.

Der Kommandant General v. S .... begleitete uns, als das Wetter sich aufgeklärt hatte, nach der großen Infanteriekaserne, vor der so eben die Wachtparade sich formirte. Die Aehnlichkeit der Uniformen mit den Preußischen ist so überraschend, daß man sich in die Heimath

versetzt glaubt. — Die Gewehre der Infanterie sind sehr lang, man spricht aber davon, daß sie verkürzt werden sollen, was auch wohl nothwendig ist, da die Badensche Infanterie in der Mehrzahl aus kleinen Leuten besteht. Das Lederzeug ist auffallend schmäler als das Preußische, was man für vortheilhaft hält, auch haben die Tornister keine Brustriemen, und die Trageriemen sind da, wo sie unter den Arm zu liegen kommen, rund genäht, wie es es auch bei den Nassauern der Fall ist, und was für den Mann bequem seyn soll. — Ein Stabsoffizier hatte die Gefälligkeit, auf der Stelle einen Mann mit vollem Gepäck antreten zu lassen und machte uns mit den Details der Packerei bekannt, die ich sehr zweckmäßig fand. Den Mantel trägt der Soldat auch im Kriege auf dem Tornister, aber in einem Ueberzuge von Leinwand, was der ganzen Packerei ein gleichförmiges Ansehen giebt; aber das Rollen der Mäntel halte ich für nachtheilig, weil sie dadurch vor der Zeit zu Grunde gehen.

Von den übrigen Waffengattungen waren nur die Offiziere und die Unteroffiziere zur Parole versammelt. Der Helm, den die Dragoner tragen, ist zwar sehr geschmackvoll, scheint aber zu reich garnirt, im Verhältniß zu dem einfachen Kollet. Die Reitende-Artillerie trägt einen kleinen fliegenden Busch von weißen Roßhaaren auf dem Czakot, was dem Manne ein muntres, ich möchte sagen keckes Ansehen giebt; man könnte freilich einwenden, daß die Pferde sich davor scheuen werden, was beim Aufsitzen hinderlich seyn möchte, allein ein Pferd gewöhnt sich leicht an Alles, was es täglich zu sehen bekommt. — Die Dienstzeit ist im Badenschen zwar für alle Waffen auf sechs Jahre festgesetzt; doch das klingt

blos so, denn der Infanterist ist nur das erste Jahr im Dienst, das zweite nur theilweise und in den folgenden gar nur vier Wochen während der Herbstübungen. Bei der Artillerie befindet sich die Mannschaft mindestens drei Jahre fortwährend im Dienst, weil man es für die ungleich schwierigere Ausbildung für bedenklich hält, die Leute früher, oder gar schon nach 16monatlicher Dienstzeit, wo der Soldat kaum erst den Bauer abgestreift hat, in ihre Heimath wieder zu entlassen. Ein sehr erfahrner Artillerieoffizier sagte darüber: „Lieber halte man weniger Artillerie, bilde sie aber gründlich aus, sonst riskirt man im nächsten Kriege bitter enttäuscht zu werden." — Die Infanterie erhält ihre Rekruten im April, und nach sechs Wochen müssen sie ausgebildet seyn, wobei ein sehr verständiges Uebungssystem vorgeschrieben ist, von dem nicht abgewichen werden darf. Der Menschenschlag ist nur wenig größer als im Hessischen, aber fast lauter wohlgebildete Gestalten mit schönen frischen Gesichtern. Ein Infanterie-Bataillon besteht wie bei den Franzosen aus sechs Kompagnien, worunter sich eine Voltigeur- und eine Grenadier- oder Eliten-Kompagnie befinden. — Mittlerweile war die Wache formirt worden und marschirte in Parade vorbei, und zwar in einem freien ungezwungenen Geschwindschritt.

Am Nachmittage besuchte mich der Major Baron v. R.... vom Generalstabe, der auf der Kriegsschule zu Berlin mein fleißiger Schüler gewesen ist und seinen ehemaligen Lehrer nicht vergessen hatte. Er ist mir bei Besichtigung der Etablissements in Karlsruhe mit großer Bereitwilligkeit behülflich gewesen, was ich dankbar erkennen muß. Wir besuchten gemeinschaftlich das hiesige

Schloß und bestiegen den sogenannten „Bleithurm", dessen Aufgang wohl etwas eleganter seyn könnte. Von diesem Thurm, zu dessen Spitze 152 Stufen hinaufführen, übersieht man die ganze Stadt, deren seltsame fächerartige Bauart bekannt ist und wobei alle Straßen auf einen gemeinschaftlichen Punkt, der hier das Schloß ist, wie die Radien eines Halbkreises zusammenlaufen. Man sollte glauben, diese Bauweise wäre aus Neugierde angeordnet, um vom Schloß aus sehen zu können, was in allen Straßen passirt; allein mehr hat wohl die Bizarrerie des Erbauers daran Theil, von dem es überhaupt eine befremdende Idee genannt werden muß, gerade hier in dieser flachen reizlosen Gegend, die früher eine mit Wald bedeckte Sandwüste gewesen ist, und der es sogar an Wasser fehlt, eine Stadt angelegt und sie zur Residenz erwählt zu haben. Die strahlenförmig auseinanderlaufenden Straßen setzen sich in diesen Richtungen durch den anstoßenden „Hartwald" fort, so daß man von der Plattform des Thurms eine ungeheure Evantaille vor sich sieht, wie sie ehemals unsre würdigen Großmütter trugen, während die winzigen Fächer unsrer heutigen Schönen nur dazu dienen, darüber wegzuschielen oder einen Selam für die Augensprache abzugeben. Genug, Markgraf Karl, dessen Grabmal in Form einer ägyptischen Pyramide den hiesigen Marktplatz ziert, hatte einmal die Grille, sich hier eine Stadt zu bauen, und nach ihm hat sie auch ihren Namen bekommen. — Das Innere des Schlosses enthält reich verzierte Säle, der Thronsaal ist mit in Gold gesticktem rothen Sammet ausgeschlagen, und der Tanzsaal in seiner Art nicht minder glänzend. — An das Schloß stößt ein Garten, worin sich eine Fasanerie und eine Orangerie befinden, dann

folgt ein Park mit schönen Alleen. Ueberall herrscht zwar die größte Ordnung, allein die Oekonomiegebäude harmoniren nicht mit den andern fürstlichen Umgebungen, und das Theatergebäude macht sogar einen noch weniger günstigen Eindruck. Dasselbe soll von dem berühmten Weinbrenner im altrömischen Styl gebaut seyn, aber die mit Brettern verschlagenen Fenster stammen gewiß nicht aus Rom. Dagegen ist jetzt ein schönes Gebäude seiner Vollendung nahe, was zur Aufnahme von Gemälden und andern Kunstschätzen dienen soll; es fehlt auch sonst nicht in Karlsruhe an sehenswerthen Gebäuden, überhaupt findet man hier einen interessanten wissenschaftlichen und litterarischen Verkehr, der jeder großen Residenz Ehre machen würde. Endlich gehört ein ausgezeichnet schönes Steinpflaster zu den Hauptzierden der Stadt.

Da es gerade Sonntag war, so befanden sich eine Menge Menschen auf den Straßen, die meist alle nach dem Theater strömten, wo „Fanchon" gegeben wurde; an den Wochentagen soll es auf den Straßen desto stiller zugehen, also die alte Klage über Mangel an Belebtheit in den kleinen Residenzstädten, oder vielmehr über Ueberfluß an Unbelebtheit. Die „Fanchon" zu sehen hatten wir keine Lust; der schöne Abend war mehr zum Spazierengehen einladend, und wir machten daher noch eine Promenade durch den Schloßgarten. Hier befindet sich ein schönes eisernes Denkmal des gemüthreichen Volksdichters Hebel — geb. 20. Mai 1760, gest. 22. Aug. 1822 — mit der einfachen Inschrift: „Dem vaterländischen „Dichter errichtet unter Großherzog Ludwigs Regie„rung von seinen Freunden und Verehrern, 1835." Endlich doch einmal eine deutsche Inschrift, welche einfach

und ohne Redeschwulst verfaßt ist. Das Monument ist von Bernmüller entworfen; auf den Seiten des Fußgestells befinden sich Denksprüche, theils von Virgil, theils von Hebel selbst, diese in schwäbischer Mundart und für den Hochdeutschen schwer verständlich.

Auch bis jetzt hat noch Niemand nach unsern Pässen gefragt. Außer dieser kleinen Nebenannehmlichkeit für den Reisenden, hat der Zollverein unendlich größere und unberechnenbare Vortheile für ganz Deutschland herbeigeführt, ja er ist, wie man sagen könnte, den Deutschen in's Blut gegangen wie ein edler, Herz und Nieren stärkender Wein. Als der große Schiller in seinem „neuen Jahrhundert" die Stelle niederschrieb: „Und das Band „der Länder ist gehoben, und die alten Formen stürzen „ein", dachte er wahrlich nicht, damit einen der wohlthätigsten künftigen Zustände Deutschlands — freilich im umgekehrten Sinne — zu bezeichnen. Durch den Zollverein ist die Scheidewand zwischen den deutschen Staaten gefallen und — mit brüderlicher Freude darf man es aussprechen! — auch zwischen den deutschen Herzen. Die Trennung existirt nur noch auf der Landkarte in den bunten Grenzfarben, und wer gerade nicht mit der Karte in der Hand reiset, erfährt oft nicht einmal, daß er in ein anderes Land hineingetreten ist. Dampfschiffe, Eilwagen, Eisenbahnen und das ganze Heer der unermüdlich betriebsamen Lohnkutscher führen den Reisenden mit Ameisengeschäftigkeit durch alle blau, roth, gelb, und der Himmel weiß wie buntfarbig kolorirte Länder und Ländchen, wo nur noch die deutsche Zunge herrscht, ohne Aufenthalt, ohne Paßmolestationen, ohne Kofferschnüffeleien; und schon daß man auf mehr als hundert Meilen

Weges kein Zollhaus und keinen Steuerbeamten zu sehen bekommt, ist eine Wohlthat! — Darum Heil! dreimal Heil! Demjenigen, der den ersten Gedanken zum großen deutschen Zollverbande gefaßt hat. Dieser Gedanke kann in keinem andern als einem edlen großartigen Geiste entsprungen seyn, und wie auf den Tafeln der Weltgeschichte die Erfindung der Buchdruckerkunst mit unverlöschbarer Schrift geschrieben steht, als eine die ganze Menschheit berührende Wohlthat, so wird dereinst die Einführung des deutschen Zollverbandes auf diesen Tafeln einen Ehrenplatz einnehmen, als eine Wohlthat für die Völker, welche deutsch reden und deutsch denken. Es ist kein kleiner Stolz für uns Preußen, daß die ersten Strahlen dieser Segnungen von dem Preußischen Throne ausgingen und dort ihren Brennpunkt fanden. Nur Oestreich beharrt auf seinem verknöcherten Mauthsystem, dieser Geißel des Verkehrs, und so lange es dem sprachverwandten Nachbar seine Schlagbäume verschlossen hält, werden auch die Herzen sich ihm nicht so öffnen können, wie sie so gern es möchten; doch hoffentlich ist auch dieser Zeitpunkt nicht mehr fern.

Ueber das Leben im südlichen Deutschland mögen hier ebenfalls ein Paar Worte in dankbarer Erinnerung Raum finden. Man lebt im Süden mindestens doppelt so viel als im Norden, weil das Gesammtleben in seinen Details doppelt so angenehm dahinfließt. Alles, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört, und was die Franzosen bis zum Materiellsten herunter „Aisancen" nennen, steht im südlichen Deutschland in voller Blüthe. Um ganz populair zu sprechen, kann man sagen: Alles, was man hier sieht, ist hübsch, was man genießt, ist gut,

und die Totalität des ganzen sinnlichen Lebens besteht aus lauter angenehmen Elementen und konzentrirten Genüssen. Der Reisende ist nun einmal auf das öffentliche, auf das Wirthshausleben angewiesen und findet hier in beiden vollkommene Befriedigung. Von der innern Ausstattung eines süddeutschen Wirthshauses hat man im Norden keinen Begriff, weil man dort fast überall auf einen derben Rest von Indolenz stößt. Unter Indolenz sind hier viererlei Dinge zu verstehen: Erstens eine ärmliche Ausstattung, im ostpreußischen Ausdrucke so treffend eine „koddrige" genannt; zweitens eine miserable Bewirthung, die nur der schreiende Hunger genießbar machen kann; drittens eine tüchtige Portion Grobheit und Unfreundlichkeit, und viertens eine schamlose Uebertheuerung im Vergleich zu dem, was man dafür gehabt hat. Die südlichen Gastgeber verstehen sich mitunter zwar auch auf die doppelte Kreide, wovon der „Hof von Holland" zu Mainz und der „Hecht" zu Konstanz redendes Zeugniß gaben; aber was man theuer bezahlen mußte, war wenigstens gut und anständig. — Was nun das öffentliche Leben anlangt, so ist es im südlichen Deutschland höchst ansprechend. Das vortreffliche Straßenpflaster, selbst in den Dörfern, die bequemen Trottoirs in den Städten, die schönen geschmackvoll gebauten Häuser, die anmuthigen Anlagen jeder Art: überall herrscht Zierlichkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Kultur und Industrie. Und dazu nun eine mit himmlischem Reiz begabte Natur, eine mit dem reichsten Zauber ausgestattete Landschaft, in der jeder Schritt für den Wanderer ein Genuß ist! Muß man nicht mit Begeisterung ausrufen: O, wie schön, wie herrlich schön ist unser deutsches Vaterland! — — Noch kenne ich Italien nicht, aber ich kenne die gesegneten

Rheinlande, das anmuthige Sachsen, die romantischen Ufer der Donau, das blühende Schlesien, das reizende Schwabenland, also schenke ich Dir noch immer Glauben, ehrlicher Nicolai, den die Welt einen Hypochonder, einen Schwarzseher nennt, und bleibe Dir zugethan, weil Du die hehre mütterliche Germania so hoch gestellt hast über die Buhlerin Italia, bis ich mich selbst vom Gegentheil überzeugt haben werde. Nun, ich soll ja noch in diesem Sommer mit eigenen Augen sehen, ob die gerühmte Tiefbläue des italienischen Himmels und der gepriesene Schmelz des italienischen Grüns die Verächtlichkeit rechtfertigen können, mit der leider! so mancher Landsmann von seinem deutschen Vaterlande spricht, wenn er wie „Junker Hans“ von seiner hesperischen Reise zurückkehrt und nun beide Backen voll nimmt, um zu beweisen, wie hoch sich sein Reisekapital durch die überschwenglichen Genüsse verzinst hat, welche man diesseits der Alpen in dem elenden Deutschland vergebens sucht.

Ich komme noch einmal auf die elegante Ausstattung der Gasthöfe zurück. In Karlsruhe fanden wir Betten von grüner Seide und an den schneeweißen feinen Ueberzügen Knöpfchen von Perlmutter. Man wird darüber spötteln, aber ich mache mir nichts daraus und habe mich doch über die Knöpfchen gefreut, ja diese unschuldige Eleganz hat noch den Nebenvortheil, daß keine Bänder an den Kopfkissen den Schlafenden in's Gesicht spielen können. Aber auch in diätetischer Hinsicht verdienen die hiesigen Betten Lob, weil man auf Haarmatratzen und Kopfpolstern weit gesünder schläft als auf entnervenden Eiderdaunen. Doch mit Schrecken gewahre ich, daß meine Notizen in ein Gebiet streifen, das den

Militair nichts angeht, dem es einerlei seyn muß, ob er auf des lieben Gottes nackter Erde, ob in einem zweispännigen litthauischen Bauernbett, oder auf mit Perlmutterknöpfchen verzierten rheinischen Kissen schläft. Auch an dieser Abirrung ist der lange Frieden schuld.

Am andern Morgen war der General v. L.... so gütig, uns nach „Gottes Aue", oder wie es in der Volkssprache schlechtweg heißt, nach G o t t s a u zu führen. Hier kasernirt die Großherzogliche Artillerie, deren Besichtigung uns viel Vergnügen gemacht und mehrfache Belehrung gewährt hat. Gottsau ist ein ehemaliges Kloster, und wo früher Kanonici walteten, hausen jetzt Kanoniere, und zwar recht geschickte und wohlunterrichtete, so wie sehr gebildete Offiziere, deren Bekanntschaft uns eben so erfreulich war, wie uns das ganze Badensche Artillerie-Korps mit Achtung erfüllt hat. — Diese kleine, aber tüchtige Artillerie besteht aus einer Brigade von einer Reitenden- und drei Fußbatterien, die im Kriege zusammen etwa 800 Mann stark sind, im Frieden aber nur die Hälfte. Da bei der Reitenden-Artillerie jeder Mann r e i t e t, so erscheint sie dem Preußischen Auge noch um eins so ansprechend. Beide Waffen — Fuß- und Reitende-Artillerie — haben einerlei Uniform, nämlich dunkelblaue Kollets mit schwarzem Kragen und Ulanenaufschlägen, ponceaurothem Schoßbesatz, Vorstoß und Achselklappen, eine Reihe gelber Knöpfe und dunkelblaue Pantalons mit rothen Streifen. Der Czakot ist wie der der Infanterie; bei der Reitenden-Artillerie, wie schon bemerkt, mit einem fliegenden Haarbusch; bei der zu Fuß mit einem stehenden rothen Houpon verziert. Den Haarbusch tragen aber auch die Fahrkanoniere der Fußartille-

rie und überhaupt jeder, der zu Pferde sitzt. Die Offiziere sind sehr elegant gekleidet, wozu ein goldenes Bandolier und Säbelkoppel nicht wenig beitragen. — Die Badensche Artillerie hat sich durch viele zweckmäßige Einrichtungen von der frühern Französischen Vormundschaft loszumachen gesucht, manches Gute mit den Preußen übereinstimmend, z. B. bei der Fuß-Artillerie die berittenen Geschützführer und die Fahrkanoniere statt des Trains, ja sie hat die ersteren sogar emanzipirt und alles Infanteristische ihrer Ausrüstung entfernt, aber es ist dennoch einiges der Verbesserung Fähige übrig geblieben, namentlich die Vereinfachung des Exerzir-Reglements und einige Details in der Bedienung der Geschütze, besonders bei der Reitenden-Artillerie; dagegen ist sie in manchen Dingen andern Artillerien wieder voraus, was wohl fast überall der Fall seyn wird.

Zuerst wurde exerzirt, wobei wir das neue vom Hauptmann Ludwig erfundene System kennen lernten, an dessen Vervollkommnung auch der thätige und praktische Oberlieutenant Großmann einen rühmlichen Antheil haben soll. Das Kriterium dieses Systems besteht in einem beweglichen Hebel, woran sich der Protznagel befindet, und wodurch die Geschütze eine seltene Gelenkigkeit beim Fahren über Unebenheiten gewonnen haben. Die Erfindung verdient Anerkennung, selbst von denjenigen, die sie nachzumachen nicht geneigt seyn möchten, denn sie ist sinnreich und löst zugleich ein Problem, worüber sich die klügsten Artilleristen in Europa seit funfzehn Jahren vergeblich den Kopf zerbrochen haben. So weit sich im Frieden dergleichen Erfindungen prüfen lassen, ist es im Badenschen geschehen. Eine ganze mit der

neuen Einrichtung versehene Batterie hat nämlich einen Gewaltmarsch durch den Schwarzwald gemacht und absichtlich die schlechtesten Wege aufgesucht; sie hat zum Beschluß den „Feldberg" erstiegen, den die leichtesten Landfuhrwerke bis dahin noch nicht zu erklimmen wagten, ist glücklich oben angelangt, hat — 4386 Fuß über der Meeresfläche — dort Viktoria geschossen und ihren Kriegsherrn hoch leben lassen, wie es bei solchen Probefahrten Sitte und Gebrauch ist und wie es vor einigen Jahren auch ein Paar Preußische Kanonen auf dem „Blocksberge" gethan haben. Die Offiziere, welche die Batterie auf dieser Himmel- und Höllenfahrt — denn bekanntlich liegt das „Höllenthal" im Schwarzwalde und das Dorf „Himmelreich" dicht vor demselben — begleitet haben, können nicht genug rühmen, wie tapfer sich die neuen Kanonen und Wagen gehalten haben, so daß nunmehr die Umgestaltung der ganzen Badenschen Artillerie nach dem System des Hauptmanns Ludwig, mit Benutzung des alten Materials vorgenommen wird. Aufrichtig gesagt, so beweisen solche Probefahrten wie die oben erwähnten nur wenig, weil sie unter ganz andern Verhältnissen gemacht werden wie im Kriege. Fast alle europäische Artillerien haben in der neuern Zeit, sobald es sich um Einführung eines neuen Systems handelte, dergleichen Fahrten unternommen, die Französische in den Vogesen, die Preußische durch das Harz- und Riesengebirge, die Baiersche — und von dieser wird das meiste Aufsehen gemacht — durch das Baier-Oberland u. s. w., jede ist in der Probe bestanden, hat Gebirge erklettert, wo hinauf kein Bauerwagen sich zu fahren getraut, jede hat oben Viktoria geschossen und ihres Kriegsherrn Gesundheit getrunken, und Alle sind höchst befriedigt und vergnügt in ihre

Frie-

Friedensgarnison zurückgekehrt, und wissen ein Langes und Breites von den unglaublichen Hindernissen zu erzählen, die sie überstanden haben; endlich hält jede ihr System für das beste, und begreiflich kann doch entweder nur ein bestes existiren, oder jedes System ist gut, wenn es den billigen, auf Vernunft, Mechanik und Erfahrung begründeten Anforderungen entspricht, und dazu bedarf es keiner Gewaltmärsche, denn es möchte nicht schwer zu beweisen seyn, daß eine Artillerie herzlich schlecht eingerichtet seyn und doch sogar auf den Chimborasso hinaufkommen kann. In der Selbstzufriedenheit der Artillerien mit ihren künstlichen Leistungen liegt der Hauptzweifel an der Bürgschaft, welche die Friedensfahrten gewähren können, und nur der nächste Krieg wird die rechte Wahrheit zu Tage fördern. Indessen muß jeder Sachverständige einräumen, daß, wo es blos auf absolute Fahrbarkeit ankommt, dem neuen Badenschen System der Preis gebührt, wovon ich mich persönlich überzeugt habe, weil man in meiner Gegenwart Fahrten damit unternommen hat, wobei eine andre Artillerie wahrscheinlich in Trümmer gegangen wäre.

Leider habe ich die Bekanntschaft des in seinem Fache so ausgezeichneten Hauptmanns Ludwig nicht machen können, weil er zufällig abwesend war, doch von seinem rühmlichen Wirken im Gebiete der theoretischen und praktischen Artillerie habe ich mich vielfach zu überzeugen Gelegenheit gehabt, wovon sogleich die Rede seyn soll. Vorher noch die Bemerkung, daß die Badenschen Artilleriepferde schöne kräftige Thiere sind und sich in vortrefflichem Zustande befanden; auch sind sie sehr gut eingefahren, denn sie gingen dreist und willig an die bedenk-

lichsten Hindernisse heran, und wurden von den Fahrkanonieren mit Sicherheit und Anstand geführt, was für eine gründliche und gelungene Ausbildung spricht.

Nach den Exerzirübungen besuchten wir den Modellsaal, der eine ausgewählte Sammlung von Modellen enthält, welche sowohl zum Artillerie- als Pontonierwesen gehören oder mathematischer Natur sind, wie z. B. ein Cyklus aller stereometrischen Figuren, und zwar recht sauber nach Angabe des Hauptmanns Ludwig gearbeitet. Auch war man so gütig, mir in seinem Namen eine lithographirte Perspektivlehre zu verehren, die derselbe als Leitfaden für den Unterricht in der Artillerieschule geschrieben und mit sauber in Kreidemanier gezeichneten Figuren geziert hat. Noch interessanter war uns aber eine von diesem vortrefflichen Mathematiker erfundene kleine Wurfmaschine, welche durch Gewichte ihre Wirkung äußert und elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln von verschiedener innerer Konstruktion schleudert, um die Bahn konzentrischer oder exzentrischer Geschosse und deren Rotation in der Luft praktisch zu zeigen, und welche meinem Erachten nach eben so sinnreich als glücklich erfunden ist, um die von dem berühmten Euler und später von den Franzosen Poissou und Piobert aufgestellten Theorien über die Bahn exzentrischer Projektilen anschaulich darzustellen. Eine solche Maschine sollte in den Hörsälen keiner Artillerieschule fehlen, und deshalb wäre zu wünschen, daß Herr Hauptmann Ludwig sich zur Veröffentlichung seiner nützlichen Erfindung durch Zeichnung und Beschreibung entschließen möchte. Schließlich bemerke ich noch, daß diese kleine Maschine auch die Hauptlehrsätze der Bellistik praktisch darstellt.

Die Zeit war bei Besichtigung so vieler interessanten Dinge wie im Fluge verstrichen und der Mittag längst vorüber, als wir in Karlsruhe wieder anlangten. Im Vorbeigehen wurden noch das Zeughaus, der Gewehrsaal und die Stückgießerei in Augenschein genommen. Der Gewehrsaal befindet sich oben im Zeughause und enthält sauber gearbeitete Waffen aller Art in einfacher prunkloser Aufstellung. Die Stückgießerei hat von jeher einen Ruf gehabt und in neuerer Zeit eine Anzahl metallner Geschütze für die Bundesfestung Luxemburg geliefert, welche zur Zufriedenheit ausgefallen seyn sollen. Das Bohrwerk ist von bekannter Konstruktion und setzt zugleich eine Maschine in Bewegung, welche eiserne Kanonenkugeln vom Rost reinigt und glättet. Auch in Dresden habe ich schon vor mehren Jahren eine solche Maschine gefunden und bei ihrer anerkannten Nützlichkeit ist es befremdend, daß nicht alle Artillerien von ihr Gebrauch machen.

Nachmittags führte uns der Baron v. R.... in das topographische Büreau. Man erfreut sich hier vorzugsweise an dem Anblick der sauber und korrekt gezeichneten Originalblätter der großen Landesaufnahme, welche in einem kolossalen Maßstabe verfaßt und dann auf einen fünfmal kleineren reduzirt worden sind. Eine solche Reduktion befördert zwar auf der einen Seite allerdings die Richtigkeit der Karte, hat aber, wie Alles im Leben, auch seine Schattenseite, nämlich häufig eine Ueberfüllung mit Details zur Folge, weshalb ich mich nicht für einen übergroßen Aufnahmemaßstab — im vorliegenden Falle glaube ich gar von 1 zu 10,000 — erklären kann, der bei der Reduktion eine sehr umsichtige Beurtheilung dessen, was beibehalten und was weggelassen werden muß,

verlangt, wenn nicht lästige Ueberfüllungen entstehen sollen. — Die Mühsamkeit der Badenschen Originalaufnahmen übersteigt auch die strengsten üblichen Anforderungen, da sie selbst Höhenbestimmungen in Horizontalen von 20 Fuß relativem Höhenunterschied enthalten, welches ein wenig zu sehr in's Kleine gehen dürfte und wodurch selbst der gewissenhafteste Ingenieur-Geograph verleitet wird, uns Sand in die Augen zu streuen, da er unmöglich alle Höhen messen kann, also viele nur schätzen und wo dies nicht stimmen will, poesiren wird. — Man ist jetzt mit Herausgabe der Karte beschäftigt, und zwar in einem Maßstabe von 1 zu 50,000. Die lithographirten Blätter zeichnen sich durch eine Sauberkeit aus, welche mit den Leistungen des berühmten Mailänder Instituts dreist in die Schranken treten können, so wie die ganze Arbeit in ihrer Totalität meisterhaft genannt werden muß. Es ist bewundernswürdig, was dieser kleine Generalstab im Vergleich zu manchem größern leistet, besonders wenn man die geringen Mittel erwägt, die ihm zu Gebote stehen. Eigne Eleven hat das topographische Büreau zu Karlsruhe nicht, es arbeiten darin junge Leute aus dem Bürgerstande, welche sich als geschickte Zeichner bemerkbar machten. Die Aufnahme geschah durch Guiden des Generalstabs mit dem Meßtische und einem eigenthümlichen Instrumente zum Höhenmessen. Einige Notizen über diese neue wunderschöne Karte werden dem Leser dieser Mittheilungen gewiß nicht unwillkommen seyn, und wen sie nicht interessiren sollten, der möge die nachfolgenden Blätter überschlagen.

Die Karte wird im Ganzen 56 Sektionen enthalten in einem Maßstabe von 4 Preußischen Dezimalzollen auf

die Preußische Meile (1 : 50,000) also genau dreimal größer als die Schröttersche Karte von Ost- und Westpreußen. Die ersten geodätischen Arbeiten begannen im Jahre 1820. Zur Triangulirung wurde eine neue Basis mit unendlicher Genauigkeit gemessen, wobei die Mannheimer Sternwarte den Nullpunkt für die Koordinaten abgab. Das erste oder Hauptnetz wurde 1827 vollendet und seit 1833 hat man das vollständige Nivellement des Großherzogthums mit der Horizontal-Triangulirung verbunden, wobei die merkwürdige Erfahrung gemacht wurde, daß alle frühern Barometermessungen sich unrichtig gezeigt haben. Von der Genauigkeit und Mühsamkeit der Vorarbeiten zur Aufnahme kann man sich dadurch leicht überzeugen, daß auf jede Quadratmeile sechs bis zehn trigonometrische Punkte fallen, während man anderwärts mit der Hälfte zufrieden gewesen ist. Beim Aufnehmen selbst hat man sich eines eignen Distancemessers bedient, der mittelst eines Gradbogens zugleich die Vertikalwinkel bis auf eine Centi-Minute genau angiebt, wodurch das Nivellement sehr erleichtert worden, und wobei man einer einfachen, sinnreichen Methode gefolgt ist. Das mittelländische Meer ist zum Nullpunkt aller Höhenbestimmungen angenommen worden, die Zwischenhöhen der einzelnen Horizontalen oder Kurven aber zu 20 Fuß, und nun hat jede Kurve danach eine Nummer bekommen. Lies't man z. B. auf irgend einer Kurve die Zahl 52, so weiß man, daß dieser Punkt 52 mal 20, also 1040 Fuß über dem Meere liegt. Knüpft sich folglich diese Korrektheit nicht etwa an eine Illusion, so übersteigt sie allerdings an Genauigkeit jede andere ähnliche geodätische Arbeit, und es bleibt nichts zu wünschen, als daß eine so grenzenlose Mühsamkeit auch wirklich reellen Nutzen

bringen möge. — Was nun die Ausführung der Karte durch den Lithographen anlangt, so möchte sie schwerlich bisher in solcher Vollkommenheit erreicht worden seyn. Ortschaften, Straßen, Flüsse, Berge und Wälder stehen unter sich in richtigem Anblicksverhältniß und Farbenton, was bei Spezialkarten eine Hauptsache ist, und die Eleganz der Arbeit läßt schlechterdings nichts zu wünschen übrig. — Vermöge ihres Maßstabes schließt sich die neue Karte an die im gleichen Styl bearbeiteten der benachbarten Bundesstaaten, wodurch in der Folge ein Ganzes von mehr als 2000 zusammenhängenden Quadratmeilen entstehen wird, gewiß eine Kunstleistung, welche dem südlichen Deutschland Ehre macht. Von den 56 Sektionen der Badenschen Karte sind bereits sieben vollendet, leider in dem abweichenden Format von 18 Zollen ins Gevierte. Jedes Blatt kostet freilich nur einen einzigen Rheinischen Gulden, was ein unerhört billiger Preis ist, aber die Länge trägt die Last, und wer künftig die ganzen 2000 Quadratmeilen als Karte besitzen will, muß über 200 Preußische Thaler in die Hand nehmen, was nur reichen Privatleuten, schwerlich aber den Militairs, möglich seyn möchte, und gerade diese hätten den meisten Nutzen von der Karte zu erwarten. Es ist überhaupt die Frage, ob so theure und so großmaßliche Karten wirklich für das größere Publikum sich eignen; allein ihre Beantwortung gehört nicht mehr in die Grenze dieser Reisemittheilungen.

Der folgende Tag war zu einem Ausfluge nach Baden-Baden bestimmt. Der Eilwagen dahin ist eben so elegant ausgestattet wie der von Leopoldshafen nach Karlsruhe. Man gelangt auf einer weichen Kalkchaussee

zuerst nach „Durmersheim", wo die Pferde gewechselt werden. Hier war gerade Markt und wir erblickten zuerst die dreieckigen Hüte der schwäbischen Landleute in Masse, gleich brauchbar gegen Sonne und Regen, und ächt national. Nicht minder sahen wir hier eine Fülle von rasirten Bauermädchen mit gebräunten Gesichtern und kräftigem Muskelspiel, das jeder gebrechlichen Zudringlichkeit Trotz bieten würde. In „Rastadt" scheint der ehemalige Kongreß das Steinpflaster verdorben zu haben, denn es ist gegen alle süddeutsche Regel unter aller Kritik. Hier an den Ufern der „Murg" befindet man sich auf dem klassischen Boden des Feldzugs von 1796, und der bis dahin sehr langweilige Weg fängt an interessant zu werden. — In Baden angelangt, machten wir sogleich dem Prinzen Wilhelm von Preußen, Sohn Sr. Majestät, unsre Aufwartung. Es waren bedenkliche Gerüchte über den Gesundheitszustand dieses allgemein geliebten Prinzen in Umlauf gewesen, desto größer war daher unsre Freude, ihn in voller Herstellung zu finden. Er äußerte seine Betrübniß, den Herbstmanövern bei Berlin nicht beiwohnen zu können, denn es giebt vielleicht keinen passionirteren Soldaten, und schwerlich möchte ein Armee-Korps zweckmäßiger geübt werden, als der Prinz die Preußischen Garden übt, die ihn auf Händen tragen. Da der Prinz Soldat im wahren Sinne des Worts ist, so herrscht bei den Uebungen seines Korps der Kriegsernst überall vor, die gegenseitigen Manöve gehen stufenweise von kleineren Abtheilungen zu größeren über, und befördern dadurch die Umsicht in allen Rangstufen; ich erwähne dies, weil der Prinz zufällig eines Gesprächs über diesen Gegenstand mich würdigte, der für die Ausbildung der Truppen für den Krieg wichtiger ist als er

zu seyn scheint. — Der Prinz wohnte in dem „Hotel d'Angleterre", vielleicht eins der brillantesten in Deutschland; man war eben beschäftigt, Zimmer für die Prinzessin einzurichten, welche den folgenden Tag erwartet wurde. In demselben Hotel wohnte auch der Preußische Gesandte am Badener Hofe, Baron v. Otterstedt, ein freundlicher alter Herr, der sich als Diplomat große Verdienste um die Beschleunigung des Zollvereins erworben haben soll. — Außer dem genannten prachtvollen Hotel zählt die Stadt Baden noch viele andre schöne Häuser und nimmt darin mit jedem Jahre zu, weil es immer mehr Mode wird, hierher in's Bad zu reisen. Die Stadt zählt bereits über 4000 Einwohner, die wie in allen Badeörtern im Winter verzehren, was ihnen im Sommer die zahlreichen Kurgäste eingebracht haben, und im Frühjahr schon wieder auf ein neues Budget bedacht sind. Unter den Kurgästen findet man hier ziemlich alle Nationen vereinigt, die an Langweile wetteifern. Dagegen ist die Lage von Baden am westlichen Abhange des Schwarzwaldes unnachahmlich schön; es liegt in einem der reizendsten Thäler und entwickelt eine überaus reiche Fülle von Naturschönheiten, ja man wird selten einen Ort finden, wo der Wanderer so viele schöne Parthien antrifft als hier, und einzelne übertreffen fast noch die Heidelberger, so daß jeder Spaziergang, wohin es auch sey, ein Lustgang genannt werden kann. Auch in der Stadt selbst giebt es angenehme Promenaden im Schloßgarten und einer dunklen schattigen Kastanienallee, ganz für Liebe und Schwermuth geschaffen. Es giebt unzählige Ausflüge in die Umgegend, die beliebtesten sind aber nach „Alt-Baden" und nach dem „neuen Schlosse", und dorthin richten gewöhnlich die Fremden ihre ersten Schritte.

Im „neuen Schloß" zeigt eine schwarzäugige Kastellanin die Zimmer der Prinzessin Stephanie, was man sich füglich ersparen kann. Interessanter, wenigstens schauerlicher sind die unterirdischen Lokale eines ehemaligen Vehmgerichts mit seinen Verließen, seinen Folterkammern — diese jedoch ohne Marterwerkzeuge — und sonstigen geheimen Gemächern, von denen eins dadurch bemerkenswerth ist, daß es durch eine ungeheure, aus einem einzigen Quaderstein geformte Drehthüre sich verschließen läßt, durch welche die Vorgeladenen eingelassen wurden und wieder abtreten mußten. Wer verurtheilt ward, trat zu einer andern Thüre ab und stürzte in einen bodenlosen Schacht, wo er lebendig verhungern mußte, falls er beim Hinabstürzen blos Arm' und Beine und nicht bereits den Hals gebrochen hatte. Wer viel Ritterromane von Spieß und Cramer gelesen hat, findet hier für seine Phantasie reiche Nahrung, besonders da man diese Höhlen des Schreckens nicht anders als mit Kerzenlicht durchwandern kann, was der Sache einen romantischen Anstrich giebt und auf die zarten Nerven vieler Damen gewiß nicht ohne Wirkung bleibt, und wäre es auch nur der unerträgliche Qualm, den die Talglichter verursachen. — Das alte Schloß liegt etwa eine halbe Stunde weiter als das neue. Der Weg führt durch einen Wald von riesigen Schwarztannen sanft aufwärts, und an vielen Stellen hat man wunderschöne Blicke in das reizende Thal. Damit der Wanderer nicht fehlgehen kann, sind Wegweiser an alle abgehende Seitenpfade gestellt, woraus man zugleich die Namen der einzelnen Parthien kennen lernt. — Das alte Schloß selbst ist eine der schönsten Ruinen; eine bequeme steinerne Treppe führt in den ehemaligen großen Rittersaal,

von dem man, wie auf dem Heidelberger Schlosse, aus jedem Bogenfester eine andre Aussicht auf das Thal hat, die sich an Lieblichkeit überbieten. Die Ruine bildet ein großes Viereck, aber der ganze Charakter ist ein andrer wie in Heidelberg, weil hier der düstre Schwarzwald überall den Hintergrund der Landschaft abgiebt, was sich im Mondschein höchst romantisch und schauerlich ausnehmen mag. Zu dem höchsten Altan führt eine etwas gebrechliche Treppe, aber die Mühe des Erklimmens wird durch eine entzückende Aussicht belohnt. Merkwürdig ist die üppige Vegetation im Innern der Ruine; in den ehemaligen Zimmern findet man die laubreichsten Bäume von mehr als hundertjährigem Alter. — Daß neben der Ruine eine Restauration etablirt ist, und daß man zu allen Tageszeiten hier auf einen wortkargen Engländer stößt, versteht sich von selbst und bedarf keiner nähern Erwähnung. — Noch an demselben Abend kehrten wir nach Karlsruhe zurück, um am andern Morgen mit den dankbarsten Erinnerungen an die vielen Höflichkeiten und die freundliche Aufnahme, die wir auch hier in reichem Maße gefunden hatten, nach Ludwigsburg abzureisen.

Ludwigsburg.

Ein Paar einzelne Herren können von jeder sich darbietenden Reisegelegenheit profitiren, und so benutzten auch wir einen Retourkutscher von Stuttgart gegen ein äußerst billiges Fuhrlohn, mit der Bedingung, daß er die übrigen beiden Plätze seines eleganten und bequemen Halbwagens noch an zwei anständige Personen vermiethen durfte. Die eine dieser anständigen Personen war ein reisender Schauspieler und Sänger von immer heiterer Laune, die andre eine im Verblühen begriffene Goldstickerin, also eine ziemlich bunte Reisegesellschaft. — Von unserer Reise selbst ist wenig Erhebliches zu melden. Eine ziemlich gute Chaussee, in „Durlach“ schöne Häuser, auf den benachbarten Bergen alte Warten und junger Wein, in der Ebene Obstbäume, die unter der Last ihrer Früchte zusammenzubrechen drohten und deshalb gestützt worden waren; ferner keine Chausseehäuser, aber in den Dörfern Tafeln mit deutlich geschriebenem Ortsnamen, wie im Preußischen. — Die Straße führt fast immer Berg auf und Berg ab, wodurch die Reise etwas langsam ging, und wir später nach „Pforzheim“ kamen als der Kutscher es verheißen hatte. Dies schlechtgebaute schmutzige Städt-

chen hat das Bemerkenswerthe, daß fast in jedem dritten Hause ein Goldarbeiter und dazwischen ein Jude wohnt. Da hier den Pferden Heu gegeben wurde, so benutzten wir die Zeit, um eine von den zahlreichen Fabriken zu besuchen, welche die Leipziger und Frankfurter Messe mit Quincailleriewaaren überschwemmen, die so berühmt sind, daß sie sogar in das Ausland und bis nach Amerika versendet werden. Um den ganzen Arbeitsprozeß dieser niedlichen Schmucksachen kennen zu lernen, gehört indessen mehr als ein halbstündiger Aufenthalt, und wir konnten uns nur ganz im Allgemeinen davon unterrichten. Die Fabrik, in welche der Zufall uns führte, beschäftigt über hundert Menschen, und ich machte hier eine ähnliche Bemerkung wie in Mainz, nämlich, daß so wie im geselligen Leben, so auch hier das weibliche Geschlecht die Politur, den Glanz und den Schimmer besorgt. So niedliche Sächelchen auch in Pforzheim verfertigt werden, so findet man doch in den Fabriken selten einen Vorrath davon, weil Alles, was fertig geworden ist, sogleich nach den Meßstädten an die Groß- uud Kleinhändler versendet wird, welche sich nicht entblöden, den Käufern vielleicht den sechsfachen Fabrikpreis abzufordern. Gewöhnlich pflegen Fabrikarbeiter, aus deren fleißigen Händen die werthvollsten Dinge hervorgehen, zugleich die Aermsten im Lande zu seyn, was sich aber hier nicht zu bestätigen schien, denn die Arbeiter, und namentlich die Glanzgeberinnen hatten ein munteres Ansehen und waren reinlich und keineswegs dürftig gekleidet. Einkäufe machten wir hier nicht, weil es wie gesagt an Auswahl fehlte. — Vor „Illingen" nimmt die bergige Gegend den Charakter einer reizlosen Hochebene an, Illingen selbst liegt aber im Thale eines kleinen Baches, der

bei „Vaihingen" in die „Enz" fließt. Um den steilen Berg zu vermeiden, ist man beschäftigt, die Chaussee auf das linke Ufer zu verlegen, was eine heilsame Korrektion der Straße seyn wird. — Vaihingen, wo wir Mittag machten, hat eine recht hübsche Lage im Thal der Enz. Wir erfuhren hier, daß die ganze Würtembergsche Artillerie in Ludwigsburg und nichts davon in Stuttgart stehe, und da es uns vor Allem darum zu thun war, die Artillerie zuerst kennen zu lernen, so würde die Reise nach Stuttgart ein Umweg gewesen seyn, den wir bei der kurzen uns zu Gebote stehenden Zeit vermeiden mußten. Wir machten uns daher in „Schwieberdingen" von unserm ehrlichen Lohnkutscher los, wünschten der Goldstickerin frische Blüthen und guten Verdienst, dem Schauspieler gute Rollen und fette Benefize, und mietheten ein kleines Landfuhrwerk direkt nach Ludwigsburg. Ein solcher Omnibus, den man bei uns eine Kröpelfuhre zu nennen pflegt, besteht in Schwaben aus einem kleinen viereckigen Kasten, der auf zwei hölzernen Achsen mit vier niedrigen Rädern ruht und von einem Pferde gezogen wird, das aber nicht in einer Gabel, sondern links neben einem dünnen Deichselchen geht. Das Wägelchen hatte nur so eben Raum für unsere Bagage, auf deren Gipfel wir, wenn wir unserer Drei gewesen wären, wie römische Triumvirn uns ausgenommen haben würden; jeder hatte seine dreieckige Hutschachtel als Patera oder Opferschale vor sich, und die aufrechtgehaltenen Säbel konnten die Fasces vorstellen. Der Fuhrmann war ein hochbejahrter Originalschwabe mit unerlaubt dünnen Beinen, die in einer Hülle von verschossenem Plüsch steckten, und den Kopf zierte der flache dreispitzige Hut als untrügliches Zeichen seiner Landsmannschaft. Der gute Alte

zeigte eine wunderbare Liebe zu seinem Pferde, denn sobald der Weg auch nur um einen Zoll von der vollen Ebene sich erhob, war er wie der Blitz von seinem Kutschbock herunter, um dem Thiere die Last zu erleichtern, ein Manöver, das sich auf der kurzen Strecke von anderthalb Meilen bis Ludwigsburg wohl hundertmal wiederholte, und seiner possierlichen Regelmäßigkeit wegen uns zum hellen Lachen zwang. — Dieser Seitenweg von Schwieberdingen nach Ludwigsburg ist eine sehr gut unterhaltene Chaussee, wozu die Regierung aber nichts beiträgt, sondern was Sache der Bauern ist, unter Aufsicht eines Wegeinspektors; alle zwanzig Schritt ist ein Steinhaufen aufgesetzt, und mit diesem Material müssen die Bauern den Weg beständig fahrbar erhalten. Unser Fuhrmann zeigte mit der Peitsche auf einen solchen und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, das ist mein Haufen, den habe ich mit meinem Vieh sechs Stunden weit heranfahren müssen, wenn ich nicht den Inspektor auf den Hals kriegen wollte." Das klingt zwar etwas illiberal, aber dafür bleibt man auch in Schwaben nicht stecken wie in den liberalen Ländern, wo die Bauern Freiherren und die Wege grundlos sind.

Die Gegend diesseits Ludwigsburg hat einen flachen, ganz gewöhnlichen Charakter, nur das feste Schloß „Hohen-Asperg" auf einem hohen isolirten Berge erhebt sich auf eine überraschende Weise wie ein Kegel aus der Ebene, und die dort sitzenden Staatsgefangenen müssen eine weite Fernsicht in das Land haben. Auch der Eintritt in Ludwigsburg selbst hat nichts Imposantes, und man befindet sich plötzlich mitten in der Stadt ohne es gewahr zu werden. Unser Fuhrmann rühmte das „Wald-

horn" als eins der besten Wirthshäuser, und der ehrliche Schwabe hatte Recht, denn man wird selten einen freundlicheren Empfang finden und zugleich billiger behandelt werden als dort. — An der Wirthstafel saßen mehre Kavallerieoffiziere und aßen Abendbrod, was uns, wie in Kassel, die erwünschte Gelegenheit gab, noch am selben Abend einige Erkundigungen einzuziehen, und die Herren gaben uns auch mit der größten Bereitwilligkeit alle erforderliche Auskunft. Baron v. Otterstedt hatte mir in Baden ein Empfehlungsschreiben an den Chef des Würtembergschen Generalstabs, General v. Müller, gegeben; derselbe war aber leider! nicht einheimisch, jedoch äußerte sein Sohn, ein artiger junger Mann, der bei der hiesigen Kavallerie als Lieutenant steht, daß es eines Empfehlungsschreibens nicht bedürfe und man auch ohne dasselbe allen unsern Wünschen gewiß auf das Bereitwilligste entgegen kommen würde, und so ist es auch geschehen.

Ich gelange jetzt zu einem Abschnitt meiner Reise, der sich von den übrigen durch einen eigenthümlichen Charakter unterscheidet, und mich eine befreundete Armee, die ich von jeher hochgeschätzt habe, näher kennen gelehrt hat, und zwar auf eine so erfreuliche Weise, daß meine Erwartungen bei weitem übertroffen worden sind. Wenn ich daher etwas länger bei diesem Abschnitt verweile, so geschieht es als ein Tribut der angenehmsten Erinnerungen, über die nur ein Undankbarer flüchtig hinwegeilen könnte. — Die Würtembergsche Armee ist von jeher eine gute und brave Armee gewesen, hat sich bei jeder Gelegenheit tapfer geschlagen und besonders in dem Feldzuge von 1814 gegen Frankreich einen rühmlichen

Antheil an den glücklichen Erfolgen der Alliirten gegen Napoleon gehabt. Die Erstürmung von Sens war eine denkwürdige Waffenthat, und das hartnäckige Gefecht von Montereau, unter persönlicher Anführung des damaligen Kronprinzen, jetzigen regierenden Königs Majestät, gehört zu den Glanzpunkten in der Würtembergschen Kriegsgeschichte, deren Studium lehrreich ist. Seit langer Zeit war es mein Wunsch gewesen, diese Armee, von der ich so viel Rühmliches gehört und gelesen hatte, näher kennen zu lernen; allein Zufälle mancherlei Art hatten es bisher verhindert, und erst in diesem Sommer sollte mein Wunsch in Erfüllung gehen. Daß ich den Würtembergern nicht ganz fremd seyn würde, konnte ich zwar aus der Theilnahme schließen, die meine Schriften bei ihnen gefunden haben; allein man pflegt sich gewöhnlich ein ganz anderes Bild von einem Schriftsteller zu machen, und es bleibt stets eine peinliche Aufgabe für ihn, die vorgefaßte günstige Meinung auch persönlich zu vertreten, weshalb man es natürlich finden wird, wenn ich mit einer gewissen Schüchternheit nach Ludwigsburg kam. Um so größer war meine Freude, dieser Besorgnisse sehr bald überhoben zu seyn, denn kaum war meine Ankunft bekannt geworden, so trat man mir von allen Seiten mit überaus herzlicher Freundlichkeit entgegen, etwa wie man einen lieben längst erwarteten Bekannten begrüßt.

Unter den Kavallerieoffizieren, mit denen wir im „Waldhorn" zu Abend speisten, befand sich auch der Lieutenant Graf N...., ein unterrichteter Offizier, der über die militairischen Verhältnisse gute Auskunft zu geben wußte, und weshalb ich gleich einige Worte über

die

die Zusammensetzung der Würtembergschen Armee hier vorangehen lasse, wie ich sie theils persönlich, theils aus glaubwürdigen Mittheilungen kennen gelernt habe. — Diese Armee, auf welche der deutsche Bund, vermöge ihrer ausgezeichneten Verfassung, den Akzent zu legen berechtigt ist, erfreut sich einer gediegenen Organisation, welche nur in unwesentlichen Dingen von der unsrigen abweicht, in vielen wesentlichen aber mit ihr übereinstimmt. Sie genießt wie die Preußische den Vorzug, daß ihr ritterlicher König sich selbst an die Spitze des gesammten Kriegswesens gestellt hat, und auch die Kenntnißnahme von dem Kleinsten nicht verschmäht, sobald es um Verbesserung oder Vervollkommnung sich handelt. Jeder Würtembergsche Soldat, er bekleide welchen Rang er wolle, steht unter dem unmittelbaren Schutze des Monarchen, und es geschieht nichts in der Armee, worüber dem Könige nicht Vortrag gemacht würde. Unter dem Vorsitz des Kriegsministeriums wirken die übrigen Behörden, deren Chefs Männer von anerkannten Verdiensten sind. Der Kommandant der Artillerie ist zugleich Mitglied des Ministeriums, wie fast in allen kleinern Staaten; ferner gehören dazu noch zwei Chargen, die man anderwärts nicht findet, nämlich ein Ober-Thierarzt für das gesammte Gesundheitswesen der Pferde, und ein Ober-Baurath für das ganze Militair-Bauwesen des Königreichs. Wenn man erwägt, daß die Therapie der Thiere zur Zeit noch diejenige praktische Wissenschaft ist, welche sich der wenigsten Ausbildung zu erfreuen hat, so erscheint es für eine Armee, die so viele Pferde besitzt, gewiß vortheilhaft, einen praktisch-wissenschaftlichen Zentralpunkt für diese wichtige Branche zu haben, statt einer Anzahl einzelner oft unwissender Kurschmiede zu verfallen, von

denen jeder nach eigner beschränkter Kenntniß und Willkühr prozedirt, und wobei die Wissenschaft um keinen Schritt vorwärts kommt. Eine bloße Schule zur Heranbildung von Kurschmieden wird selbst unter dem thätigsten Direktor keinen so günstigen Einfluß gewinnen können, als unter einem eignen Ober-Thierarzt, der unmittelbar mit der Armee in Verbindung steht, wie es z. B. mit dem obersten Militairarzt der Fall ist, der doch in keiner Armee zu fehlen pflegt. — Ich übergehe die andern Einrichtungen, welche mehr oder minder mit den unsrigen übereinstimmen, und erwähne blos einer „Offizier-Uniformirungs-Verwaltung", welche in Ludwigsburg ihren Sitz hat und eben so für die Bekleidung der Offiziere Sorge trägt, wie die „Montirungs-Verwaltung" in Stuttgart für die Bekleidung der Soldaten. Die Würtembergschen Offiziere sind durch diese Verwaltung gegen die schrankenlose Willkühr der Schneider geschützt, welche nach ihrer Phantasie bald diese bald jene Veränderung im Schnitt der Uniformen in die Mode bringen, weil ihr Beutel dabei profitirt. Diese Modeschneider, oder Militair-Effekten-Fabrikanten, wie sie lieber sich nennen hören, können zu einer wahren Landplage für die Offiziere werden. Unter dem Vorwande, es sey in der Residenz so Mode, überschwemmen sie die Offiziere in der Provinz mit sogenannten neuen Façons, und troß aller offiziellen Proben wissen sie es doch so einzurichten, daß nach Verlauf eines Jahres ein Rock nicht mehr „modern" sitzt, folglich ein neuer nothwendig wird; ja wenn einem solchen Künstler die Scheere einmal ausgleitet, so macht er uns weiß, die Mode verlange den Rock so kurz zu tragen. Von einem solchen Schneiderunfug weiß man in Würtemberg nichts.

Wie in der Französischen Armee, so gehören auch in der Würtembergschen die Generalität, die Adjutantur und die administrativen Behörden zum „Generalstabe", von dem wiederum der General-Quartiermeisterstab eine besondere Abtheilung bildet, dem auch die Pioniere — welche zugleich den Dienst der Pontoniere versehen — zugetheilt sind. In Stelle der Stabsdragoner, wie in Oestreich, ist hier eine berittene Feldjägerschwadron dem großen Hauptquartiere im Kriege attaschirt.

Die Würtembergschen Uniformen sind sehr ansprechend. Die Grundfarbe des Rocks oder des Kollets ist durchgängig „königsblau", was bei den Offizieren sehr elegant aussieht und den Soldaten ein leichtes heitres Ansehen giebt, auch dem Verbleichen nicht so ausgesetzt ist wie das „Lichtblau" der Baiern. Die Uniform hat viel Eigenthümliches, ist aber zweckmäßig und dem Auge gefällig. Höchst geschmackvoll sind die Epaulets der Offiziere und schützen zugleich durch eine gewölbte Metallfüllung die Schulter gegen den Hieb. Der Würtembergsche Czakot ist die zweckmäßigste Kopfbekleidung von allen, die ich kenne, und verdient noch vor dem Baierschen Helm den Vorzug; unten erweitert er sich nach der Form des Kopfes, wodurch er selbst im schärfsten Winde festsitzt, und oben wird er wieder breiter, eine Form, die dem Auge gefällig erscheint, weil es sich einmal grade an diese Form gewöhnt hat. Dieser Czakot hat viel Aehnlichkeit mit einer Preußischen Ulanen-Czapka, nur daß der obere Deckel nicht viereckig, sondern rund ist; vorne befindet sich ein herzförmiges metallnes Schild mit dem Namenszuge des Königs. Ueberhaupt kann man sagen, daß sich bei der Würtembergschen Uniform das Schöne und Ge-

schmackvolle sehr glücklich mit dem Nützlichen und Zweckmäßigen verbindet. Die Schärpe ist von roth und schwarzer Seide, bei der Generalität zur Staatsuniform von Gold. Auch die Oberfeldwebel und wer mit ihnen in gleichem Range steht, trägt die rothe Schärpe, jedoch nur bei musterhafter Führung, als eine Auszeichnung.

Im Frieden ist das Würtembergsche Truppenkorps etwas über 7200 Mann und 1800 Pferde stark, im Kriege aber nahe an 19,000 Mann und 4900 Pferde, mithin ist bei einer Bevölkerung von etwa anderthalb Millionen im Frieden der zweihundertste und im Kriege der neunzigste Mensch ein Soldat. Zum Bunde stellt Würtemberg ein Kontingent von beiläufig 16,000 Mann, worunter 2000 Reiter, 28 Geschütze und 140 Pioniere. Jeder Eingeborne ist mit dem vollendeten 21sten Lebensjahre militairpflichtig, doch sind Geistliche und andre Klassen davon ausgenommen, auch ist eine Stellvertretung unter besondern Einschränkungen gestattet. Die Dienstzeit ist zwar für alle Waffen auf sechs Jahr festgesetzt, doch bleibt der Soldat im Frieden nur so lange Zeit bei der Fahne, als zu seiner Ausbildung unumgänglich erforderlich ist, worauf er in seine Heimath beurlaubt wird. Für den Fall eines außerordentlichen Bedarfs bildet sich eine Landwehr aus Eingebornen bis zum 32sten Lebensjahre, jedoch auf ganz andre Weise wie im Preußischen, besteht auch nicht wie bei uns aus den ältesten Soldaten, und soll überhaupt nur als eine Unterstützung zur Komplettirung des stehenden Heeres dienen. — So weit meine vorläufigen Notizen.

Den nächsten Frühmorgen besuchte mich der Oberstlieutenant v. Kausler vom Generalstabe, auf dessen

Bekanntschaft ich mich sehnlichst gefreut hatte. Welche Verdienste sich dieser Offizier um die deutsche Militairlitteratur, und besonders um die Kriegsgeschichte erworben hat, ist allgemein bekannt; eine von ihm redigirte frühere Zeitschrift, sein werthvoller Schlachten- und Belagerungsatlas, seine neuste Lebensbeschreibung des Prinzen Eugen von Savoyen und viele andre gediegene Arbeiten sind sprechende Beweise seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Ich hatte ihn mir als einen ernsten, tief gelehrten, in den Jahren weit vorgerückten Offizier vorgestellt, und war nicht wenig überrascht, einen blühenden lebensfrohen Weltmann, einen ächten Kosmopoliten zu finden, der das Praktische mit dem Theoretischen auf das Glücklichste zu verbinden weiß, und durch immer heitre Laune und ächt kameradschaftlichen Sinn die Seele der Militairgeselligkeit in Ludwigsburg ist, kurz, ein Mann ganz nach meinem Sinn. Wenn Klopstock von der Freundschaft sagt: „Erst des hingehefteten Blickes lange Wahl „— dann Bund auf ewig!“ so hat sich die tiefe Wahrheit dieses Denkspruchs auch bei unserm ersten Zusammentreffen bestätigt, und der Austausch weniger Worte reichte hin, mich an einen Mann zu fesseln, der mir als Schriftgenosse längst verwandt war, den ich seiner rühmlichen Ausdauer im geistigen Wirken wegen längst hochgeachtet und liebgewonnen hatte. Aber nicht blos als Schriftgenossen, auch als Soldaten haben wir uns bald herausgefunden. Oberstlieutenant v. Kausler hat im Kriege mit Auszeichnung gedient, einen reichen Schatz von Kriegserfahrungen eingesammelt, Vieles und mit Nutzen gesehen und gelesen, und seine biedre Gutmüthigkeit, sein fröhliches natürliches Wesen machen ihn zu dem liebenswürdigsten Gesellschafter, zu dem besten Kameraden,

und das ist in meinen Augen der größte Ehrentitel. Wie sehr mein neuer alter Freund dazu beigetragen hat, uns den Aufenthalt in Ludwigsburg und später Gmünd angenehm zu machen, wird aus dem Verfolge dieser Mittheilungen hervorgehen.

Da in Ludwigsburg die Offiziere beständig in Uniform gehen, so machten auch wir in diesem Anzuge unsre Meldungen, und zwar zuerst beim Gouverneur und beim Kommandanten, der zugleich Chef der Artillerie-Brigade ist. Die Reitende-Artillerie war noch Behufs ihrer Schießübungen in „Gmünd" abwesend, daher konnten wir nur dem Kommandeur der Fuß-Artillerie, Oberstlieutenant v. F...., unsre Aufwartung machen. — Ueberall fanden wir eine ehrenvolle und ich darf sagen herzliche Aufnahme. In der Regel haben solche Ankunftsvisiten etwas Kaltes und Förmliches, hier aber war es, als ob alte Bekannte nach langer Trennung sich wiedersähen, und nie habe ich mich in einem fremden Offizierkorps schneller einheimisch gefühlt, das dem befreundeten Waffenbruder mit einer Zuvorkommenheit entgegen trat, welche nicht blos konventionelle Höflichkeit, sondern der Spiegel wahrhaft brüderlich deutscher Gesinnung war.

Man führte uns zuerst nach dem Zeughause. Die Würtembergsche Artillerie — das muß ich hier bevorworten — zerfällt in mehre Kommanden, nämlich dem Artillerie-Regiment, der Arsenal-Direktion, den technischen Branchen und einer Garnison-Kompagnie, welche die Munition und das Laboriren besorgt. Das Regiment besteht aus seinem Stabe, aus drei Reitenden- und drei Fußbatterien, von denen jedoch im Frieden nur

zwei bespannt sind, was alle Jahr wechselt. Die „Fahrer“ sind unter dem Namen „Train“ von den Artilleristen abgesondert, eine der frühern französischen nachgebildete Einrichtung, mit der ich mich niemals befreunden werde, troß dem, daß man sich alle Mühe gegeben hat, mich von ihren Vortheilen zu überzeugen. Das Artillerie-Regiment zählt im Frieden nur etwa 700 Mann und 286 Pferde, im Kriege aber fast das Dreifache. — Das Zeughaus ist mit Feuer- und Handwaffen aller Art reichlich ausgestattet. Im untern Raum stehen Geschütze und Wagen, der obere enthält den Gewehrsaal, der einfach im edlen Styl nur mit Waffen oder Theilen derselben geschmackvoll verziert ist und einen ernsthaften Anblick gewährt, und mir weit besser gefallen hat, als das mit kleinlichen Verzierungen überladne Wiener Zeughaus, dessen hölzerne vergoldete Kanönchen man nur belächeln kann. — Die ganze Würtembergsche Infanterie ist bereits mit Perkussionsgewehren bewaffnet, die Kavallerie aber noch nicht. Das erste Glied der Infanterie trägt Säbel wie die Preußische, das zweite aber Feldbeile und das dritte Glied Faschinenmesser in Form eines römischen Schwertes von 15 Zoll Länge und $2\frac{1}{2}$ Zoll Breite, der Griff ist aber nicht von Messing, sondern von Eisen. Diese Bewaffnungsweise soll aus der Erfahrung und dem Bedürfnisse des Krieges hervorgegangen seyn und hat viel Ansprechendes. — Sehr interessant war die Besichtigung des „Mustersaals“, welcher die Probestücke aller erdenklichen Ausrüstungsgegenstände bis zu dem kleinsten herunter enthält, also ebenfalls mit unsrer Einrichtung übereinstimmend. Befremdend ist es, bei einer Armee, die so ganz auf das Praktische berechnet ist, keine Kochgeschirre für den einzelnen Mann, sondern noch Feldkessel

für sogenannte Menagen vorzufinden. Das Erstere mag kostspieliger seyn, aber es ist eine der wohlthätigsten Einrichtungen, die sich in der Preußischen Armee vielfach bewährt hat, besonders wenn die Geschirre nach der neuen Probe stärker und stabiler angefertigt werden. Möge der Soldat abkommandirt werden, wohin es auch sey, so hat er doch beständig seine kleine Speiseökonomie bei sich; im Anfange des Krieges von 1813 haben viele unsrer jungen unverständigen Soldaten ihr Kochgeschirr als eine unnütze Last betrachtet und weggeworfen, aber später als wir tiefer in Frankreich hinein kamen und überall verlassne Dörfer fanden, es bitter bereut. — In dem Mustersaal sahen wir auch die Instrumente zum Untersuchen der Geschützröhre, größtentheils nach französischem Modell, aber mit vieler Sorgfalt gearbeitet, so wie sämmtliche Werkzeuge für Pioniere; kurz, es fehlte an nichts.

Völlig neu war mir die Fabrikation der Kriegsraketen, die man fast überall als ein Geheimniß betrachtet. Sie ist mir ganz zweckmäßig vorgekommen. Die Blechhülse wird mittelst einer Walze rollirt, auf einer Maschine genietet und die Kapsel für den Stab angesetzt; der Treibsatz wird mittelst einer Presse nach Art der Münzpressen vermöge eines gewaltigen Balanciers eingepreßt, wobei die Hülse in einen Stock von Gußeisen gespannt ist. Was irgend nur durch Maschinen sich bewerkstelligen läßt, geschieht nicht aus freier Hand und die Arbeit ist sorgfältig. Das Abfeuern wird durch Perkussion bewirkt, wobei sich das Zündhütchen an der Hülse und der Hammer am Gestell der Rakete befindet, von dem sie abgeschossen wird. Das Raketenwesen ist hier noch im Entstehen begriffen, allein man sieht, daß die Sache mit Liebe und guten

Kenntnissen betrieben wird, so daß ein günstiger Erfolg nicht zweifelhaft seyn möchte, dafern ein solcher überhaupt möglich ist, denn ein brauchbares Kriegswerkzeug wird ein so unstätes Ding, wie eine Rakete ist, niemals werden, und die Zeit dürfte nicht ausbleiben, wo man bedauern wird, die darauf verwendeten ungeheuern Summen nicht zu etwas Besserem angewendet zu haben. Selbst die Oestreicher sollen schon jetzt eine Vorahnung davon empfinden.

Auch die Zündhütchen für die Infanterie werden im Arsenal zu Ludwigsburg angefertigt, und das ist auch wohl nothwendig, damit die Armee nicht der Laune der Privatfabriken verfallen kann. Die Anfertigung ist zwar allerdings mit einiger Gefahr verknüpft, allein man sucht durch gute Vorsicht sie zu vermindern; der Fabrikationsprozeß erschien mir ganz angemessen und geht ungemein schnell von Statten, weil die Elemente sinnreich und verständig kombinirt sind. — Höchst befriedigt von der eben so interessanten als belehrenden Ausbeute dieses Vormittags, nahmen wir im „Waldhorn“ im Kreise unsrer lieben neuen Kameraden ein vergnügliches Mittagsmahl ein, wobei das Glas fleißig die Runde machte.

Der Nachmittag war wo möglich noch genußreicher. Ich hatte gegen den Gouverneur, Generallieutenant v. Br...., den Wunsch geäußert, das Exerziren einer Reiterschützen-Schwadron zu sehen, und er war so gütig, das Ausrücken einer solchen zu veranlassen. Wie bekannt ist die Würtembergsche Reiterei nach dem System des Generals Grafen v. Bismark organisirt, und daß man dasselbe in einer langen Reihe von Jah-

ren unverändert beibehalten hat, dürfte schon allein zu seinen Gunsten sprechen. Das Schützensystem des Grafen Bismark, nach welchem der 5te Zug einer jeden der vier Schwadronen eines Regiments aus besonders dazu geeigneten Reiterschützen besteht, die bei vereinigtem Regiment zu einer eignen Schwadron zusammenstoßen, ist in der militairischen Welt vielfältig diskutirt worden, hat seine Anhänger und Gegner gefunden, doch die Zahl der erstern, zu denen auch ich mich bekenne, hat den Sieg davon getragen. Um so gespannter war ich, diese vielbesprochnen Schützen endlich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und ihre gerühmten Leistungen mit eigenen Augen zu sehen. Jeder Zug hat im Kriege 16, im Frieden 8 Rotten ohne Obermänner und Rottmeister, und in dieser letztern Stärke — also mit 32 Rotten — war die Schwadron auf einem in der Stadt belegnen freien Platz aufgestellt, der mit Bäumen eingefaßt ist, und in Form und Größe viel Aehnlichkeit mit dem Berliner „Wilhelmsplatz“ hat. Der Oberlieutenant Graf N . . . . kommandirte die Schwadron und hatte zu seiner Unterstützung blos einen Ordonanzreiter und einen Trompeter bei sich. — Die Uniform der Schützen ist der der übrigen Reiter gleich, wenigstens habe ich keinen Unterschied wahrgenommen. Das Kollet hat den Ulanenschnitt, ist von königsblauer Grundfarbe mit rothem Kragen und Aufschlägen, die Pantalons sind ebenfalls blau mit zwei rothen Streifen, der Czakot ist mit rothem Tuch überzogen und hat gelbe Verzierungen, was sich sehr schön ausnimmt. Die Pferderüstung ist ungarisch. Jeder Schütze führt außer Säbel und Pistol einen Karabiner, und wenn ich nicht irre einen gezognen. Die Schwadron war in 4 Halbzüge zu 8 Rotten zur Parade aufgestellt und ge-

währte einen superben Anblick, die Pferde schön, kräftig und wohlgenährt, die Ausrüstung propre und normal, jeder Schütze mit wildledernen Handschuhen bekleidet, Richtung und Haltung ohne Tadel, und der Führer war einer der schönsten Reiteroffiziere von stattlichem ritterlichen Ansehen. — Graf N.... forderte mich höflich auf, die Evolutionen selbst zu bestimmen, welche die Schwadron ausführen sollte, und ich gab ihm unverholen meine Wünsche zu erkennen, da es mir darum zu thun war, eine mehr als oberflächliche Kenntniß und ein richtiges Urtheil über die Leistungen der Schützen zu gewinnen, von denen General Graf Bismark mir so viel erzählt hatte; allein ich muß frei gestehen, daß sie meine nicht geringen Erwartungen noch bei weitem übertroffen haben, obgleich ich nicht zu denjenigen gehöre, die sich durch eine neue Erscheinung gleich blenden lassen. — Die Evolutionen nahmen ihren Anfang, denn den Parademarsch hatte man sich zum Beschluß vorbehalten, und wurden wie bei den Tirailleurs der Infanterie durch Signale geleitet; nur in besondern Fällen schickte Graf N.... seinen Ordonanzreiter zur Schwadron, um ein Avertissement zu geben, blieb während der ganzen Dauer des Manövers neben mir halten und verließ diese Stelle auch nicht ein einziges Mal. Ich bekenne, daß diese Sicherheit, so wie die Ruhe, mit der er das Ganze leitete, überraschend war und mich um so mehr erfreute, da ich ein abgesagter Feind von aller Unruhe unter den Waffen bin, nnd nichts für einen Fremden peinlicher ist, als wenn er einen Befehlshaber unstät umherirren sieht, damit nur ja Alles recht gut geht. Diese bewundernswürdige Ruhe des Grafen N.... ging natürlich auf die Schützen über, und ich erinnere mich nicht, jemals eine

Schwadron brillanter exerziren gesehen zu haben. Auf dem ganzen weiten Platz, an dessen Rande sich eine Menge von Zuschauern beiderlei Geschlechter eingefunden hatten, denn absonderlich scheinen die Ludwigsburger Schönen sich für die stattlichen Reiter zu interessiren, herrschte eine lautlose Stille, die nur von dem Schall der Trompete und dem Knallen der Büchsen unterbrochen wurde, und man hörte kein andres lautes Wort, als das Kommandowort. Die Evolutionen wurden mit vieler Präzision ausgeführt, und keine einzige mißlang, obgleich mitunter recht schwierige vorkamen, woraus sich auf die Gewandtheit der Schützen und Obermänner, so wie aus dem stäten Sitz und der ruhigen Führung auf eine gründliche Ausbildung im Reiten schließen ließ. Die meisten Evolutionen bezweckten die Deckung des — supponirten — Regiments, theils in der Marschkolonne, theils bei den Aufmärschen, theils bei unerwarteten feindlichen Angriffen, und Graf N.... wußte sie geschickt miteinander zu verbinden, was unmöglich vorher einstudirt seyn konnte, da es dazu an Zeit gefehlt hatte; auch kann man es bei einiger Uebung einer Truppe bald anmerken, ob sie nach einer einstudirten und vorher durchprobirten Disposition, oder frisch und fröhlich aus dem Stegereife exerzirt. Nachdem eine Anzahl von Bewegungen durchgemacht waren, ließ Graf N.... auf meinen Wunsch noch ein Defilee-Manöver ausführen, wobei die Schützen absitzen mußten, zu welchem Ende die ungeraden Nummern vorrücken und absitzen, während die geraden als Pferdehalter im Sattel bleiben; soll aber die Feuerlinie stärker werden, so bilden sich Abtheilungen zu fünf Mann, von denen der mittlere Pferdehalter für die übrigen ist. So glaube ich es wenigstens bemerkt zu haben. Auch in diesem Dienst entwickelten die Schüz-

zen viel Gewandtheit, immer aber war es die unendliche Ruhe der Truppe, welche am meisten überraschte, und die sogar auf die Pferde sich erstreckte, denn sie standen mauerfest beim Schuß und kein einziges bezeigte sich unruhig oder gar ungebehrdig. Das kann nicht Zufall seyn, sondern die Frucht gründlicher Uebung. — Die meisten Evolutionen wurden nur im kurzen Trabe ausgeführt, und zwar nach der Aeußerung des Grafen N....: mit Vorbedacht, damit der Schütze beständig kaltes Blut behält, was ihm zum sichern Zielen unentbehrlich ist. Leider habe ich einem Scharfschießen nicht beiwohnen können, allein aus dem besonnenen festen Anschlage und dem ruhigen Zielen ließ sich wohl erkennen, daß die Schützen nicht blos mit Platzpatronen eingeübt werden. Bemerkenswerth ist, daß wenn der Schütze anschlägt, selbst die Pferde zu wissen scheinen, daß es jetzt auf ein ruhiges Stehen ankommt, denn die Thiere standen wie in den Boden gewurzelt, ohne auch nur ein Ohr zu bewegen. Man hält den Schuß vom Pferde für unsicher, und ich selbst bin dieser Meinung gewesen; die Würtembergschen Schützen beweisen aber, daß durch lange Uebung und zweckmäßige Behandlung das Thier sich so an den Schuß gewöhnen kann, daß es zuletzt kein Glied dabei rührt. Das einzige Bedenkliche dabei ist, daß man im Kriege schwerlich so viel Zeit haben möchte, die Ersatzpferde so zu dressiren, wenn die im Frieden dressirten todtgeschossen sind. — Um zu zeigen, daß seine Schützen auch rasch seyn können, wenn es gilt, zog Graf N.... die Schwadron wieder zusammen und ließ eine geschlossene Attake machen, die von einer Kürassierschwadron nicht determinirter hätte ausgeführt werden können. — Für einen passionirten Soldaten waren diese Nachmittagsstunden auf's Höchste genußreich,

und ich bedauerte nichts, als daß General Graf Bismarck nicht zugegen war, der einen großen Triumph gefeiert haben würde; aber ich hätte auch noch Andern hier zu seyn gewünscht, die über das Schützen-Institut ein schielendes Urtheil fällen, ohne es zu kennen und Alles gering schätzen, was nicht auf dem eignen Boden gewachsen ist. Vielleicht kommen dem Grafen diese Zeilen zu Gesicht, und dann bin ich überzeugt, daß er seine Freude darüber haben wird, denn ich weiß, er giebt etwas auf mein Urtheil.

Nachdem ich dem Grafen N.... und seinen wakkern Schützen meinen verbindlichsten Dank gesagt hatte, begaben wir uns in die Reiterkaserne, um deren Einrichtung kennen zu lernen. Daß hier eine musterhafte Ordnung herrschen würde, war zu erwarten, denn eine Truppe, die auf dem Exerzirplatz erfolgreich auftritt, hält auch auf innere Ordnung. — Die Pferde der Reiterei sind sämmtlich inländische, und die Remonten werden jährlich durch eine eigne Kommission angekauft, ohne daß besondere Remonte-Depots existiren, und was in einem kleinen Staate wohl angeht. Die Pferde sind von kräftigem Mittelschlage, dem Dienst entsprechend und befanden sich in vortrefflichem Zustande. Aber weit schöner als die Pferde sind die Reiter selbst, wahre Bilder von Menschen, groß, wohlgewachsen, kräftige derbe Naturen mit ausdrucksvollen Gesichtern, recht wie man sich den Reiter denkt. Die Schützen werden aus dem ganzen Regiment gewählt, und zwar die gewandtesten, aber auch zugleich die exemplarischsten Leute, denn nur solche genießen den Vorzug, Reiterschützen zu seyn, und müssen in das Regiment zurücktreten, sobald sie sich die-

ses Vorzugs unwerth bezeigt haben, also buchstäblich so, wie es bei der Preußischen Artillerie mit den Fahrenden-Artilleristen gehalten wird. — In den Reiterregimentern ist das erste Glied mit einer Lanze mit schwarz und rothem Fähnchen bewaffnet. Die Lanzen sind zwar sauber gearbeitet, aber sehr schwer und auch vielleicht zu lang, denn sie messen mit der Spitze beinahe 10 Fuß. Die Zäumung ist nach Englischer Form und die Mundstücke in drei Nummern abgetheilt nach Beschaffenheit des Pferdemauls.

Die Eintheilung der Kavallerie in Regimenter und Brigaden ist ganz wie bei uns. Jedes Regiment ist im Frieden 321, im Kriege 682 Pferde stark, was zu wenig seyn dürfte, besonders da die 120 Schützen noch aus der Schlachtlinie abgehen. Solcher Reiterregimenter giebt es vier, und wenn sie Alle in so brillanter Verfassung sind wie das in Ludwigsburg stehende, so kann sich diese Kavallerie der besten in Europa gleich stellen. — Außer diesen vier Regimentern existirt noch eine Schwadron Leibgarde von 147 Pferden. Sie steht in Stuttgart, hat dieselbe Uniform wie die übrige Kavallerie, aber Aufschläge und Czakot von karmoisinrother Farbe und gelbe Fangschnüre. Graf Bismark hatte vor mehren Jahren in Berlin einen solchen Gardereiter bei sich, dessen Uniform dort Aufsehen machte.

Herr Oberstlieutenant v. Kausler hatte die Güte, uns mit der nähern Einrichtung des General-Quartiermeisterstabes bekannt zu machen. Die kriegsgeschichtlichen Arbeiten dieses Korps sind dem militairischen Publikum bereits aus früherer Zeit rühmlichst bekannt. Der

Würtembergsche Generalstab war der erste, der bald nach dem zweiten Pariser Frieden die Schlachten und Hauptgefechte herausgab, an denen das Armeekorps in Frankreich Theil genommen hatte, und die Beschreibung mit meisterhaft lithographirten Plänen begleitete. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag herrscht die größte Thätigkeit in diesem fleißigen Korps, das sich durch Wissenschaftlichkeit in allen Richtungen auszeichnet. Das topographische Büreau ist jetzt mit Anfertigung einer Landeskarte beschäftigt, nach dem Maßstabe von 1 zu 50,000, wie im Badenschen, und Alles, was ich früher darüber gesagt habe, findet auch hier Anwendung. Mit der Kastrirung ist zugleich das trigonometrische Netz gelegt worden, und die zum Generalstabe gehörenden „Guiden" besorgen die Detailsaufnahme mit dem Meßtisch. Die Originalblätter scheinen mit vieler Präzision gearbeitet, enthalten aber keine Höhenbestimmungen. Die Zeichnung ist ganz superbe, die Lithographie nicht minder, steht aber der Badenschen an Eleganz doch etwas nach, was indessen dem soliden Werth der Karte keinen Eintrag thut. — In dem Gebäude, worin der Generalstab seinen Sitz hat, befindet sich auch ein physikalisches Kabinet und eine Sammlung von schönen mathematischen Instrumenten. — Mit dem Institut ist auch eine Bildungsschule für Offizierzöglinge verbunden. Die Zahl der Schüler beträgt 20, welche in vier Klassen getheilt sind und einen dreijährigen Lehrkursus machen. Sie tragen Infanterieuniform und nach den Klassen die Abzeichen eines Rottmeisters, Obermanns oder Feldwebels. Die jungen Leute sind im Schulgebäude anständig kasernirt und werden nach einem sehr zweckmäßigen Stundenplan unterrichtet, den man zur Einsicht mir vorlegte. Das Benehmen der jungen Leute

läßt

läßt auf sorgfältige Erziehung und feine Bildung schließen, sie werden von den Offizieren ernst, aber freundlich und liebevoll behandelt, die ganze Anstalt athmet Solidität und geistige Freiheit, ohne jenen sklavischen Zwang, der so junge Gemüther nur einschüchtern und zu Heuchlern machen würde, was leider! bei vielen militairischen Bildungsanstalten nicht bedacht wird und oft für das ganze Leben von den verderblichsten Folgen seyn kann. Bei dieser Gelegenheit kann ich die Bemerkung einschalten, daß der ganze Ton, der unter den Würtembergschen Offizieren herrscht, mir sehr wohl gefallen hat und sich vortheilhaft bemerkbar macht; er deutet auf brüderliche Kameradschaft bei voller Beachtung der zarten Grenzlinien unter den einzelnen Chargen auch ohne Frangenepaulets. Dieser noble Ton spricht sich auch gegen die Unteroffiziere und Soldaten auf den Uebungsplätzen aus, wo man kein verletzendes Wort hört, und das ist immer ein gutes Zeichen. Noch bemerke ich, daß die Zöglinge der Militairschule außer freier Wohnung und Unterricht ein jährliches Einkommen von 150 Gulden zu Beköstigung und Kleidung genießen und nach vollendetem Lehrkursus noch sechs Jahre in der Armee dienen müssen. — Noch muß ich von den jährlichen Uebungsreisen des Generalstabes sprechen. Diese Reisen sind ganz so angeordnet wie im Preußischen Generalstabe, der diese Einrichtung seinem frühern Chef, dem Generallieutenant v. Müffling, verdankt. Dergleichen Reisen können bei richtigen Anordnungen sehr zweckmäßige Uebungen für einen Generalstab im Frieden abgeben. Welch lebhaften Antheil Se. Majestät der König von Würtemberg an der Fortbildung der Armee nimmt, geht auch noch daraus hervor, daß ihm der Plan zu den jährlichen Uebungsreisen des

Generalstabes jedesmal zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden muß. Ueberhaupt werden für Alles, was die Ausbildung der Armee betrifft, keine Kosten gespart. Die großen jährlichen Truppenübungen geschehen unter den Augen des Monarchen; man belegt sie hier mit dem entsprechenden Namen „Kriegsübungen", sie erscheinen zur Belehrung der Offiziere im Druck und sind durch sauber lithographirte Karten und Pläne erläutert, so daß jeder Offizier, dem es sonst um Belehrung zu thun ist, dadurch Gelegenheit erhält, den abgehaltenen Uebungen in methodischem Zusammenhange Schritt für Schritt zu folgen. Die Pläne sind so schön, daß sie in jeder Zeichnenschule als Vorlegeblätter dienen können. Man darf dergleichen durch gute Pläne erläuterte Manöverberichte für sehr nützlich und lehrreich erachten, und wenn auch ein großer Theil der Offiziere vielleicht keine Notiz davon nimmt, so wird der kleinere Theil desto mehr Nutzen davon ziehen.

Eine Promenade durch die Stadt gab uns Gelegenheit, Ludwigsburg etwas näher kennen zu lernen. Bei der starken Garnison gleicht der Ort einer großen Militair-Kolonie, die aber mit den 6000 gutmüthigen Einwohnern im besten Einverständniß lebt, namentlich mit der schönern Hälfte, die hier wie überall an hübschen und galanten Militairs ein Wohlgefallen findet. — Die Stadt ist etwas bergig, hat aber schöne breite Straßen und gutes Steinpflaster. Sowohl in der Stadt als deren nächsten Umgebung fehlt es nicht an herrlichen Alleen und andern hübschen Parthien. Durch die Verlegung des Hofes von hier nach Stuttgart hat Ludwigsburg an Lebhaftigkeit und Glanz sehr verloren, und das

prächtige, im großartigen Styl erbaute Residenzschloß mit seiner Fürstengruft und seinem Theater steht einsam und verödet; selbst der Kronprinz, der hier seine Studien macht, und Graf Wilhelm von Würtemberg, der Oberst und Kommandeur der Reitenden-Artillerie ist, waren abwesend. — Man rühmt auch das „Favoritschlößchen" mit seinem ansehnlichen Park, leider! war aber die Zeit zu kurz, um einen Ausflug dahin zu machen, und eben so wenig nach dem hochgelegnen ehemaligen Lustschloß „Solitüde", von dem man eine wunderschöne Aussicht haben soll. In unsrer Absicht lag es allerdings, diese Orte zu besuchen; allein die Stunden und Tage vergingen im Fluge unter Besichtigung so vieler uns näher angehenden Sehenswürdigkeiten, und die Abende verlebten wir im Kreise der uns so werth gewordnen Kameraden, entweder im gemüthlichen „Waldhorn" oder in dem Garten des Herrn Belz, wo man delikate Wurst speist und vortreffliches Bier trinkt, denn was wäre Schwaben ohne diesen Gerstennektar, dessen man sich weniger leicht überdrüßig trinkt als den Wein; an den süddeutschen Wein muß sich der norddeutsche Magen überhaupt erst gewöhnen, wenn er keine Unbequemlichkeiten verursachen soll.

Der Chef der Artillerie, General v. B....ff, hatte die Güte, auf meinen Wunsch eine Fußbatterie zum Exerziren ausrücken zu lassen, und war so höflich, uns nach einem bei ihm servirten Frühstück selbst nach dem Exerzirplatz zu führen, zu welchem Ende man uns beritten gemacht hatte. — Die Batterie bestand aus 4 Zwölfpfündern, aber nur mit sechs Pferden bespannt, und war in Parade aufgestellt, die Mannschaft vor den Geschützen in zwei Gliedern mit geschultertem Gewehr, denn sie ist

hier noch mit Bajonnetkarabinern bewaffnet, die in Preußen als überflüssig erachtet und längst abgeschafft worden sind. In Würtemberg ist man für diese Bewaffnungsweise der Artilleristen sehr eingenommen, womit ich mich aber nicht einverstanden erklären kann, weil sie nur allzuleicht Gelegenheit giebt, den Batterien ihre Bedeckung von Infanterie zu entziehen, unter dem Vorwande, sie könnten sich ja selbst vertheidigen; auch lehrt die Erfahrung, daß ein Schießgewehr, welches der Soldat als Nebenwaffe im Kriege führt, gar leicht in Unordnung geräth und seinen Dienst grade dann versagt, wenn man am meisten darauf rechnet. Im Handgemenge verlassen sich brave Artilleristen auf ihre Fäuste und ihre Hebebäume, und tirailliren wird man doch mit ihnen nicht wollen; auch ist ein über die Schulter gehangenes Gewehr dem Artilleristen bei der Bedienung seines Geschützes hinderlich, was freilich Viele nicht Wort haben wollen. — Bei Ankunft des Generals wurden ihm die Honneurs gemacht und er ging die Glieder mit uns durch. Die Mannschaft besteht wie bei der Kavallerie aus großen, wohlgewachsenen und schönen Leuten, kein einziger unter fünf Fuß sechs Zoll Preußisches Maß, und bei Vertheilung des Ersatzes wird vorzugsweise darauf Bedacht genommen, daß die Artillerie starke und zugleich gewandte Leute von guter Vorbildung erhält. — Die Batterie führte zuerst einige Bewegungen aus, und ging dann zum Manövriren im Feuer über. Die Geschütze wurden mit Präzision bedient und eine tüchtige, gründliche Ausbildung der Unteroffiziere und Leute war nicht zu verkennen. Die Trainsoldaten fuhren mit Sicherheit und Anstand, die Offiziere schienen gründliche Kenntniß vom Reglement zu haben, das ein wenig weitläuftig zu seyn scheint, und

unterstützten den Batterie-Chef bei den Evolutionen sehr thätig. Sowohl in der Truppe wie in der Führung herrschte viel Ruhe, worauf man in der Würtembergschen Armee und gewiß mit Recht großen Werth zu legen scheint, und bei so guten Elementen konnte es nicht fehlen, daß das Exerziren zur Zufriedenheit ausfiel. — Auch dieser Vormittag, den obenein das heiterste Wetter begünstigte, gewährte mir einen großen und als Artillerist einen doppelten Genuß, wofür ich dem Herrn General aufrichtigen Dank sagte und mit wahrer Hochachtung von den wackern Waffengenossen schied. Mit allen Einzelnheiten ihres Dienstes, welche vielfältig an das Französische Reglement erinnern, kann ich mich zwar nicht einverstanden erklären, und habe mich auch freimüthig darüber geäußert, was man mir hoffentlich nicht übel deuten wird, denn ein Soldat muß niemals gegen seine Ueberzeugung sprechen; aber die Gesammtleistungen der Waffe verdienen alle nur mögliche Anerkennung, denn sie haben sich — und das ist die Hauptsache! — vor dem Feinde rühmlich bewährt, und befriedigen zugleich die Anforderungen des Friedens. Mehr kann Niemand verlangen.

Gmünd.

Nach dem, was ich in Ludwigsburg von der Würtembergschen Artillerie gesehen hatte, war es mir unmöglich, das Land zu verlassen, ohne auch die Reitende kennen zu lernen, doch dazu gehörte eine Reise nach Gmünd, was freilich nicht im ersten Plane lag und eine ganze Woche wegzunehmen drohte, auch mußte Stuttgart aufgegeben werden, gewiß kein kleines Opfer! Doch überschwenglich reich hat dieses Opfer sich belohnt, und die in Gmünd verlebten Tage werden ewig zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Ein eigner Schnellwagen geht nicht von Ludwigsburg nach Gmünd, da aber der Oberstlieutenant v. Kausler dort Geschäfte hatte, folglich mit von der Parthie seyn konnte, so mietheten wir uns gemeinschaftlich einen ganzen Omnibus, worin es für uns Drei wenigstens nicht an Raum fehlte. Selten hat es wohl eine angenehmere Reise gegeben, als die unsrige nach Gmünd, in der Gesellschaft unsers neuen Freundes. Seine vielseitigen Kriegserfahrungen, seine Belesenheit, seine reichen litterarischen und geschichtlichen Kenntnisse, seine Bekanntschaft mit

Allem, was in der Welt seit ihrer Erschaffung vorgegangen ist, gaben Veranlassung zu den verschiedenartigsten Unterhaltungen, die er mit den scharfsinnigsten Bemerkungen zu durchflechten wußte, dabei würzte seine heitre joviale Laune das Gespräch, so daß die Zeit uns unglaublich schnell verstrich, und kaum so viel übrig blieb, dann und wann einen Blick auf die schöne Gegend zu werfen, durch welche wir fuhren. — Auf dieser ganzen Tour befindet man sich überdies auf klassischem Boden und an jeden Punkt knüpft sich eine geschichtliche Erinnerung, entweder aus der Vorzeit der deutschen Kaiser, oder aus den thatenreichen Kriegen Eugen's und Marlborough's, oder endlich aus den Feldzügen des berühmten Erzherzogs Karl. Seit meiner Entfernung von Berlin und meinen dortigen litterarischen Freunden — und mit Schrecken gewahre ich, daß dies nun schon bald zwölf Jahre sind — entbehre ich den Genuß, mit einer geistverwandten Seele über wissenschaftliche Dinge in meinem Sinn verkehren zu können, und fühle mich abgestorben wie ein auf dürres Land verpflanzter Baum. Wer je diese fürchterliche Leere empfunden hat, der wird auch einen Begriff von meiner Freude sich machen, endlich wieder einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben und den brennenden Durst nach Mittheilung über Gegenstände stillen zu können, die zu meinen liebsten Beschäftigungen, zu meinem Lieblingsstudium gehören. In Berlin kam ich allwöchentlich an einem bestimmten Tage mit meinen Freunden zusammen und wir verkehrten ausschließlich in diesen Stunden, die wir scherzhaft unsre Konferenzen nannten, über Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft oder der Geschichte; in diesem heitern Kreise dufteten mir die edelsten Blüthen, hier gründete

ich vor sechzehn Jahren im Verein mit meinem Freunde Blesson und meinem unvergeßlichen Ciriacy eine Zeitschrift, und wir gaben ihr den Namen für „Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges", und der König unser Herr gab ihr Seine Genehmigung, und sie gedeiht seit sechzehn Jahren zur Freude Aller, die den Dienst des Kriegers nicht als ein Handwerk, sondern als eine Kunst betrachten. In diesen Konferenzen — — doch was haben sie mit der Reise nach Gmünd zu schaffen? höre ich den Leser fragen. O, mehr als man glaubt! Diese ganze Reise ist solch eine Konferenz gewesen, und die Tage in Gmünd waren die Fortsetzung. Wer mich verstehen kann, der wird mich verstehen, und mit Schillers Elisabeth rufe ich aus: „O, muß mich's ewig mahnen!" — —

Bei Neckar-Rems — schon der Name sagt, daß hier die Rems in den Neckar fällt — passirt man den zuerstgenannten Fluß auf einer mit Ueberdachung versehenen Hängebrücke. Hier befindet sich das tiefe Defilee, das den rechten Flügel der berühmten Position von Canstadt deckt. Das enge, von hohen Bergen eingeschlossene Thal der Rems ist überreich an Naturschönheiten, und auch das Städtchen Waiblingen, wo die Stuttgarter Straße einfällt, hat eine hübsche Lage in diesem Thale. — In Groß Heppach sahen wir das Haus, wo Eugen und Marlborough die bekannte Zusammenkunft hatten, welche 1704 die für die Baiern und Franzosen so unglückliche Schlacht von Hochstädt herbeiführte. So knüpft sich auf diesem Wege eine denkwürdige Erinnerung an die andre, und über jede wußte Freund Kausler Auskunft zu geben und durch scharfsinnige Bemer-

kungen zu ergänzen. Wahrlich! in Gesellschaft eines unterrichteten geistreichen Mannes eine Reise zu machen, wäre die beste Art, Geschichte und Geographie zu studiren, die Lehrstunden würden aber etwas hoch zu stehen kommen. — In Winterbach machten wir Mittag. Hier hat sich seit einigen Jahren ein Mineralbad und Schwefelbrunnen etablirt, der Besuch ist aber noch kümmerlich, weil noch kein fürstliches Haupt hier gebadet und getrunken hat. — Hinter Winterbach hört der Weinbau, der bis dahin florirt hatte, allmälig auf und schöne Laub- oder Tannenwälder nehmen seine Stelle auf den Berglehnen ein. — Alle Dörfer, durch welche man fährt, athmen Wohlstand, und der Anbau zeigt, daß hier ein friedliches glückliches Volk in einem gesegneten Lande wohnt. Ja, das Schwabenland ist ein herrliches Land, und man kann es den Deutschen nicht verdenken, sich ritterlich dafür geschlagen und ihr bestes Herzblut an seine Erhaltung gesetzt zu haben! — In Schorndorf verließen wir auf einen Augenblick das Gebiet der Poesie und besahen eine dortige Fingerhutfabrik, welche diese für das schöne Geschlecht unentbehrliche Schutzwaffe in den zierlichsten und niedlichsten Exemplaren, bald in Silber bald in Gold, mit Amethyst-, Karniol- oder Stahlplatten, wie man es haben will, liefert. Wir machten einige Ankäufe für liebe Angehörige und fanden die Preise ausnehmend gering. Welch fleißiges Volk den Schwarzwald und die Schwäbische Alp bewohnt, ist zur Genüge bekannt, und es thut einem wohl, dieses rege Treiben, diese nimmer ruhende Thätigkeit, diese mannichfachen Ergebnisse der Betriebsamkeit mit eignen Augen kennen zu lernen. Vor mehren Jahren machte ich eine Reise durch den Schwarzwald und erinnere mich noch heut

mit Vergnügen an eine Strohhutfabrik in Lenzkirchen zwischen Freiburg und Schaffhausen, welche die feinsten Artikel in dieser Gattung liefert, die an Schönheit und Feinheit den Florentiner Strohhüten nichts nachgeben und gewiß schon von mancher Dame für italienische mit schwerem Golde bezahlt worden sind, denn die Deutschen wollen einmal die Erzeugnisse vaterländischen Gewerbfleißes nicht schätzen lernen und werfen lieber ihr gutes Geld dem Auslande nach, noch dazu für Dinge, die sie im Vaterlande eben so gut, eben so zierlich und dreimal wohlfeiler haben könnten. Auch daran sind die reichen Juden schuld, denen es die armen Christen im Luxus gleich thun wollen.

Auf halbem Wege zwischen Schorndorf und Gmünd berührt man Kloster Lorch, das eine höchst romantische Lage hat. Ja, die Pfaffen verstehen sich darauf! wo der schönste Punkt ist, da bauen sie ein Kloster. — Hinter Lorch hat man den ersten Blick auf den ehrwürdigen Hohenstaufen, den man ohne Wehmuth nicht ansehen kann, weil auch kein Steinchen mehr übrig geblieben ist, das Zeugniß gäbe von der deutschen Kraft und Hoheit, die einst auf seinem Gipfel gethront hat. Die letzten Trümmer der Burg, dieser Wiege ruhmwürdiger Geschlechter, sind zum Wiederaufbau des abgebrannten Städtchens Göppingen verwendet worden, das am Fuß des Berges liegt. So ist denn sein kahles Haupt ein trauriger Verkünder, daß alles Irdische vergänglich ist, aber auch zugleich ein zürnender Mahner für ganz Deutschland, daß immer noch kein Denkmal den nackten Scheitel ziert in dieser Zeit der Denkmäler und der Subskriptionen. — Die Gegenden werden mit jedem Schritte

schöner, die Thäler lachender, die Wiesen grüner, bis der Kirchthurm von Gmünd freundlich zwischen den schattigen Bäumen hervorguckt, als spräche er: „Guten Abend! schön willkommen in Gmünd!“ — Diese ganze entzükkende Reise im Thale der Rems glich einer ununterbrochnen Lustfahrt, und wer die Schönheiten des theuern Vaterlandes so recht innig kennen lernen, recht von Herzen genießen will, der versenke sich in die reizenden Thäler der Schwäbischen Alp, wo jeder Schritt einen neuen Genuß bietet. Allmälig begann die Sonne zu sinken, die Schatten wurden länger, aber die prachtvolle Abendbeleuchtung gab der Landschaft neue Reize. Ueber die wahrhaft paradiesische Lage von Gmünd selbst später noch einige Worte zu sagen, behalte ich mir vor.

Freund Kausler, der hier Bescheid zu wissen schien wie in seinem Schlachtenlexikon, ließ ohne Weitres bei Herrn Stahl zur „Krone“ vorfahren und introduzirte uns bei dem in schuldiger Devotion sich verneigenden Gastherrn mit einer jovialen Anrede. Ein sechsfenstriger Omnibus, aus dem drei Offiziere heraussteigen, denen drei Felleisen, drei Hutschachteln und sonstiges Zubehör nachfolgen, ist in einem kleinen Landstädtchen eine förmliche Erscheinung, und wenn es heller Tag gewesen wäre, so würde vielleicht halb Gmünd zusammengelaufen seyn. So aber beschränkten sich die Empfangsfeierlichkeiten auf die Begrüßungen der Familie Stahl und einer allerliebsten Kellnerin, die uns sogleich ein Zimmer anwies. Auch ohne statistischen Wegweiser merkte man bald der „Krone“ an, daß sie ein gemüthliches schwäbisches Gasthaus sey, worin man sich gleich in der ersten Stunde behaglich fühlt.

Da die Würtembergsche Artillerie alljährlich mehre Monate in Gmünd zubringt, um ihre großen Schießübungen hier abzuhalten, so ist wohl nichts natürlicher, als daß sich zwischen den Bürgern und dieser vorübergehenden, alle Jahr wiederkehrenden Garnison eine gewisse Anhänglichkeit gebildet hat, die sich durch gegenseitige Liebesdienste in mehr als einer Richtung manifestirt. Offiziere und Soldaten verzehren alljährlich manchen schönen Gulden in Gmünd, was unter den Bürgern von den Alten mit Dankbarkeit erkannt wird; aber sie bringen auch Leben in das Städtchen, worüber wieder die Jungen nicht scheel sehen, mit einem Wort, in den Monaten, daß Gmünd seine Garnison hat, lebt man hier lustig und in Freuden, auch fehlt es nicht an gebildeten Familien zum Umgange. Die Haupteigenthümlichkeit des Städtchens besteht darin, daß hier mehre hundert Goldschmiede leben, deren jeder wenigstens zwei bis drei hübsche Töchter hat, denn Gmünd ist berühmt für die Schönheit seines weiblichen Anwuchses, also ächte „Goldschmieds Töchterlein", aber ehrbar und züchtig, ganz wie Herr Karl Blum das seinige dramatisirt hat. Indessen auch die ehrbarsten tanzen gern, und am liebsten mit blanken Soldaten, besonders wenn es bildschöne Leute sind wie diese Reitenden-Feuerkünstler, und da nun auch die Soldaten gern scherzen und schäkern, am liebsten mit hübschen Mädchen, so berühren sich hier die gegenseitigen Interessen, und wenn die Waffen ruhen und die Kanonen schweigen, so ertönt die lustige Melodie eines schwäbischen Tanzes, und Alles ist fröhlich und guter Dinge, um so mehr, da in Schwaben der Wein wohlfeil und der fröhliche Sinn zu Hause ist. Was würden wohl unsre ernsthaften Ostpreußen sagen, wenn sie plötzlich

auf einige Zeit nach Gmünd sich versetzt sähen! mitten in diesen süddeutschen Jubel, in dieses frohe harmlose Treiben, wo die Menschen der heitern Gegenwart leben und die dunkle Zukunft dem lieben Gott anheimstellen, den sie des Sonntags fleißig verehren und ihm frommen Gemüthes danken für seine freundlichen, himmlischen Gaben. Unvergeßlich werden uns die frohen Tage in Gmünd bleiben, und lange, lange noch werden wir in der Erinnerung schwelgen an die glücklichen Stunden, die wir hier unter so vielen guten und biedern Menschen verlebt haben!

Noch an demselben Abend lernten wir mehre Artillerie-Offiziere kennen. Der Kommandeur, Graf Wilhelm von Würtemberg, war von seiner Reise nach Algier noch nicht zurückgekehrt, und der Oberstlieutenant v. L.... kommandirte in seiner Abwesenheit das Regiment, unter ihm der Major v. D.... die drei Reitenden-Batterien. Man war so artig, mir das leerstehende Quartier des Grafen anzubieten, was ich natürlich nicht annahm und es vorzog, in der gemüthlichen „Krone" bei meinem jovialen Kausler zu bleiben, der sein Hauptquartier ebenfalls hier etablirt hatte und eine Treppe tiefer wohnte, so daß wir den ganzen Tag zusammen seyn und einer dem andern leben konnte. — Den Abend brachten wir in einem öffentlichen Garten zu, wo die Offiziere sich zusammenfinden, um Abendbrod zu essen, bei gutem Wetter im Freien, an rauhen Tagen wie der heutige im Zimmer. Eine einzige Stunde reichte hin, mit diesen vortrefflichen Kameraden bekannt zu werden, die uns vom Ersten bis zum Letzten auf das Freundlichste entgegen kamen. Das Gespräch drehte sich, wie sich das den-

ken läßt, hauptsächlich um unsre gemeinschaftliche Waffe, denn wenn der Zufall Artilleristen aus Süd und Nord zusammenführt, so fehlt es nicht an Stoff zum Austausch der Ideen und Meinungen. Ich gewann sehr bald die Ueberzeugung, es hier mit einem Offizierkorps zu thun zu haben, in welchem gründliche Sachkenntniß und gediegene wissenschaftliche Bildung sich vereinigen. Männer, von gleicher Liebe für ihr Fach beseelt, finden sich bald gegenseitig heraus, und so konnte es nicht fehlen, daß wir uns leicht verstanden. Obzwar ich nach den Erfahrungen in Ludwigsburg mit guten Erwartungen nach Gmünd gekommen war, so sind diese doch noch übertroffen worden, und ich verhehle nicht, daß ich Manches hier gelernt habe.

Noch spät am Abend überraschte General v. B....ff die Garnison mit seiner Ankunft, um in den folgenden Tagen die Artillerie zu inspiziren. Halb und halb hätte ich aus der Art, wie er in Ludwigsburg von uns Abschied nahm, vermuthen können, daß er ebenfalls nach Gmünd kommen würde, und bin eitel genug, darin eine feine Aufmerksamkeit zu erkennen. Wir machten ihm sogleich unsre Aufwartung und erfuhren, daß er bereits auf den folgenden Tag ein Exerziren angeordnet habe, um uns Gelegenheit zu geben, die Batterien kennen zu lernen. Wir mußten dies um so höher aufnehmen, da die Truppen nach der Zeiteintheilung am folgenden Tage Ruhe haben sollten, was augenscheinlich nur abgeändert worden war, um sich uns gefällig zu zeigen.

Am andern Morgen holten wir den General ab, vor dessen Thür auch Reitpferde für uns in Bereitschaft

standen. Der Exerzirplatz liegt etwa eine halbe Meile von der Stadt, auf dem kleinen Plateau eines steilen Berges, dessen Aufgang sehr beschwerlich ist. Die drei Reitenden-Batterien waren zur Parade aufgestellt, und nachdem die Honneurs gemacht waren, ritt der General durch die Glieder und zwischen die Geschütze, um die Details der Ausrüstung zu inspiziren. Wie in Ludwigsburg bestand auch hier die Mannschaft aus großen schönen Leuten von blühendem Ansehen und kräftigem Muskelspiel, wahre Bilder von Menschen. Frei und dreist blickten sie auf ihren General, wie es dem deutschen Soldaten zusteht, und wenn er sich beifällig bezeigte, so strahlten die Augen der Leute vor Freude, was immer von einem rühmlichen Ehrgeiz zeugt. — Das Material der Bekleidung ist gut, und die königsblaue Uniform mit schwarzem Kragen und weißen Knöpfen gewährt einen gefälligen Anblick. Die Trainsoldaten haben zur Unterscheidung rothe Fangschnüre am Czakot, sonst aber die nämliche Uniform wie die Artilleristen, die Reiter eine blaue Husarenschabracke mit einfacher rother Einfassung und in der Spitze eine flammende Granate von rothem Tuch, im Sattel aber ein schwarzes Schaaffell. — Die Batterien hatten zur Parade gepackt. Nach der Würtembergschen Organisation befinden sich bei jedem Geschütz zwei Unberittene, welche auf der Laffete sitzen, und deren Gepäck wird auf den Handpferden fortgebracht. Die Pferde waren nach Farben gespannt und befanden sich trotz der beschwerlichen Märsche und der übrigen Anstrengungen in gutem Zustande; es sind große, starke und kräftige Landpferde, die Reitpferde jedoch von etwas leichterem Schlage, und auch die Offiziere waren sehr gut beritten.

Als die Besichtigung vorbei war, mußten die Reiter einzeln im Trabe beim General vorbei reiten. Der Sitz war gleichmäßig und ungezwungen, die Führung stät, was von guter Ausbildung im Reiten zeugte. — Hierauf folgten einige Elementarbewegungen der Batterien, wobei die Reiter nicht wie bei uns hinter, sondern vor den Geschützen ritten. Der Train macht hier, wie ich schon erzählt habe, ein eignes Korps aus, aber die Trainsoldaten fuhren präzis und mit Anstand, überhaupt sprach sich in allen Leistungen viel innere Tüchtigkeit aus. — Sobald die Batterien sich zum Gefecht fertig machen, schnallen die Reiter ihre Säbel aus und befestigen sie auf der linken Seite des Sattels neben dem Mantelsack, so daß der Reiter zwar seine Waffe jeden Augenblick zur Hand hat, in der Bedienung des Geschützes aber nicht durch sie behindert wird, was auf Ansichten beruht. Die Säbel der beiden Unberittenen sind vorne an die Laffete geschnallt, damit auch diese beiden Mann sie zur Hand haben.

Jede Batterie besteht wie bei uns aus drei sechspfündigen Kanonen und einer Haubitze, diese ist aber eine leichte zehnpfündige. Der König soll noch als Kronprinz im Kriege mit den siebenpfündigen Haubitzen unzufrieden gewesen seyn, namentlich in dem Gefecht bei Montereau, und sie deshalb abgeschafft haben, er soll auch für die langen Haubitzen der Franzosen und Russen sich interessiren, weshalb jetzt Versuche damit angestellt werden, es ist aber den guten Würtembergern von Herzen zu wünschen, daß dieser Kelch bei ihnen vorüber geht. — Nach den Elementarbewegungen folgte ein Schul-Exerziren, wobei das Reglement durchgemacht

wurde,

wurde, was zur Zufriedenheit ausfiel und bei dem beschränkten Terrain wahrlich keine leichte Aufgabe war. Major v. D .... entwickelte dabei eine große Gewandtheit in Führung der Brigade, und wußte alle Kommandos so zeitgerecht zu geben, daß der enge Raum stets ausreichte. Es ist ein wahres Vergnügen, einen Stabsoffizier mit solchem Anstande und so vieler Sicherheit kommandiren zu sehen, und wie in Ludwigsburg bei den Reiterschützen, so ging auch hier die Ruhe des Führers auf die Batterien über. Einige abnorme Evolutionen bewiesen, daß man hier keineswegs dem Schlendrian der Artillerie-Taktik huldigt, sondern über die sogenannte Tabulatur sich zu erheben versteht.

Auf das Exerziren folgte ein Manöver im Feuer. Major v. D.... machte dabei einige glücklich kombinirte Aufmärsche aus dem Stegereif, welche frappirten. Das ganze Manöver war ein schönes militairisches Schauspiel, Alles ging rund ohne Störung, was den besten Beweis für die gute Ausbildung aller Elemente abgab, mit Einschluß der Offiziere und Batterie-Chefs. Den Beschluß machte ein Defilee-Manöver, wobei die Reiter mit Säbel und Pistol den Abzug ihrer Geschütze deckten, aber nicht blos defensiv, sondern auch zuweilen offensiv durch Attaken mit geschlossenen Trupps. Wie bei den Reiterschützen wurde auch hier Alles durch Signale geleitet. — Nach beendigter Uebung ließ der General die Batterien zuerst im Trabe und dann im Galop zur Parade defiliren, das Letztere sogar auf die linke Hand, bei der eine weniger geübte Truppe wahrscheinlich umgeworfen haben würde. — Das Vorstehende wird hinreichen, um den erfreulichen Standpunkt zu beurtheilen,

auf dem sich die Würtembergsche Artillerie befindet, und es müßte eine wahre Freude seyn, mit ihr gemeinschaftlich vor den Feind zu gehen. Uebrigens theilt sie mit der Preußischen den Vorzug, daß der Monarch sich lebhaft für sie interessirt, ihren Uebungen häufig beiwohnt und ihren Leistungen Gerechtigkeit widerfahren läßt, als den schönsten Lohn, der einer fleißigen Truppe nur werden kann.

Beim Nachhausereiten fragte mich der General v. B . . . ff lächelnd, ob ich mit den beiden Unberittenen auf der Laffete, gegen die ich mich schon in Ludwigsburg lebhaft prononcirt hatte, nunmehr ausgesöhnt sey? Um die Frage praktisch beantworten zu können, nahm ich auf eine kurze Strecke diesen Sitz ein, fand ihn allerdings ganz bequem, mußte auch den mehrfachen Vortheilen, welche diese beiden Unberittenen gewähren, Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber das Preußische Auge kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, in einer Reitenden-Artillerie irgend Jemand zu sehen, der nicht beritten wäre; doch läßt sich auf einen einzigen Exerzirtag und eine kurze Probefahrt kein Urtheil gründen, und ich lasse daher die Frage unbeantwortet. Eine lange Kriegserfahrung auf den verschiedenartigsten Terrains hat diese Einrichtung bewährt, und damit muß man zufrieden seyn. — Aber zwei Dinge möchte ich den Würtembergern noch wünschen, nämlich eine Vertauschung ihrer noch nach französischem Muster konstruirten Geschirre, gegen die vom Preußischen Major v. Strotha angegebenen, und — die Abfeuerung mit Perkussion, wodurch manches unnütze Gerülle entbehrlich werden würde.

Mittags war Militairdiner beim General v. B . . . . ff, und auch wir genossen die Ehre, dazu eingeladen zu seyn. Hier, im fröhlichen Kreise und traulichen Gespräch entwickelte der würdige General eine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, die unsre Achtung nur erhöhen konnten, so wie das schöne Verhältniß in diesem Offizierkorps immer klarer hervortrat, in dessen Mitte man sich nicht anders als brüderlich wohl und glücklich fühlen kann. Möchten doch recht bald einige dieser guten Kameraden zu uns nach Preußen kommen, damit wir wenigstens den Einzelnen die vielen Höflichkeiten erwiedern können, mit denen das Ganze uns überhäuft hat!

Es ist Zeit, auch Einiges über die Umgegend von Gmünd und seine Lage zu sagen. Um eine vollständige Uebersicht zu gewinnen, hatte man eine Parthie nach dem Rechberge arrangirt, wohin wir nach Tische eine Spazierfahrt machten. Der Rechberg liegt volle 2400 Fuß über dem Meere und etwa 1300 über Gmünd, ist ein wunderbar geformter doppelter Kegel, von denen der eine um einige hundert Fuß tiefer liegt als der andre. Auf dem niedrigern steht die alte Burg Rechberg, die einzige, welche in dem verderblichen Bauernkriege der Zerstörung entgangen war, und auf dem Hauptberge befindet sich ein Kirchlein, und daneben, wie es sich von selbst versteht, ein Wirthshaus. Von hier aus genießt man eine entzückende Aussicht auf Gmünd und übersieht die ganze unbeschreiblich schöne Lage des Städtchens. Wendet sich der Blick nach Süden, so fällt er auf die beiden Hauptberge der schwäbischen Alp, den schon besprochnen Hohenstaufen und den Rosenstein, der eigentlich die letzte östliche Abstürzung der „rauhen Alp“

bildet, wo die Quellen der Rems entspringen. Man sieht sich rundherum von Bergen und lachenden Thälern umgeben, gewahrt unzählige freundliche Dörfer, Weiler oder zerstreut liegende Häuser in den mannichfaltigsten Gruppirungen; mit einem Wort, die Gegend ist unaussprechlich schön. Dem Landschaftsmaler muß sie eine überreiche Ausbeute darbieten und ihn durch unzählige pittoreske Ansichten anreizen, seinen Pinsel zu üben, der hier die füllreichste Beschäftigung findet. Eine Spazierfahrt nach dem Rechberg gehört zu den Hauptvergnügungen der schönen Welt von Gmünd, heute fanden wir aber nur wenig Gesellschaft oben, weil die Hitze unerträglich drückend war. Wie alle Genüsse im Gebirgslande, muß auch dieser mit einigen Opfern erkauft werden, denn man kann nur bis an den Fuß des Berges fahren, und muß von da zum Stabe greifen und die Höhe, die auf ihrem letzten Drittel ungebührlich steil ist, zu Fuß erklimmen. Doch die herrliche Aussicht belohnt vollständig für alle Beschwernisse, besonders wenn man, wie wir, sie in so angenehmer Gesellschaft überwindet. Wir verweilten oben bis die Sonne sich in die Thäler versenkt hatte und die entsetzliche Hitze in erfrischende Kühlung übergegangen war. Der reizende Anblick von Gmünd vom Rechberge aus wird nie aus meinem Gedächtniß verschwinden, und dieser köstliche Nachmittag gehört zu meinen liebsten Reiseerinnerungen. Zum Abend traktirte Herr Stahl, der „Kronenwirth", seine Gäste mit delikaten Krebsen von achtbarer Größe, und gab dabei ein Kunststück zum Besten, das seiner drolligen Seltenheit wegen eine nähere Beschreibung verdient. Er stellt nämlich einen Krebs auf den Kopf und krabbelt ihn vertraulich so lange unter dem Schwanz, bis das Thier

einschläft und nun in aufrechter Stellung kerzengrade stehen bleibt, bis der Zauber verrinnt, was etwa eine Viertelstunde dauert. Er wiederholte dies Experiment mehremale zur Ergötzlichkeit der Tischgäste, und jedesmal mit dem nämlichen Erfolge. Worauf doch Müssiggang und Langweile nicht führen können! Daß übrigens der Krebs kein gekochter, sondern ein lebendiger war, wird der Leser von selbst ermessen können.

Ich habe bereits erzählt, daß in Gmünd einige hundert Goldschmiede wohnen, die theilweise auch in Bronze arbeiten und Quincaillerieswaaren verfertigen, welche nach allen Weltgegenden versendet werden. Diese Arbeiten sind von ausgezeichneter Schönheit und lächerlich wohlfeil. Ich habe dort einige Schmucksachen von Bronze **à quatre couleurs** gekauft, die, wenn eine Prinzessin sie trüge, Jedermann für ächtes Gold halten würde; es ist aber nicht sowohl die Sauberkeit der Arbeit, sondern auch der Geschmack in den Façons, welche dabei zu bewundern sind, woraus hervorgeht, daß die Fabriken sehr geschickte Zeichner besitzen müssen. Man hat hier weit mehr Auswahl als in Pforzheim, und ich hätte nichts gewünscht als meine Damen hier zu haben, die in dem Anblick der tausend niedlichen Kreuzchen, Schnallen, Broschen und wie die Kunstwerke alle heißen, welche die glückliche Bestimmung haben, die natürlichen Reize der Frauenwelt zu erhöhen, geschwelgt haben würden. Man möchte gleich Alles kaufen, so verlockend ist diese niedliche Waare.

Da es grade Sonntag war, so besuchten wir die Kirche Sankt Salvator auf einem nahgelegenen Berge

in höchst romantischer Lage. Zwölf bis funfzehn sogenannte heilige Stationen führen vom Fuß des Berges bis zum Gipfel, wo die Kirche steht, welche wahrscheinlich die Stufenleiter zum Himmel vorstellen, aber weit bequemer sind, als das Schicksal sie dem Erdenpilger zu bereiten pflegt. Der Weg war mit frommen Kirchengängern beiderlei Geschlechts bedeckt, und an den großen Wallfahrtstagen soll der Zudrang unermeßlich seyn. Bei dem Reichthum des Städtchens und ganz Schwabens an hübschen Mädchen konnte es nicht fehlen, daß fast vor jeder Station ein solches knieend um Erlassung der begangenen Sünden bat, und Mancher konnte man es deutlich ansehen, wie erleichtert sie auf dem Rückwege sich fühlte. So mumienhaft und vertrocknet die Schwäbinnen als Matronen aussehen, so blühend und kernig sind sie als Jungfrauen. — Auch von St. Salvator hat man reizende Aussichten in die romantischen Nebenthäler der Rems, aber im engern Sinne, und in einem andern Genre wie vom Rechberge; jeder Blick, in welcher Richtung es auch sey, nimmt eine andre Landschaft in sich auf und gäbe Stoff zu einem Kabinetsstück.

Zu Mittage speisten wir in der „Krone" an der Wirthstafel. Eben hatte man sich niedergesetzt, als der Stuttgarter Eilwagen ankam und neue Gäste brachte, unter ihnen auch eine bildschöne junge Dame in tiefer Trauer und hoher Lustigkeit, also wahrscheinlich eine lachende Erbin; desto grämlicher war ihr Begleiter, woraus sich die Dame aber nicht viel zu machen schien und sehr unbefangen mit den Offizieren sich unterhielt, auch es nicht ungern zu bemerken schien, daß sie Aufmerksamkeit erregte. Doch um eine solche Erfahrung zu machen,

braucht man nicht bis nach Schwaben zu reisen. — Der Eilwagen hatte eine Menge müßiger Gaffer auf dem Markt zusammengelockt, denn der Schwabe wird vielleicht nur durch den Berliner an Neugierde übertroffen, bezeigt sich aber viel ernsthafter dabei. Charakteristisch ist es, daß jeder Schwäbische Bauer wenigstens eine Hand in der Hosentasche hält, häufiger aber noch beide. So wie der Knabe laufen gelernt und die ersten Höschen bekommen hat, übt er sich in dieser gravitätischen Position, und bedeckt sein kleines Haupt mit dem nationalen Dreideckel. Der Oberstlieutenant v. F...., der ein geübter Zeichner ist, hat in seinem Skizzenbuche unzählige Gruppen von Landleuten nach der Natur kopirt, aber Alles was männlich heißt in der genannten Stellung, und dadurch bin ich zuerst darauf aufmerksam geworden. Die Durchsicht dieses Skizzenbuchs hat uns viel Vergnügen gemacht, die Figuren sind zuweilen nur mit einigen Strichen hingeworfen, zeugen aber von scharfer Beobachtung, sarkastischem Griffel und unverwüstlicher Laune. Auch unter den Zöglingen der Kriegsschule befinden sich gute Zeichner, und einen solchen lernten wir gestern auf dem Rechberge kennen. Er hatte, während seine Kameraden den Marsch nach Gmünd auf der Heerstraße machten, um Erlaubniß gebeten, durch das Gebirge gehen zu dürfen, und brachte ganz allerliebste Skizzen als Ausbeute dieser Exkursion mit. In dem Würtembergschen Artilleriekorps fehlt es auch nicht an andern schönen Talenten von ernsthafterer Natur; namentlich an guten Mathematikern. Einen solchen habe ich z. B. in den Oberstlieutenant v. L..... kennen gelernt, der sich viel und glücklich mit der theoretischen Geschützwissenschaft und Allem was dahin einschlägt beschäftigt.

Eine Promenade durch die Straßen, am Arme unserer neuen Freunde, füllte den Nachmittag. Als Stadt betrachtet, oder richtiger als Städtchen, ist Gmünd ganz nett und freundlich. Die Straßen laufen freilich ein wenig in die Queere, allein die Häuser lehnen sich so gemüthlich und zutraulich eins an's andre, daß man auf den ersten Blick hier ein gutmüthiges Völkchen vermuthet, welches harmlos und verträglich mit einander lebt, seine Abgaben prompt und willig entrichtet, sechs Tage in der Woche tüchtig und redlich arbeitet, den Feiertag heilig hält, und seinen Nächsten liebt wie sich selbst. In baulicher Hinsicht sind einige alterthümliche Thürme, Kirchen und Gebäude zu bemerken, welche abermals dem Landschaftsmaler Stoff zu recht artigen Bildern liefern und auch vom Oberstlieutenant v. F.... fleißig bei seinen Skizzen benutzt worden sind. In einer ehemaligen Kirche sind die Pferde der Artillerie untergebracht, und wo einst die Orgel stand, befindet sich jetzt ein Heumagazin; dies zeugt wenigstens von Toleranz, obgleich das ganze Städtchen katholisch ist.

Gegen Abend führte uns Freund Kausler nach einem öffentlichen Vergnügungsort, der nahe bei der Stadt in einer anmuthigen Schlucht liegt, aber den ominösen Namen „Ochsenkeller" führt. Hier versammelt sich am Sonntage die Beaumonde, um ihren Kaffee im Freien zu trinken, während die Trompeter der Artillerie Harmonie-Musik machen. Vor dem Wirthshause stehen kleine Tische mit Bänken und Stühlen, wie dies an solchen Vergnügungsorten üblich ist, und im Garten befindet sich eine Kegelbahn, so daß jeder Geschmack seine Rechnung findet. Als wir ankamen, war schon viel Ge-

sellschaft versammelt, theils Honoratioren der Stadt mit ihren Familien, unter denen sich einige ganz allerliebste Frauengesichter befanden, theils ehrsame höhere Bürger und Offiziere der Garnison. Freund Kausler stellte uns diesem und jenem Senator, Kammerrathe oder Patrizier vor, ich will aber sterben, wenn ich einen einzigen Namen behalten habe. Der Anzug der schwäbischen Damen weicht in Schnitt und Form auch nicht um ein Haar von der norddeutschen Mode ab, denn es fehlt hier so wenig an Modejournalen wie bei uns, und nur die untern Volksklassen behaupten ihre schwäbische Originalität durch schwarze Spitzenhäubchen in durchbrochner Arbeit, die sich ganz allerliebst ausnehmen, besonders wenn ein Paar brennend schwarze Augen herausschauen. Der Rock ist gewöhnlich von hochrother Farbe, das Mieder schwarz und reich mit silbernen Ketten und goldenen Schaumünzen verziert, und das übliche Arrondiren des Körpers unterhalb der Taille wird wahrscheinlich hier eben so bewirkt wie anderwärts.

Da wir schon Kaffee getrunken hatten, so erquickten wir uns an dem herrlichen Bier, worin man sich gar nicht satt trinken kann. Die Bedienung geschieht fast überall von rothwangigen, schwarzäugigen Kellnerinnen, deren Gewandtheit bewundernswürdig ist; sie präsentiren die Gläser nicht auf einem Teller oder lakirtem Blech, sondern hängen auf jeden Finger ein Deckelglas, wobei der zinnerne Deckel übergeschlagen ist, damit die Schaumkrone des Biers, die seine größte Zierde ist, nicht leidet; auf diese Weise bedient ein Schänkmädchen zehn Gäste und weiß sich mit ihren fünf Bierkrügen an jeder Hand so flink und geschickt zu tummeln,

daß kein Tropfen verschüttet wird. —. Das Musikchor der Artillerie war vollzählig besetzt und gut eingespielt. Man hatte die Aufmerksamkeit gehabt, uns am Frühmorgen eine Ehrenmusik zu bringen, wobei neben mehren hübschen Märschen auch ein eignes für die Reitende-Artillerie komponirtes Lied vorkam, dessen Text und Musik ich mir abschreiben ließ. — Oberstlieutenant v. Kausler hatte seinen Kriegsschülern Erlaubniß gegeben, Theil an der Gesellschaft auf dem Ochsenkeller zu nehmen, und mit wahrer Freude gewahrte man das bescheidne, anständige Benehmen dieser jungen Männer; sie placirten sich an einem Nebentische, führten dort ein freies muntres Gespräch, ohne im mindesten vorlaut zu seyn, auch erlaubte sich keiner von ihnen, in Gesellschaft so vieler Offiziere und Damen, eine Cigarre zu rauchen, womit junge Herren sonst gleich bei der Hand zu seyn pflegen. Ich habe mit mehren dieser jungen Männer mich recht angenehm unterhalten und einen aufgeweckten Geist bei ihnen wahrgenommen.

Am folgenden Tage hatte die Reitende-Artillerie eine Uebung im Schießen nach der Scheibe, hielt aber vorher eine Fahrübung im difficilen Terrain ab. Man hatte dazu das tiefeingeschnittne, steinige und zerrissene Bett der Rems gewählt, die im Sommer fast trocken ist, aber wegen ihrer steilen Ufer und vielen Krümmungen, den Batterien hinreichende Gelegenheit giebt, zu zeigen, ob sie zu fahren verstehen. Man begann die Uebung damit, unter einem Baum weg und in ganz kurzer Biegung um denselben herum in die Rems hineinzufahren und dort ganz eng aufzumarschiren. Sodann fuhr man in mehren Richtungen queer durch den Fluß,

wobei gehemmt werden mußte, ferner auf dem Rücken eines schmalen Dammes und mit ganz kurzen Biegungen wieder steil herunter; hierauf in Schlangenlinien durch enge hohle Wege und auf die Chaussee, welche dicht neben dem Fluß läuft. Nunmehr folgten ganz kurze Kehrtwendungen auf der schmalen Chaussee, sowohl im Schritt als im Trabe; endlich das Fahren durch tiefe, steile Löcher, und das Springen über Gräben. Die Batterien genügten diesen verschiedenen und mitunter recht strengen Forderungen zur vollständigen Zufriedenheit des Generals v. B....ff, und die Leute bewiesen große Umsicht und Ruhe. — Hierauf wurde nach dem Schießplatz marschirt. Derselbe liegt in einem gar reizenden Nebenthale der Rems, das deswegen auch das „Schießthal" genannt wird. In der Mitte fließt ein kleiner Bach, und die Seiten des Thals sind von bewaldeten Höhen eingeschlossen. Hier finden sich noch Spuren einer römischen sogenannten „Teufelsmauer", die auf einem Rost von eingegrabenen Baumstämmen gestanden haben muß, da sich noch jetzt Spuren davon vorfinden. Von Seiten der Artillerie haben bedeutende Arbeiten vorgenommen werden müssen, bevor dieser enge Platz für seinen Zweck brauchbar geworden ist, und noch jetzt haben die Batterien mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Jedes kleinste Plätzchen dieses engen Raumes hat benutzt werden müssen, der Bach mußte regulirt und theilweise überbrückt werden, an andern Stellen mußten Fuhrten gegraben werden, u. s. w. Das Thal ist stellenweise so schmal, daß nur auf gewissen Punkten mit breiter Front vorgegangen werden kann, kurz, die Aufgabe ist wirklich schwierig, und würde bei weniger umsichtiger Führung gar nicht zu lösen seyn. — Die Details der Uebung

übergehe ich, und bemerke bloß, daß sowohl Kanonen als Haubitzen zur Anwendung kamen. Mit jeder einzelnen Schießübung wurde ein kleines taktisches Manöver verbunden, wodurch zweckmäßige Abschnitte entstanden, welche viel Aehnlichkeit mit einem Ernstgefecht hatten. — Das Schießen selbst fiel sehr befriedigend aus; es geschahen 64 Schuß aus drei Kalibern und auf drei verschiednen Distancen, und von diesen haben 47 Kugeln oder Granaten das Ziel getroffen, was eine gute Wirkung genannt werden kann. Die Batterien kamen schnell zum Schuß, die Geschütze wurden mit Präzision und Gewandtheit bedient, bei den taktischen Manövern geschahen die Bewegungen mit großer Ordnung, und die Gangarten wurden determinirt geritten und gefahren. Abweichend von dem bei uns gebräuchlichen Modus ist es, daß hier die Reitenden-Artilleristen auch im Schießen mit dem Zwölfpfünder geübt werden, wobei die Unberittenen auf die Handpferde voltigiren, da diese keine Handsättel zum Aufsitzen haben. — Der General bezeigte den Batterien seine Zufriedenheit, und hatte dazu gewiß die gerechteste Ursache. — Die heutige Uebung gab mir Gelegenheit, mich mit den Unteroffizieren und Soldaten etwas näher bekannt zu machen, die, wenn man sie einzeln sieht, durch Wohlgestalt und schöne Gesichter noch mehr auffallen als in der Masse. Ein Oberfeuerwerker, der beim Schießen das Aufnotiren besorgte, hätte in jedem Bildhauer-Atelier als Modell dienen können. — Noch muß ich bemerken, daß in der Mitte des Schießthals an der linken Seite der Bergwand ein kleiner Hügel sich befindet, den die Artilleristen in einen Schneckenberg für die Zuschauer umgeschaffen, mit einer leichten Verzäunung umgeben und

mit Bäumen und Blumen verziert haben. Auf diesem anmuthigen Plätzchen hatte sich eine zahlreiche Masse von Zuschauern aus der Stadt versammelt, um das Schießen mit anzusehen, und worunter auch einige Augen sich befanden, die ohne weiteres als Zünder hätten dienen können und auch wohl schon gedient haben. Der zahlreiche Besuch zeigte übrigens, welch regen Antheil die Gmünder an ihren schönen Artilleristen nehmen, und Mancher hat sich gewiß doppelte Mühe gegeben, weil er wußte, daß er von feurigen Blicken kontrollirt wurde. Das heiterste Wetter hatte die Uebung begünstigt, und so gehörte denn auch dieser Vormittag zu den angenehmsten unsres leider! zu kurzen Aufenthalts in Gmünd.

Am Abend vor unsrer Abreise wohnten wir noch einem Ball im Lokal des „Museums“ bei, worunter aber hier eine geschlossene Gesellschaft verstanden wird. Die schwäbischen Damen ländern ganz allerliebst, und der sogenannte „Lauterbacher“ gehört unter die Lieblingswalzer; er hat in der That viel Charakteristisches und Aufforderndes, und ich glaube, wer auf dem Todbette liegt, tanzt sich wieder ins Leben zurück, wenn er den Lauterbacher spielen hört. — Der Tanzsaal war zwar nicht überflüssig groß, indessen für die kleine vergnügte Gesellschaft geräumig genug. Während die Jugend im Saale ihr Tänzchen machte, vergnügten sich das Alter oder die mit dem Namen der „Soliden“ bezeichneten Herren in den Nebenzimmern nach üblicher Weise; nur dann und wann trat ein glücklicher Vater in die Saalthüre, um sein hübsches Töchterchen am Arme eines blanken Offiziers ländern zu sehen. Da wir sehr früh am Morgen abreisen wollten, so verließen wir bald nach

zehn Uhr den Ball; auch gestehe ich gern, daß ich mich nach Ruhe sehnte, denn ein fünftägiges rastloses Treiben, wobei jede Stunde etwas Neues bringt, wird auch dem gesundesten Körper zuletzt fühlbar; ja man behielt kaum Zeit übrig, des Abends einige flüchtige Notizen niederzuschreiben. Eine wissenschaftliche Reise, wobei der Geist in ununterbrochner Thätigkeit sich befindet, gleicht gewissermaßen einer Hetzjagd, die einen nicht zu Athem kommen läßt. Nicht nur, daß die Ereignisse schnell auf einander folgen und fast keine Ruhepausen gestatten, so nimmt auch das täglich Neue und der Beachtung Werthe alle Organe in Anspruch; man ergreift jede Erscheinung mit dem lebhaftesten Interesse, will keine Minute unnütz verlieren, möchte gern den größtmöglichen Nutzen von der Gegenwart ziehen, und empfindet erst, wenn man wieder im Wagen sitzt, wie anstrengend ein solches Geschwindleben für den Körper ist. Ich rathe daher jedem, der eine ähnliche Reise zu machen gesonnen ist, gleich beim ersten Plan dazu auf gewisse bestimmte Ruhetage Bedacht zu nehmen, sie aber auch streng einzuhalten, wenn ihr Zweck nicht verloren gehen soll.

Um fünf Uhr Morgens waren die Pferde bestellt. Dem würdigen General v. B....ff hatten wir uns bereits empfohlen und ihm den innigsten Dank für alle erwiesenen Höflichkeiten gesagt, auch absichtlich schon am Abend vorher von unsern lieben Freunden und Kameraden den herzlichsten Abschied genommen, um uns die Scheidestunde nicht noch mehr zu erschweren. Allein schon um vier Uhr weckte uns ein Morgenständchen der Trompeter, und nach und nach fanden sich mehre Waffenbrüder ein, die uns noch einmal Lebewohl sagen wollten, und

denen ich mit Hand und Mund versprechen mußte, im künftigen Jahre wieder zu ihnen nach Heilbronn zu kommen, wo das achte deutsche Bundeskorps zu einer großen Uebung zusammengezogen werden soll. Unvergeßlich wird mir dieser Beweis der aufrichtigsten Theilnahme bleiben, unvergeßlich die schönen heitern Tage von Gmünd, und nie wird das Andenken an die unzähligen Beweise von Liebe und Achtung, die uns hier zu Theil wurden, in unserm dankbaren Herzen erlöschen. — So lebt denn wohl, Ihr theuern lieben Kameraden, und der Himmel möge Euch alles Gute schenken, was Ihr als deutsche Biedermänner und wackere Soldaten verdient!

Abreise von Gmünd. — Grenze von Würtemberg.

Um den Eilwagen benutzen zu können, hätten wir über Stuttgart gehen müssen, was aber zu viel Zeit gekostet haben würde. Es war gewiß ein großes Opfer, Stuttgart vorbei zu fahren, allein es mußte gebracht werden, wenn wir den letzten Theil unsrer Reise — nach Turin und Genua — nicht aufgeben wollten, was ich nur höchst ungern gethan haben würde. — Herr Stahl, der freundliche Kronenwirth zu Gmünd, hatte mir seinen eleganten Halbwagen mit zwei tüchtigen Pferden überlassen, die uns in drei Tagen nach Schaffhausen bringen sollten. Viel würde ich darum gegeben haben, hätte mein genialer und jovialer Freund Kausler die Reise mitmachen können, leider lag dies aber gänzlich außer den Grenzen der Möglichkeit. — Einen eignen Wagen für sich allein zu haben, gehört zu den größten Annehmlichkeiten einer solchen Reise, und wer das Geld nicht zu scheuen hat, reist daher unbedenklich mit Extrapost am bequemsten, um so mehr, da er an keine Zeit gebunden ist, und verweilen kann, wann und wo er will. Da wir bisher meistens immer mit dem Eilwagen gereist waren, so

so konnte die Fahrt nach Schaffhausen als eine Erholung betrachtet werden; wir waren allein, von keiner fremden Gesellschaft belästigt, konnten frei plaudern und ungestört den freundlichen Rückerinnerungen an Gmünd uns hingeben.

Den ersten Tag wollten wir bis Hechingen gehen, konnten aber, der beschwerlichen Berge wegen, nur bis Tübingen kommen. — Der Weg von Gmünd führt anfänglich im Thale der Rems entlang, setzt dann durch diesen Fluß, der im Frühjahr, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, ein gar böses Wasser seyn soll, steigt in einem romantischen Queerthal von Schwarztannen einen steilen Hohlweg hinan, und erreicht die Höhe, welche die Rems von der Fils scheidet. Hier erblickt man linkerhand noch einmal den Rechberg mit seinen beiden Hökkern, die ihm das Ansehen eines Riesenkameels geben, und rechterhand liegt der Hohenstaufen, dessen Scheitel in grauen Wolken braute, die auf böses Wetter deuteten. Die Gegend gleicht einem immerwährenden Garten, nur von einzelnen umhergestreuten Häusern unterbrochen, die ganz reizende Gruppirungen bilden. Der Weg ist zwar nur ein gewöhnlicher Gebirgsweg, aber gut unterhalten und würde unter der Aufsicht von weniger betriebsamen Bauern oder unter einem nachlässigen Landrath wahrscheinlich unfahrbar seyn. — Endlich erreicht man den schmalen Rücken, der sich vom Hohenstaufen abzweigt, und hat von hier aus nach allen Seiten schöne Aussichten auf das Gebirge der köstlichen Schwäbischen Alp. Aus der empfindlichen Kälte ließ sich schließen, wie hoch wir uns auf diesem Punkte befanden. — Bis zum Dorfe Hohenstaufen hatte Herr

Stahl uns sein „Büberle“, einen Knaben von zehn Jahren, mit zwei Vorlegepferden mitgegeben, was der schweren Berge wegen auch nothwendig war; hier im Dorfe spannte das Büberle, welches bis dahin auf dem blanken Pferde geritten hatte, aus, und kehrte nach Gmünd zurück, nachdem wir ihm noch tausend Grüße an unsre dortigen Freunde aufgetragen hatten. Die Straße stürzt sich steil und fast jäh in das Dorf herunter, so daß beide Hinterräder gehemmt werden mußten. In Göppingen, wo die Ulm-Stuttgarter Straße durchgeht, gönnten wir den Pferden einige Erholung. Das Städtchen liegt im Thale der Fils, und ist nach dem verheerenden Brande ganz nett wieder aufgebaut worden. Von jetzt an wird der Weg eine schöne Chaussee, die über Albershausen nach Kirchheim führt, wo wir in der „Post“ Mittag machten und sehr gut bedient wurden. Das Gastzimmer war nach üblicher Weise mit Portraits gekrönter Häupter und Szenen aus den Kriegen Napoleon's ausgeschmückt; eine der letzteren stellte einen Würtembergschen Jäger vor, der mit dem großen Manne folgendes Gespräch hielt:

Napoleon. „Ist Rörle von Hafner-Neuhausen nicht da?“

Rörle (präsentirt das Gewehr). „Hier, Ew. Majestät.“

Napoleon. „Er hat sich bei der gestrigen Affaire brav gehalten, bitte Er sich eine Gnade aus.“

Rörle. „Brauch' keine Gnad', hab' blos meine Schuldigkeit gethan.“

Napoleon (mit dem Finger drohend). „Rörle, Rörle, Er ist ein Herrgott-Sackerment.“

Nachmittags sahen wir links das Schloß Teck, die Stammburg des Hauses Würtemberg, passirten bei Nurtingen den Neckar das erstemal, bei Nieder-Thalfingen das zweitemal, und würden ihn bei Tübingen zum drittenmal passirt haben, wenn wir nicht in einem Wirthshause vor der Stadt geblieben wären. In dieser Gegend bildet das Gebirge einzelne schroffe Kegel, auf denen sich Schlösser oder Ruinen alter Burgen befinden. Es ist ein Vergnügen, im Würtembergschen zu reisen; überall gewahrt man öffentliche Ordnung, die Chausseen sind preiswürdig und an den steilern Stellen häufig korrigirt worden, ein Beweis, daß die Landräthe hier ihre Schuldigkeit thun; die Brücken sind im besten Stande, und an allen Scheidewegen stehen zierliche, deutlich beschriebene Wegweiser, so daß der Reisende nicht irren kann, selbst wenn er diesen Weg zum erstenmal machen sollte. — Man fährt durch einen anmuthigen Obstwald am Fuß des Achalmberges, auf dessen Krone eine Ruine steht. Nun, an romantischen Erinnerungen aus der Ritterzeit fehlt es in Schwaben nicht, und wem es an Stoff zu einem Ritterroman oder zu einem Landschaftsgemälde fehlt, der reise nach Schwaben. — Das Städtchen Reutlingen ist von einer Menschenklasse bewohnt, die ich für die glücklichste halte, weil sie das sicherste und zugleich einträglichste Gewerbe treibt, ich meine die Lohgerber, von denen selten einer als ein armer Mann begraben worden ist. Der Lohgerber versenkt seinen Reichthum in tiefe Gruben, und kein Element kann ihm etwas anhaben, eben so wenig Krieg und Pestilenz, denn selbst der friedliche Wandrer hält sich die Nase zu, wenn er in die Nähe dieser Goldgruben kommt. Ich möchte

wohl wissen, wie der erste Lohgerber geheißen hat; er muß ein guter Spekulant gewesen seyn.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir Tübingen erreichten. Wie viele Meilen wir an diesem Tage zurückgelegt haben, ist schwer zu ermitteln, da man hier zu Lande nach Wegestunden rechnet, was eine sehr zweideutige Rechnung ist. Aus der verbrauchten Zeit und der Mattigkeit der Pferde zu schließen, hatten wir wenigstens zehn deutsche Meilen gemacht, und das ist Alles, was man in diesem bergigen Lande in einer Tagereise mit eignen Pferden zu leisten im Stande ist. — Von Tübingen selbst haben wir übrigens nichts kennen gelernt, als seine reizende Lage am obern Neckar, nicht einmal einen Nachdrucker.

Das Wetter, das uns bisher so begünstigt hatte, zeigte sich am folgenden Tage unfreundlich, der Regen hielt den ganzen Tag über an, und ein dichter Nebel lag auf der Flur, so daß man nicht hundert Schritt um sich sehen konnte. Viel Bemerkenswerthes ist daher von diesem zweiten Reisetage nicht zu sagen, doch fällt es auf, in ganz Schwaben fast keine einzige Windmühle anzutreffen; ein für den Soldaten sehr günstiges Zeichen, denn nirgends giebt es schlechtere Quartiere, als wo viele Windmüller leben. — An der Grenze des Ländchens Hohenzollern-Hechingen begrüßten wir mit unaussprechlicher Freude die Preußischen Farben, aber das Schwarz und Weiß macht darum noch kein Preußenland! — — Die Lage von Hechingen, halb am, halb auf dem Berge ist ganz superbe, aber der Eintritt wird dem Reisenden sehr sauer gemacht, der zuerst einen steilen Berg herun-

ter und gleich darauf einen noch steilern hinauffahren muß, wo man ohne Vorlegepferde kaum fortkommt; ist man nun endlich oben, so befindet man sich in einem winkligen verbauten Städtchen, das indessen eine schöne Kirche und in der Villa Eugenia eine recht schöne Zierde hat. Die Gegend wird immer bergiger, die Dörfer liegen entweder tief unten in den Thälern, oder hoch oben auf den Bergen, und aus dem Hemmen kommt man gar nicht heraus. Auf das Hemmen — oder Sperren wie es hier heißt — wird in diesem Lande gewaltig streng gehalten, was sehr langweilig aber auch sehr nützlich ist, und wo die Instandhaltung der Chausseen mit so großer Sorgfalt geschieht, ist es auch billig, daß sie geschont werden, was der Hauptzweck des Hemmens ist. — Wir fuhren nahe bei der Burg Hohenzollern vorbei, dem ehrwürdigen Stammschlosse unsers hohen Königshauses, aber der Nebel ließ auch nicht den kleinsten Umriß davon entdecken. Der häßliche Nebel! — In Bahlingen mußten wir schon Mittag machen, waren also kaum etwas mehr als vier Meilen gefahren, so beschwerlich sind hier die Wege, und wären sie nicht so vortrefflich chaussirt, so würde man den ganzen Tag nicht viel mehr als fünf Meilen fahren können; es läßt sich hieraus abnehmen, wie beschwerlich die Märsche in diesen Gegenden seyn müssen. So hat denn auch das schönste Land seine Schattenseiten, und da denn doch einmal davon die Rede ist, so möge auch die Bemerkung Raum finden, daß die Schwäbische Sprache, so allerliebst sie in dem Munde eines hübschen Mädchens klingt, in dem viereckigen des gemeinen Mannes und der alten Weiber etwas unerträglich Widriges hat, und ein unverdauliches Ragout aller möglichen deut-

schen Mundarten ist, woran sich unser Ohr nur mit dem größten Widerstreben gewöhnen kann.

Nachmittags passirten wir den Flecken Schemberg, der seiner schönen Mädchen wegen sogar einen Ehrenplatz in der Statistik von Schwaben erhalten hat; sind sie wirklich alle so schön, wie die wenigen Exemplare, denen wir begegneten, so hat diesmal die Statistik vollkommne Richtigkeit. — Die Anstrengungen für die Pferde wurden mit jedem Schritte größer, eine Bergschleppe folgte auf die andre, von Trab fahren war zuletzt kaum mehr die Rede, und todmüde brachten die armen Thiere uns spät Abends nach Spaichingen in das Wirthshaus zur Post, oder wie es seinem Schilde nach heißt: „Zum goldnen Ochsen". Wir hatten heute nur etwas über neun Meilen zurückgelegt.

An unserm dritten Reisetage hatte sich das Wetter wieder aufgeklärt, und die Sonne schien mild und freundlich. — Allmälig senkt sich der Weg gegen die Donau hin, die man bei Tuttlingen überschreitet, aber der so mächtige Strom ist hier — wenige Meilen von seiner Quelle — noch unscheinbar und klein. Die Gegend hat nichts Auffallendes, ist aber wohlhabend; die Dörfer sind zierlich gebaut, und die grünen Jalousien an den Fenstern — was hier stereotyp zu seyn scheint — geben ihnen ein recht freundliches Ansehen. — In Tuttlingen wohnen beinahe eben so viele Messerschmiede wie Goldarbeiter in Gmünd, deren Fabrikate in besonderm Ruf stehen; bei einem der berühmtesten machte ich einige Einkäufe, unter Andern Dessertmesser mit geschmackvoll geätzten Stahlklingen und silbernen Verzierungen, zu

sehr billigen Preisen. — Gleich hinter Tuttlingen steigt die Chaussee einen langen ziemlich steilen Berg hinan, wo man abermals ohne Vorlegepferde nicht fortkommt; über eine Stunde lang bleibt man in fortwährendem Steigen, und obenein in einer ganz unschönen Gegend. Auf der höchsten Höhe befindet sich die Grenze zwischen Würtemberg und Baden; hier ließ ich still halten. Wir übersahen noch einmal den ganzen Schwarzwald, der rechterhand wie ein dunkler Flor sich ausbreitet, und sagten dem schönen Würtemberg mit seinen biedern Bewohnern das letzte herzliche Lebewohl! — Hier auf diesem kahlen Punkt scheiden sich die Gewässer der Donau von denen des Rheins; ein neuer Akt trat für uns in die Szene, wir sollten der deutschen Biederkeit auf lange Zeit Valet sagen, und nicht ohne Bangigkeit gingen wir der schweizerischen Prellerei und dem italienischen Schmuz entgegen.

Wer nicht blos die Welt durchreiset, um überhaupt zu reisen und sagen zu können er sey gereist; wer Nuzzen von einer weiten Reise ziehen und Belehrungen für das ganze Leben einsammeln will: der fühlt zum ernsten Nachdenken sich aufgefordert, schon wenn er eine Hauptgrenze überschreitet, um wieviel mehr nicht, wenn er, an dem Markstein des deutschen Vaterlandes angelangt, von demselben Abschied zu nehmen im Begriff steht, und wäre es auch nur auf wenige Monate. Ein eigenthümlich beängstigendes Gefühl ergreift uns, das zu erwartende Neue, Unbekannte und Fremdartige erhitzt unsre Einbildungskraft und zaubert eigne, oft gar seltsame Vorstellungen. Was hinter uns liegt, das kennen wir, was wir aufgeben, das wissen wir, aber was uns jetzt

bevorsteht, darauf ruht ein dunkler magischer Schleier. So oft ich in dieser Lage gewesen bin, noch jedesmal hat die nämliche Empfindung sich meiner bemeistert, ja es war mir als hätte ich nicht weiter reisen können, als hätte ich wieder umkehren müssen, als sollte ich mit dem nächsten Schritt aus dem Vaterlande auch aus dem Leben scheiden. Wahrlich! mit welchen unnennbaren allmächtigen Banden der Mensch an sein Vaterland geknüpft ist, das empfindet er dann erst am tiefsten, wenn er im Begriff steht, ihm den Rücken zu wenden!

Zweiter Abschnitt.

Reise durch die Schweiz und Italien bis Genua, und zurück durch Tyrol und Baiern.

Eintritt in die Schweiz. — Schaffhausen.

Auf der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein, zwischen Tuttlingen und Engen, kann man deutlich die Berge sehen, welche die Quellen des Rheinstroms enthalten, aber noch keine Gletscher. Auf dieser Hochebne ist die Chaussee ungemein geschickt geführt und senkt sich in gewundenen Schlangenlinien sanft abwärts. Gewiß befanden wir uns hier sehr hoch, denn dem kahlen Bergrücken entsproß nur krauses Knieholz und die Kälte hatte so empfindlich zugenommen, daß wir uns tief in den Mantel wickeln mußten. — Hinter Hattingen senkt sich der Weg plötzlich in ein wildes romantisches Thal, ein zweites „Höllenthal" von wunderbarer Schönheit; die Vegetation wird wieder lebendiger, geht sogar in Ueppigkeit über, und der Temperaturwechsel war so überraschend, daß drückende Wärme an die Stelle eisiger Kälte trat. In diesem schönen Thale, das ein ununterbrochnes Defilee bildet, ist die Chaussee fast ganz schwarz, man trifft bald auf eine Kohlenbrennerei und dicht dahinter eine einsame Mühle, erreicht etwas später den Ausgang der Schlucht und befindet sich in einem kleinen

Bergkessel, worin das Städtchen Engen liegt. Engen und Altdorf sind blos durch die Aach von einander getrennt; und hier fand im Jahre 1800 das blutige Gefecht Statt, das von den Franzosen die Schlacht von Altdorf, von den Oestreichern das Treffen von Engen genannt wird. Das Städtchen soll dabei durch Brand und Plünderung ausnehmend gelitten haben, wovon die Leute noch heut zu erzählen wissen. — Hinter Welsch-Engen windet sich der Weg in kurzen Schlägen den steilen Berg hinunter, und von dieser Stelle aus erblickten wir in weiter Ferne die ersten Gletscher, deren blendende Gipfel von den Wolken der Queere nach wie mit einem Messer abgeschnitten schienen. Linkerhand auf einem isolirten hohen Kegelberge erhebt sich die Würtembergsche Festung Hohentwiel, die einzige, welche es besitzt, und nicht einmal im eignen Lande, sondern in einer kleinen Enklave des Großherzogthums Baden.

Um vier Uhr erreichten wir die Grenze der Schweiz, die einen förmlichen Abschnitt bildet, denn wie durch Zauberschlag hervorgerufen gewahrt das Auge den üppigsten Weinbau, aber auch die miserabelsten Dörfer, eng, schmutzig, verbaut und voll Unrath, das Steinpflaster unter aller Kritik. „Ist das die gepriesene Schweiz? ruft man voll Erstaunen aus; „wohnen in diesen schmuzzigen Häusern die Enkel Winkelrieds?" — Thayngen und Hemblingen sind die ersten Schweizerdörfer, die man antrifft; es kann in Polen keine schlechtern geben. Doch desto mehr hat die Natur für sie gethan, die Pracht der Wiesen ist bewundernswürdig, der Klee wächst hier in dicken Büscheln wie bei uns die Kartoffeln, aber nichts gleicht dem entzückenden Blick auf die Stadt

Schaffhausen, den man selbst sehen, seinen Zauber selbst empfinden muß, weil keine Feder ihn zu beschreiben im Stande wäre. Auf einer so großen Reise erlebt man der schönen Anblicke so viele, aber einzelne treten wie helle Lichtpunkte aus der Masse der Genüsse hervor, prägen sich dem Gedächtnisse mit unverlöschbaren Zügen ein, und zu diesen gehört der Blick auf Schaffhausen und den Bodensee von der letzten Höhe hinter Hemblingen, bevor man in das Thal heruntersteigt.

Da der Tag sich schon zu neigen begann, so machten wir uns schleunigst auf den Weg zum Rheinfall, denn es lag nicht in meiner Absicht, auch nur eine Stunde länger in Schaffhausen zu verweilen als grade nöthig war. Auf dem Wege durch die Vorstadt liest man auf einer kleinen Tafel, daß hier zu allen Zeiten Kähne in Bereitschaft sind, um den Fremden nach dem Rheinfall zu fahren. Nichts Erwünschteres konnte uns begegnen! Die Kähne waren zwar aus ganz dünnen Brettchen gezimmerte, sehr gebrechliche Fahrzeuge, die, wenn man den tosenden Rhein ansieht, eben kein Vertrauen einflößten; doch die Zeit drängte, und so stiegen wir denn getrost hinein, besonders da die Schiffer versicherten, daß sie schon Könige und Kaiser gefahren hätten, und dies war allerdings ein Argument. Der Rhein fließt von hier und bis zum Wasserfall mit starkem Gefälle strudelartig über große Steine und Felsstücke, hat aber eine so wunderschöne, durchsichtige grüne Farbe, daß wer ihn zum erstenmal sieht, in Entzücken geräth. Ich hatte zwar den Rheinfall schon vor funfzehn Jahren besucht, aber von der Landseite aus, daher hatte die Fahrt auch für mich etwas Neues. Pfeilschnell schoß der

leichte Kahn über die grüne Fluth, mit Geschicklichkeit wußten die Schiffer jeder Brandung aus dem Wege zu gehen und schon nach zehn Minuten legten sie im Rük-ken von Schloß Lauffen am jenjeitigen Ufer an. Auf einem sumpfigen Fußsteige gelangt man zum hohen gewölbten Schloßportal. Hier belehrt eine in deutscher, französischer und englischer Sprache verfaßte Notiz den Fremden, daß, wenn er den Rheinfall, oder **la chûte du rhin**, oder **the fall of the rhine** zu sehen wünscht, er nur nöthig habe, mit einer daneben hängenden Glocke zu läuten. Ja, wenn es damit abgemacht wäre! — Alsbald erscheint eine pockennarbige Dame als verzaubertes Burgfräulein, und läßt sich à Person 1 Frank bezahlen; hierauf tritt man in ein kleines Häuschen und entrichtet einem schmutzigen Schweizerbuben 1 Frank à Person, und so gelangt man von Thür zu Thür und von Frank zu Frank endlich auf die obere Etage des hier angebrachten Gerüstes und genießt den ersten oder primitiven Blick auf den Wasserfall. Von da steigt man eine Treppe herunter zum zweiten Blick, und zuletzt noch eine Treppe bis zum dritten und tiefsten, ist hier dem Wassersturze so nahe, daß einem im wahren Wortverstande Hören und Sehen vergeht, und man von seinem schäumenden Gischt durchnäßt wird, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, eine Nebelkappe von Wachstaffent über den Kopf zu ziehen, was jedoch nur die Damen zu thun pflegen und wofür sie wahrscheinlich abermals 1 Frank Miethe zu bezahlen haben. — Ich habe Menschen gesprochen, welche behaupten, der Rheinfall bei Schaffhausen habe nichts Imposantes, weil das Wasser kaum sechzig bis siebenzig Fuß sich hinabstürze; aber ich gestehe, eine so verkrüppelte Ansicht nicht begreifen zu können. Die

Schönheit und Erhabenheit dieses furchtbaren und doch dabei so entzückenden Schauspiels muß man der Natur nicht mit dem Zollstock nachmessen wollen, sondern nach dem innern Gefühl beurtheilen, von dem der kleine Mensch an dieser großen Werkstatt der Natur sich ergriffen fühlt. Dieses unnennbare Gefühl durchströmte mich vor funfzehn Jahren, als ich den Rheinfall zum erstenmal sah, es durchschauerte mich auch heute mit der nämlichen Stärke, und die Zeit ist nicht im Stande gewesen, den unbeschreiblichen Eindruck zu schwächen, den schon damals die mächtige Erscheinung auf meine Sinne und mein Gemüth gemacht hat. Von einer nähern Beschreibung muß ich gänzlich abstehen, so etwas will mit eignen Augen selbst gesehen, selbst genossen, selbst empfunden werden. Wie verschieden auch die Eindrücke auf den Beschauer seyn mögen nach Maßgabe seiner Individualität, so wird doch jeder von richtigem Gefühl beseelte Mensch darin übereinstimmen, daß der Anblick zu den schönsten, zu den erhabensten gehört. Aber nicht das Auge allein ergötzt sich an dem grandiosen Schauspiele, auch das Ohr wird davon ergriffen; ja auf einer Stelle des Gerüstes, wo man dem Wassersturze ganz nahe steht, ist das donnerähnliche Getöse und Gebrause so stark, daß jeder menschliche Laut darin untergeht, jedes Wort spurlos verhallt. Und Alles was die Dichter von „blendend weißem Schaum", von „zum Himmel spritzendem Gischt" poesiren, drängt sich hier in einen einzigen gewaltigen Eindruck zusammmen. Stundenlang möchte man den silbernen Wirbelwellen, den krausen Strudelgebilden des um seine eigne Masse mit den Felsen ringenden Stroms zuzusehen, stundenlang dem Donnergebrüll horchen! Vor funfzehn Jahren habe

ich drei volle Tage hier im Wirthshause „zum Rheinfall“ verweilt, um das Wunderschauspiel zu allen Tageszeiten und bei allen verschiednen Beleuchtungen der Sonne und des Mondlichts zu genießen, doch heute waren wir leider! nur auf eine kurze Abendstunde beschränkt; aber wir haben sie wenigstens mit allen Sinnen zu genießen gestrebt. Und als nun die Sonne im Westen hinter dunkle Föhren sich verbarg, als ihre letzten Strahlen den Wasserfall erleuchteten und Millionen blitzende Diamantfunken in den schönsten Regenbogenfarben auf den blendenden Sprudelsäulen spielten, als die Dämmerung mit dem sinkenden Tage sich verschmolz, die Natur hinabstieg in das stille nächtliche Grab, aber der tobende Schaumvulkan noch immer lebendig blieb, immer noch fortbrauste und tosete, und sich nicht beruhigen wollte, seit Jahrhunderten sich nicht beruhigt hat, und nach Jahrhunderten noch nicht beruhigen sich wird: da hätte man niederknieen und anbetend ausrufen mögen: „O Natur! wie schön, wie unaussprechlich schön bist Du in Deinem mächtigen schrankenlosen Walten! Wie klein gegen Dich der Erdenwurm mit all' seiner berechnenden Klugheit, seiner schaalen Weisheit, seinem gebrechlichen Aberwitz, der ihn einen Herrn der Schöpfung nennt, und dessen ganze namenlose hoffährtige Kraft hier vor diesem Tempel der Natur dennoch sich beugen muß und in Ohnmacht zusammenschrumpft!“ — —

Neben dem Rheinfall hat Vieles sich geändert, die Besichtigung ist dem Fremden bequemer gemacht und zugänglicher geworden, die Leitern, Treppen und Stufen sind solider gebaut als ehemals, aber die Riesengewalt der tobenden Fluth spottet dieser Verzäunungen

und

und reißt sie von Zeit zu Zeit nieder, gleichsam als ob sie mit dem Zudringlichen zürnte, der an ihr jungfräuliches Bett sich heranwagt; doch die geldgierigen Menschen bauen sie immer wieder auf und fordern dafür doppelten Tribut, der indessen kaum hinreichen soll, die zahlreichen Kosten für die Unterhaltung der Gerüste zu decken. Dieser Tribut muß übrigens sehr bedeutende Summen einbringen, wenn man bedenkt, daß jährlich vielleicht mehr als hunderttausend Fremde den Rheinfall besuchen und jeder beinahe einen Preußischen Thaler bezahlen muß; auch ist gewiß der Verkauf von Abbildungen des Rheinfalls, die oben auf Schloß Lauffen in allen Formaten zu haben sind, sehr einträglich.

Mitten aus der schäumenden Sturzbahn des Wassers ragt ein einzelner Felsen mit dem Bilde Wilhelm Tell's hervor, wohin man sich fahren lassen kann, um den Rheinfall in seinem brausenden Arbeiten noch näher zu belauschen. Die Fahrt ist nicht ohne Gefahr, doch würden wir diese eben so wenig geachtet haben wie das hohe und eben durch die Gefahr gerechtfertigte Fährgeld; aber die Dämmerung machte es unmöglich, und der letzte Schimmer des Tages reichte so eben hin, das Uebersetzen auf das rechte Ufer zu erhellen, denn man kann nicht wieder auf dem Rhein zurückfahren, sondern muß den Landweg nach Schaffhausen nehmen. — Die Kahnleute erzählten, daß vor einigen Jahren ein Engländer in toller Verwegenheit den Versuch gewagt habe, in einem kleinen Boot den Rheinfall hinunter zu schiffen, aber, wie es sich erwarten ließ, von der Fluth verschlungen und an den Felsen zerschmettert worden sey, so daß man keine Spur mehr von ihm gefunden hat.

Die Breite der Sturzbahn beträgt etwa dreihundert Schritt, ihre Höhe zwischen sechszig und siebenzig Fuß, folglich stürzen in jeder Sekunde mehr als zweimalhunderttausend Kubikfuß Wasser herunter, wenn die Dicke der Sturzlinie nur zu einem einzigen Fuß angenommen wird, was augenscheinlich viel zu wenig ist. — Wir hatten heute einen sehr günstigen Tag getroffen, denn da es gestern stark geregnet hatte, so ging der Rhein ungewöhnlich hoch und die herabstürzende Wassermasse war dadurch noch kolossaler als zu andern Zeiten.

Auch am rechten Ufer hat Manches sich verändert. Früher stand hier ein kleines ärmliches Haus, worin eine Camera obscura sich befand, welche den Rheinfall in seiner ganzen Breite im verjüngten Maßstabe zeigte, jetzt ist daraus ein stattliches Kunstgebäude geworden. Ich liebe solche Spielereien nicht, wo man die Natur selbst in ihrer vollendeten Größe vor sich hat. Auch eine elegante Restauration hat sich daneben etablirt, wohin die Schaffhausener an Sonn- und Festtagen wallfahrten mögen, um Kaffee zu trinken und sich den Rheinfall zu besehen. Die Glücklichen! Wie selig würde man sich preisen, dieses herrliche Schauspiel in jedem Jahre nur ein einzigesmal genießen zu können, ohne nöthig zu haben, zweihundert Meilen deshalb reisen zu dürfen.

In stockfinstrer Nacht kamen wir nach Schaffhausen zurück, da wir uns von dem köstlichen Rheinfall gar nicht hatten trennen können. Unser Wirthshaus — zur „Krone" — mag sehr elegant eingerichtet gewesen seyn, was sich indessen aus dem Hinterstübchen im dritten Stock, wohin man uns wegen überfülltem Hause gebettet hatte,

nicht beurtheilen ließ. Hier bekommt man einen Vorgeschmack von der Geldschneiderei in der Schweiz, vor der man von allen Seiten gewarnt wird, da in Schaffhausen jeder Lebenshauch mindestens einen Frank kostet und eine bestimmte Taxe hier ganz unbekannt ist. Der Fremde ist gänzlich der Willkühr verfallen, doch soll die „Krone" durch schamlose Uebertheuerung vor den übrigen zahlreichen Wirthshäusern sich auszeichnen. Dagegen fragt hier Niemand nach Pässen, weil das Geld die einzige und sicherste Legitimation ist, gleichviel ob in den Händen eines ehrlichen Mannes oder Landstreichers. Wer kein Geld hat, ist in der Schweiz so gut wie vogelfrei!

Auf's Höchste aufgeregt durch den köstlichen Anblick des Rheinfalls, und noch durch und durch entzückt von den vielfältigen Schönheiten des deutschen Vaterlandes, entstand in uns ein zweifelhafter Kampf, ob wir nicht lieber Italien ganz aufgeben und dafür nach dem Salzburgschen reisen sollten, das von Jedermann als das deutsche Paradies geschildert wird. Die mehrfachen Geldplackereien in Schaffhausen hatten auch dazu beigetragen, uns die Fortsetzung der Reise in dieser Richtung zu verleiden, und Nicolai's Warnungen traten lebhaft vor unsre Seele. Nach langem Schwanken siegte jedoch die Konsequenz, und noch am nämlichen Abend bestellten wir uns Plätze im Eilwagen nach Konstanz, nachdem wir unsern ehrlichen Schwäbischen Kutscher dankbar und mit tausend Grüßen nach Gmünd entlassen hatten. Ein Versuch, einen Lohnkutscher nach Konstanz zu dingen, war gänzlich fehlgeschlagen, da einer den andern an Unbilligkeit in seinen Forderungen überboten hatte.

Konstanz.

In Schaffhausen waltet die Thurn und Taxissche Post mit ziemlich viel Willkühr. Die Abfahrt verzögerte sich um eine volle halbe Stunde, was auf einer Preußischen Post ganz unerhört seyn würde. Dadurch gewannen wir Zeit, uns in der Stadt noch etwas umzusehen. Fast jedes Haus hat hier einen Vorbau mit drei Fenstern wie ein Glaskasten, was für gewisse Damen, die gern sehen was auf den Straßen passirt, eine willkommne Einrichtung seyn würde. Die Straßen sind eng, aber gut gepflastert, die Häuser meistens vier bis fünf Stockwerke hoch, mit bunten Schildern versehen, die ihnen den Namen geben; die Stadt hat doppelte Thore, die früher zur Vertheidigung gedient haben, ein außerhalb gelegenes Schloß, wahrscheinlich eine ehmalige Zitadelle, und ist in frühern Zeiten befestigt gewesen, wovon aber jetzt keine Spur mehr zu sehen ist. In Schaffhausen spricht Jedermann Deutsch, aber auch Englisch, Französisch, Italienisch und allenfalls Chaldäisch, wenn es darauf ankäme, von einem Chaldäer Geld zu erpressen.

Die nächste Gegend auf der Tour nach Konstanz hat wenig Reiz, man fährt auf dem linken Ufer des

Rheins, bekommt aber auf der ersten Meile nichts von ihm zu sehen, und nur einzelne hübsche Blicke in das Land unterbrechen die Monotonie der Gegend. Die Dörfer sind ärmlich, doch beweisen einzelne geschmackvolle Landhäuser, daß hier großer Reichthum mit bitterer Armuth gepaart seyn muß. Auffallend sind die vielen bunten Gärten vor den Häusern, in denen eine Masse der schönsten farbigen Blumen aufgehäuft ist, was viel Eigenthümliches hat. — Später führt der Weg näher an das schön bekränzte Ufer des Rheins, der hier etwa funfzig Schritt breit ist und eine smaragdgrüne Farbe hat, was man auf Landschaften nicht glauben will, bis man es gesehen hat. Je näher dem Bodensee, desto tiefgrüner wird der Strom, der langsam und majestätisch dahinfluthet. — Noch muß ich bemerken, daß der Eilwagen sehr bequem eingerichtet ist, und hinten ein erhöhtes Kabriolet hat, wo drei Personen im Freien sitzen, und nach Gefallen sich die Gegend besehen können. Diese Plätze waren leider! schon vergeben, doch hatte ein Badenscher Gensdarm die Gefälligkeit, mir den seinigen abzutreten. Die Chaussee ist mit Obstbäumen eingefaßt, deren fruchtbeladne Zweige so tief hingen, daß man sich auf dem Kabriolet sehr in Acht nehmen mußte, nicht von ihnen ergriffen zu werden, und oft ist dabei der höfliche Kondukteur mein Schutz und Warner gewesen.

Etwa zwei Meilen hinter Schaffhausen befindet man sich in einerlei Höhe mit der jenseits gelegnen kleinen Feste Hohentwiel, die in der schönen Morgenbeleuchtung malerisch prangte. Etwas später kommt man gegenüber von Stein, das in einem weiten Bergkessel liegt, und wo sich eine Brücke über den Rhein be-

findet. Die alte Burg ist noch ganz gut erhalten und wird von einem Schaffner bewohnt. Die Lage von Stein und die ganze Gegend erinnern lebhaft an die von Bacharach, doch gebe ich der letzteren noch den Vorzug. Bei Stein nimmt der eine Arm des „Untersee's" seinen Anfang, welcher die ihrer schönen Landhäuser wegen berühmte Insel Reichenau umspült und bei Konstanz sich wieder zum Strom verengt. — Das linke Ufer des Rheins ist hoch, und kraus bewachsen, das jenseitige flacher und ein einziger zusammenhängender Weingarten. Eine klarere Abspiegelung der Ufergegenstände in dem blanken Strom habe ich niemals so gesehen wie hier; es waren förmliche Doppelbilder, welche der Wasserspiegel genau in zwei Hälften zu schneiden schien, von denen die eine auf dem Kopf und die andre auf den Füßen stand. Diese Begleitung von malerischen Uferbildern macht die Fahrt sehr angenehm; will man sich aber eines der schönsten Anblicke erfreuen, so blicke man rückwärts, und wird die herrlichste Schweizerlandschaft vor sich sehen. Genug, an Abwechselung fehlt es auf dieser Tour nicht und sie soll bei weitem den Vorzug vor der auf dem jenseitigen Ufer über Radolfszell verdienen. Das einzige Lästige bei dieser schönen Fahrt war die brennende Sonnenhitze, gegen welche man oben auf dem Imperial durch nichts geschützt ist.

Die Chaussee ist zwar gut, aber so schmal, daß kaum zwei Wagen bei einander vorbei fahren können, und führt ganz nahe am Rande des steil eskarpirten Ufers, hat nirgends ein Geländer, nicht einmal Prellsteine, so daß man hier schon am hellen Tage mit Lebensgefahr

fährt, geschweige denn des Nachts. Es begegneten uns mehre breitbeladne Frachtkarren und beim Ausbiegen hatte unser Wagen zuweilen kaum noch einige Zoll Bord, was von dem thurmhohen Sitz doppelt gefährlich aussieht; bricht in solchen Momenten zufällig ein Rad, so stürzt der Wagen rettungslos vielleicht dreißig Fuß tief in den Strom. Es ist unbegreiflich, aber auch unverantwortlich, daß hier keine Barrièren errichtet werden, und grenzt an eine Indolenz, die man dem Süden nicht zutrauen sollte, und was auch nur im Kanton Thurgau möglich ist, wo nach Allem was man davon hört, wenig Ordnung herrschen soll; im Kanton St. Gallen wird dergleichen gewiß nicht vorkommen. Die Gefahr wird noch dadurch vermehrt, daß die Postillone sehr ungleichmäßig fahren, zuweilen im schärfsten Galop, dabei vagiren sie auf dem Pferde herum wie ein päpstlicher Trainsoldat, als ob sie hundert Gelenke hätten, knallen wie unsinnig mit der Peitsche, sehen sich um, schwatzen mit den Passagieren, pfeifen, singen und bezeigen sich ungebehrdig im tollsten Treiben. Von solcher Nonchalance im Fahren hat man bei uns keinen Begriff, und wer an Zucht und Ordnung gewöhnt ist, glaubt sich unter die Wilden versetzt. Es fehlt auch nicht an Unfällen, aber die Postillone erzählen sie mit lachendem Muthe und Niemand nimmt Notiz davon. Leichtsinn ohne Beispiel!

Vor Streckborn, wo die Pferde gewechselt wurden und das Steinpflaster beinahe so schlecht ist wie in **, liegt rechterhand auf einem Berge das Schloß Sandeck, wo vor einigen Jahren eine tragische Geschichte passirt ist. Eine Englische Familie hatte das-

selbe als Sommerwohnung gemiethet, durch Unvorsichtigkeit der Dienstboten kam Feuer aus, das Schloß brannte nieder, mußte von dem Engländer mit Stumpf und Stiel bezahlt werden, und die Lady kam obenein in den Flammen um. — Von hier ab wird das Ufer des Rheins immer steiler, immer höher und felsiger, also auch immer romantischer. Fast jeder Berg ist mit einer Burg oder einem Schloß geziert, die Ueppigkeit der Vegetation vermehrt sich mit jedem Schritt, die Obstbäume an der Landstraße werden immer fruchtreicher, und wer auf dem Imperial sitzt, darf nur den Mund aufmachen, so fällt ihm ein Apfel oder eine Birne hinein. — Auch beim Schloß Arenberg kommt man vorbei, das Louis Napoleon gehört, der aber seit seiner verunglückten Straßburger Expedition noch nicht hierher zurückgekehrt ist. — Die Insel Reichenau, welche man linkerhand im Untersee liegen sieht, heißt ursprünglich die „reiche Aue" wegen vieler hundert der schönsten Landhäuser reicher Privatleute, die hier ihren Sommeraufenthalt wählen. — Von jetzt an beginnt das Ufer flacher zu werden, die Straße fängt allmälig an, sich zu senken, je näher man dem Bergkessel kommt, worin Konstanz liegt. Vor Kreuzlingen hat man den ersten wunderherrlichen Blick auf die Stadt, deren Lage am Bodensee fast nicht schöner gedacht werden kann. Hier in Kreuzlingen vereinigt sich die neue schöne Chaussee von Frauenfeld mit der Schaffhausener Straße.

Konstanz gehört zwar zum Großherzogthum Baden, seinem Charakter nach aber zur Schweiz. Hier erlitt unser Gepäck die erste flüchtige Visitation. Wir stiegen in dem brillanten Wirthshause zum „Hecht" ab, das

eine süperbe Lage dicht am Bodensee hat. Herr Keppler, der Inhaber, ist ein junger, feiner, sehr sorgfältig gekleideter Mann, der viel in der Welt umhergereist ist, mit Gewandtheit davon zu erzählen und seine Gäste auf das Angenehmste zu unterhalten weiß; seinem feinen Anstande nach hält man ihn eher für einen Gentleman als für einen Gasthalter, aber der hinkende Bote sollte bald nachkommen. Die Wirthstafel war auf das Eleganteste in einem Saale servirt, der nicht glänzender verziert seyn kann, die Tafel mit den ausgesuchtesten Speisen in Ueberfluß besetzt, geschmackvolle Pariser Aufsätze und krystallne Blumenvasen zierten den Tisch, dessen ein Fürst sich nicht hätte zu schämen brauchen, aber der Wein war gegen alle Erwartung so schlecht, daß wir ihn stehen lassen mußten.

Die Stadt Konstanz kann mit dem allgemeinen Namen eines „schlechten Nestes“ bezeichnet werden, hat zur Zeit seiner Blüthe, was aber etwas lange her ist, gegen 40tausend Einwohner gehabt, zählt jetzt kaum den achten Theil so viel, besitzt nächst einer Hauptkirche, welche ehemals den stolzen Namen eines „Münsters“ trug, einige Klöster und ein großes Kaufhaus, halb von Holz, halb von Stein gebaut, auf dessen oberm Boden im funfzehnten Jahrhundert das berühmte Konzilium gehalten ward, das vier volle Jahre gebraucht hat, um den unglücklichen Huß mit seinem Lehrgenossen Hieronymus von Prag zum Feuertode zu verurtheilen. Auf dem Saale des Kaufhauses wird alles Mögliche, was auf dieses fromme Auto da fe Bezug hat, für Geld und gute Worte gezeigt; wir besaßen aber zu wenig Neugierde, um all' diese Herrlichkeiten

zu besehen, und begnügten uns die Spezifikation davon zu lesen, welche neben der Eingangsthüre angeheftet ist. Selbst den angeblichen „Scheiterhaufenplatz“, wo die christliche Vollstreckung des unchristlichen Spruchs stattgefunden haben soll, nahmen wir nicht in Augenschein, weil alle diese Zeugen der Intoleranz, womit die Geschichte besudelt ist, mir von je her ein Gräuel gewesen sind. Dagegen war eine Fahrt nach der allerliebsten Insel Meinau beschlossen worden, deren Schönheit vielfach gerühmt wird, blieb aber ausgesetzt, weil wir ein weit dringenderes Geschäft zu besorgen hatten, nämlich Silbergeld einzuwechseln, was mehr Schwierigkeiten hatte als man in einer Stadt von so vielseitigem Verkehr wie Konstanz glauben sollte.

Bis Schaffhausen reicht man mit Preußischen Kassenanweisungen vollkommen aus, hier aber kommt man ohne französisches Geld oder Schweizer-Kronthaler nicht fort und eben so wenig in Konstanz, trotz dem, daß es noch zu einem deutschen Bundesstaate gehört. Ich machte den vergeblichen Versuch, Silbergeld einzuwechseln, bei Herrn Macaire, dem größten Handlungshause in Konstanz, das zugleich an der Spitze einer weitläuftigen Indienne-Fabrik steht und in einem ehemaligen Franziskanerkloster etablirt ist. Durch einen Zufall entdeckte ich einen kleinen unscheinbaren Viktualienhändler, der sich endlich dazu verstand und wobei ich so eben noch mit blauen Augen wegkam. Man muß mit dem Gelde sehr vorsichtig seyn und wird doch betrogen, und wenn man es noch so schlau anfängt. Das beste Geld in der Schweiz und ganz Italien sind die französischen Fünffrankstücke, denn die Oestreichischen Zwanziger, die sonst

durch die ganze Welt helfen, gelten nur im Reich, in Tyrol und in der Oestreichischen Lombardei, im Piemontesischen aber nicht. Gold mitzuführen ist das Allergefährlichste, denn die Napoleonsd'ors haben einen sehr zweifelhaften Kours und die Friedrichsd'ors beinahe gar keinen. Ich will überhaupt Jedem wohlmeinend rathen, sich in Zeiten mit den erforderlichen Münzsorten zu versehen, wenn er nicht später in die bitterste Verlegenheit gerathen will.

Nachdem das Wechselgeschäft beendigt war, machten wir noch eine Promenade durch die Stadt, so wenig sie auch sonst dazu einladet. — Konstanz ist früher befestigt gewesen, wie alle diese Grenzstädte, jetzt aber ist nur noch die alte Mauer davon übrig geblieben. Eine lange bedeckte hölzerne Brücke, an der sich mehre Mühlen befinden, führt hier über den Rhein und verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden Dorfe Petershausen. Der interessanteste Theil von Konstanz ist der Hafen am grünen Bodensee, wo wir auch das Dampfschiff in Augenschein nahmen, das uns morgen nach Rohrschach fahren sollte.

Da Herr Keppler ganz Italien durchreist hatte und dieses eben so oft gepriesene als verrufene Land genau kannte, wie sein großer Namensvetter die Milchstraße am Firmament, so theilte er uns Mancherlei darüber mit; seine Beschreibungen fielen sehr poetisch aus, und seine Beredsamkeit verscheuchte jeden fernern Zweifel, so daß wir definitiv beschlossen, dem alten Plane treu zu bleiben und getrost zwei Plätze auf der „Helvetia“ bestellten, welche dampffertig im Hafen lag. Um

ganz ungenirt zu seyn, forderte ich noch am Abend die Rechnung im Hotel, wobei es sich denn herausstellte, daß dieser „Hecht" ein gar feiner, geriebner Hecht ist, der freundlich mit dem Schwanze wedelt und desto derber zubeißt; ja dieser „Hecht" hat so scharfe Zähne, daß sie bis in das innerste Mark des Reisegeldbeutels dringen. Auch vor diesem „Hecht" in Konstanz hüte Dich, lieber Leser, wie vor dem „Hofe zu Holland" in Mainz und vor der „Krone" in Schaffhausen!

Bodensee. — Rohrschach. — Ragatz.

Die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee wird durch pomphafte auf Pappe geklebte Annoncen, die in allen Gasthäusern aufgehängt sind, gerühmt und gepriesen, liegt aber zur Zeit noch in der Kindheit. Schlechter als die „Helvetia" kann ein Dampfschiff füglich nicht eingerichtet seyn, die Maschine ist ohne Kraft, das Schiff geht faul, ist alt, schmutzig, sogar ruppig, und der Herr Kapitain war ein roher Bursche ohne Erziehung. — Ein Kanonenschuß gab das Signal zur Abfahrt, die wenigstens präzis um fünf Uhr Morgens erfolgte. — Der Bodensee hat eine herrliche grüne Farbe, nur etwas blässer wie die des Rheins, der Wind blies scharf aus Osten, der See bewegte sich in krausen Wellen, was ein bedeutendes Schwanken des Schiffs hervorbrachte und wodurch ein Passagier auf der Stelle seekrank ward, ein Zustand, den man selbst empfunden haben muß, um ihn würdigen zu können, und wobei Leib und Seele mit einander ringen. Ich bin auf meinen mehrfachen Reisen über's Meer nur ein einzigesmal seekrank gewesen, später nie wieder, kenne also diese heillose Krankheit und hatte mein innigstes Mitleid mit

dem armen Schelm, der wie ein abgeschlachtetes Huhn leichenblaß mit dem Kopf über dem Geländer hing und in die Wellen sah, was das Uebel nur ärger macht. — Die Fahrt auf dem Bodensee denkt man sich interessanter wie sie ist. Das Schiff entfernt sich beinahe nicht vom linken Ufer, die Gegend ist flach, aber mit unzähligen Landhäusern und zerstreuten Meierhöfen übersät, was einigermaßen Abwechselung in die eintönige Fahrt bringt, auch ist der Fernblick auf die Tyroler und Schweizer Alpen, die mit jeder Viertelstunde deutlicher hervortreten, nicht ohne Reiz. Man fährt bei Utwyl vorbei, biegt bei Romanshorn tiefer in den See hinein, um einer Brandung aus dem Wege zu gehen und landet endlich bei Rohrschach, in grader Linie fünf Meilen von Konstanz, wozu wir mit dem miserabeln Schiff beinahe vier Stunden Zeit gebraucht hatten. Die Lage von Rohrschach ist prachtvoll, die nächsten Höhen tragen den Charakter eines pittoresken Mittelgebirges, das Auge findet hier Alles was es wünscht: Weinbau, Laubwälder, reiche Saatfelder und Anbau aller Art. Im Hintergrunde lagert sich die Kette der Alpen, hatte aber eine düstre graue Farbe, weil das Wetter trübe und die Beleuchtung matt war.

Die Posteinrichtung in Rohrschach ist in bester Ordnung, der Eilwagen zwar etwas eng, aber sehr elegant, Pferde und Geschirr in gutem Stande. Wir nahmen vorläufig nur Plätze bis Chur. Nach der Ueberfracht fragt Niemand, und eben so wenig nach einem Paß. Wir hatten das Glück, Plätze im Kabriolet zu bekommen, wofür man pro Stunde einen Batzen mehr bezahlt als für einen Platz im Wagen. — Von Rohrschach kann

man auf zwei verschiednen Wegen nach Chur gelangen, entweder auf der Schweizerseite des Rheins über Ragatz, oder auf der Baierschen über Feldkirchen, und im letztern Falle bekommt man Lindau zu sehen, dessen schöne Lage an der östlichen Ecke des Bodensee's vielfach gerühmt wird; wir zogen aber den erstern Weg vor, weil er der kürzere ist. — Von jetzt ab kann ich mich nur auf Mittheilung von Hauptsachen und besondern Eigenthümlichkeiten beschränken, denn wollte ich Alles beschreiben was hier schön ist, so würden diese Blätter zu einem Folianten anwachsen.

Bei Rheineck nimmt der Strom seine Richtung scharf nach Süden, woher auch der Name Rheineck kommen mag, und vertauscht plötzlich seine herrliche grüne Farbe gegen eine gemeine graue, weil er sich durch vielfache Felsenspalten und Erdrisse Bahn machen muß, bevor er das weinumkränzte Becken des Bodensee's erreichen kann. Man fährt fast beständig dicht am Ufer, biegt nur selten in das Land hinein, das — wenn der Vergleich nicht schon so oft dagewesen wäre — sich mit einem ewigen Fruchtgarten vergleichen läßt, und wird auf der gegenüberliegenden Seite von der Baierschen Alpenkette fortwährend begleitet. Der Weg ist eine schöne, völlig ebene, fast metallglatte Chaussee, die Dörfer sind entweder katholisch oder reformirt, was sich an den Frauenzimmern erkennen läßt, denn in den katholischen tragen sie eine fabelhafte Mütze wie ein Wagenrad von schwarzen auf Draht gezognen Spitzen mit goldbrokatnem Kopf, in den reformirten gehen sie aber ohne Mütze im bloßen Haar. — Jetzt nehmen auch schon die hölzernen Schweizerhäuser von bekannter Form mit

umlaufendem Balkon ihren Anfang, deren Dächer mit Steinen beschwert sind, damit der Wind sie nicht abhebt; man findet mehr Reinlichkeit, überhaupt scheint im Kanton St. Gallen viel Ordnung zu herrschen. Allmälig fängt der Schweizerische Charakter an, schärfer hervorzutreten wie in dem zweideutigen geldschneiderischen Schaffhausen, und man fühlt, daß man sich hier in einem eigenthümlichen Lande befindet, worin stets etwas Ansprechendes liegt. Die Postpferde fahren mit Schellen, die Bauermädchen werden vierschrötiger, doch von den „Mimili's“ ist noch keine Spur; aber der Schnee auf den Bergen wird häufiger und geht zuletzt in ganze Schnee- und Eismassen über, die Ebnen hören auf, das Auge gewahrt nichts als Berge und Felsen, und Felsen und Berge, allein bis hoch in die Gipfel hinauf hat der fleißige Schweizer die Wände bearbeitet und hoch oben sich angesiedelt, ja bis dicht an die Schneelinie heran kleben die Häuserchen an den grünen Matten, wie die Weihnachtsausstellungen es im Modell uns zeigen. — Eigenthümlich wie das Land sind auch die Postillone in diesem Kanton, junge kreuzfidele Bursche, sitzen unstät wie ein Zitterfisch auf dem Gaule, singen, jodeln und schwätzen in einem fort, blasen den Kuhreigen als Postsignal, was sich gar allerliebst anhört, und fahren dabei ganz süperbe, in der Regel nur dreißig Minuten auf eine Schweizerstunde, die so stark sind, daß sie den französischen Lieues ziemlich gleich kommen. Alle diese fremden Erscheinungen haben für den, der sie zum erstenmal erlebt, besondern Reiz; ja es läßt sich denken, daß, wer mit einer etwas lebhaften Phantasie nach der Schweiz kommt, in den wunderlichen Formen der Felsenmassen versteinerte Riesen, verzauberte Prinzen und

andre Gestalten aus der Fabelwelt zu erblicken glaubt; so z. B. lag ein seltsam geformter Bergrecke lange Zeit vor uns, der in Verein mit grauen Nebelwolken, die sein zackiges Haupt umgaben, dem Meister „Kühleborn" aus Fouqué's „Undine" immer ähnlicher wurde, je länger man ihn ansah. — Ferner gewinnt hier das Auge für alle Dimensionen einen ganz aparten Maßstab, es gewöhnt sich so an das Große und Hohe, daß ihm zuletzt nichts mehr groß oder hoch vorkommt, was nicht ganz entsetzlich groß und hoch ist, und ein Berg, den man früher wie ein Naturwunder angestaunt haben würde, sieht hier aus wie ein kleines, kaum der Beachtung werthes Hügelchen. Im Allgemeinen kann man die Felsengebilde romantisch nennen, aber häufig gehen sie wirklich in's Groteske über; unter Andern schiebt sich hinter Oberried ein Felsenrücken zwischen die Straße und den Rhein, hat durchgesprengt werden müssen und daraus ist nun eine unterirdische Höhle oder vielmehr Spalte geworden, welche 150 Schritt lang, vielleicht 200 Fuß hoch, unten so breit ist, daß ein Wagen durchfahren kann, oben aber nur einige Fuß; sie heißt der „Hirschsprung" und erinnert an den „Mägdesprung" im Harz; auch im „Höllenthal" bei Freiburg in Breisgau findet man einen solchen Hirschsprung, dessen Benennung natürlich ist. — Hinter Rüti sieht man zuerst ganze Fruchtfelder von türkischem Weizen, und gewiß befindet sich hier noch manche andre botanische Seltenheit, die mir leider entgehen mußte, da ich auch nicht die kleinste botanische Ader besitze und kaum den Hafer eher kenne, als bis er gedroschen in der Krippe liegt.

In Sennwald wurde Mittag gemacht, der erste, den wir in einem Original-Schweizerbauernhause erlebten. Die Speisen waren schmackhaft, acht Schüsseln, das Tischzeug reinlich, der Preis äußerst billig, denn das Kouvert kostete mit dem Wein 56 Xr. oder etwas über 16 Silbergroschen, und dafür hat man ein superbes Diner, freilich nur in einem Bauernhause, aber mit einem Dessert, das dem ersten Hotel Ehre machen würde, nämlich feine Sandtorte, Biskuitkuchen, Weintrauben, Rosinen und Mandeln. Wirth und Wirthin schienen brave Leute, derb und bieder, wie Johannes v. Müller die Schweizer beschreibt, die Frau besonders rührig und in den Jahren, wo es die Frauen kleidet, wenn sie determinirt auftreten, und das Schänkmädchen war eine zum Erschrecken große derbe Schweizerdirne, aber mit ganz kleinen wunderniedlichen Füßchen, um welche manche verehrliche Landsmännin sie beneidet haben würde.

Nachmittags sahen wir den imposanten Felsen von Baduz am jenseitigen Rheinufer, fuhren fast beständig in einem lachenden mit wohlhabenden Dörfern besetzten Thale, und erfreuten uns an den eigenthümlich geformten schönen Wirthshausschildern von Gußeisen, grün angestrichen und reich mit Gold verziert; so wie an den hellgrünen Jalousien, welche an den nußbraunen Häusern sich recht freundlich ausnehmen. — Hinter Seevelen wird die Natur grotesker und wilder, aber die üppigste Vegetation hört deshalb nicht auf. Die Straße hat an mehren Stellen durch den Felsen gesprengt werden müssen, gewiß eine Riesenarbeit, aber eine Wohlthat für Jedermann. — Man fährt dicht bei dem geschichtlich merkwürdigen Sargans vorbei, dessen altes

Schloß höchst romantisch auf einem Vorberge liegt und durch die einst so kühne Vertheidigung durch seine ritterlichen Frauen berühmt geworden ist. Fast jeder Schritt ist hier eine geschichtliche Erinnerung.

Um sechs Uhr Abends waren wir in Ragatz, etwas über zehn Meilen von Rohrschach. Hier wird der Zürcher Wagen abgewartet, der die Passagiere nach Chur befördert, und der Rohrschacher geht am andern Morgen wieder dahin zurück. — Dicht bei Ragatz liegt das berühmte und in seiner Art einzige Bad Pfäfers, von dem ich — zu meiner Schande! — hier zum erstenmal reden hörte. Man rieth uns, den Besuch des Bades auf keinen Fall zu versäumen, weil wir eine solche merkwürdige Naturerscheinung schwerlich zum zweitenmal in unserm Leben zu sehen bekommen möchten; allein wie das anfangen, da unsre Plätze einmal bis Chur bezahlt waren? Es galt indessen den Versuch, und so machte ich dem Postmeister begreiflich, daß es wohl ziemlich einerlei sey, ob die Post uns heute oder morgen nach Chur führe, und war nicht wenig erstaunt, als er mit der größten Bereitwilligkeit darin einging, und uns die Fahrt nach Chur auf dem Stundenzettel gut schrieb. Da die Post zugleich ein Gasthaus war, so ließen wir uns ein Zimmer anweisen und unser Gepäck hinaufschaffen. Es ist möglich, daß hier der Gasthalter dem Postmeister gefällig entgegenkam, doch das konnte uns einerlei seyn, wenn wir nur unsern Zweck erreichten. — Die auswärts verheirathete Tochter des Postmeisters war zufällig hier zum Besuch, eine hohe ächte Schweizerfigur, und wahrscheinlich reformirter Religion, denn sie trug bloßes Haar, das in üppigen dunkeln Locken ihr bis

auf die Schultern herabfiel, dabei eine gebildete Frau, mit der man sich angenehm unterhalten konnte. Sie gab uns Herrn Kaisers „Beschreibung der Heilquellen von Pfäfers“ (Chur, 1833) zu lesen, um vorläufig darin studiren und uns auf den morgenden Besuch vorbereiten zu können, worüber der Abend verging. Allein die Aussichten auf den folgenden Tag waren sehr schlecht, die Gipfel der Berge hüllten sich in graue Wolken, die Luft wurde fühlbar feucht, und bald setzte ein gelinder Landregen ein, von einem so dichten Nebel begleitet, daß man kaum noch den Kirchthurm des Städtchens von unserm Fenster aus sehen konnte. Dies war doppelt unangenehm, da es nunmehr ganz einerlei war, ob wir uns im herrlichen Rheinthale oder in der Tuchelschen Haide befanden.

Pfäfers.

Als wir am andern Morgen — es war der 2te September — erwachten, schoß der Regen in Strömen herunter, ja es hatte die ganze Nacht wie mit Kannen vom Himmel gegossen, worüber wir wohl zehnmal aufgewacht waren und mit Schrecken daran dachten, daß unsre schöne Parthie nach Pfäfers, auf die wir so sehr uns gefreut hatten, zu Wasser werden würde. Aber nichts geht über die militairische Konsequenz! — Die hübsche Posttochter mit den wallenden Locken verschaffte uns einen Regenschirm, wir schürzten uns so hoch wir konnten, und traten bald nach dem Frühstück die nasse Wanderung an. Die Straßen schwammen, ganz Ragatz glich einem Netz von Wildbächen, die mit geschäftiger Eile dem Rhein zuströmten.

Damit es dem geehrten Leser nicht ergeht wie mir, will ich ein Paar Worte über die allgemeine Lage von Pfäfers vorangehen lassen. — Bei Ragatz fällt ein Gebirgsstrom — oder Gletscherwasser, wie es in der Schweiz genannt wird — in den Rhein, welches die Tamina heißt, mit dem Beinamen der stürmenden, um schon

durch den Namen anzudeuten, daß man es hier mit einem der wildesten und ungebehrdigsten zu thun hat, ähnlich wie die „wüthende Neiße“ in Schlesien, von der die Franzosen behaupten, die Preußen hätten ihr blos deshalb diesen Namen gegeben, um sie furchtsam zu machen. — Die stürmende Tamina entspringt im Kanton St. Gallen in dem rauhsten Theile des Gebirges bei Kalfausen am Sardon-Gletscher, fließt in einem schmalen, aber tiefen Felsenbette, eigentlich in einem immerwährenden Schlunde, und stürzt sich mit bedeutendem Gefälle mitten im Städtchen Ragatz in den Rhein, so heftig, so reißend, daß sie niemals und selbst im kältesten Winter nicht zufriert. Ihr Thal ist acht Wegestunden lang, heißt das Pfäferthal, gemeinhin Pfefferthal genannt, ist eins der schönsten des Kantons und vielleicht der ganzen Schweiz. Auf dieses schönen Thales schönster Höhe liegt ein Benediktinerkloster, dessen Stiftung die Geschichte bis in das achte Jahrhundert zurückverlegt und dem frommen Bischof Priminius zuschreibt.

In einer der schauervollsten Tiefen, rechts von der Tamina, entspringt die Heilquelle, welche im Jahre 1038 durch einen Jäger des Klosters, Namens Karl v. Hohenbalken, durch einen Zufall entdeckt ward, als er junge Raben aus ihrem Nest nehmen wollte, bei dieser Gelegenheit Dampf aus dem Felsen steigen sah und sich bald überzeugte, daß hier warmes Wasser hervorquille. Ueber zweihundert Jahre lang blieb diese merkwürdige Entdeckung unbenutzt, weil man die Gefahr scheute, in diese fürchterliche Tiefe hinabzusteigen; erst 1240 kam die Quelle als Bad zur Anwendung, und 1382

stand hier das erste Haus. — Ueber die Lage der ältesten Badehäuser, sagt Herr Dr. Kaiser, der jetzige Brunnnenarzt, wörtlich Folgendes: „Mitten zwischen zwei zerrissenen Felsenwänden, über 100 Fuß hoch, am weitesten nicht 50 Schritt von einander getrennt, unter den Füßen ein wüthender Strom, über dem Haupt drohende Felsblöcke und herüberhängende Waldbäume, nach Süden und Norden die gräulichen Wände noch geschlossen — so daß kaum eine Spanne des Himmels sichtbar ist, und die Sonne nur am hohen Mittage kärglich wenige Strahlen sendet: inmitten über diesen furchtbaren Abgrund hingen die alten Badehäuser auf hölzernen Tragbalken, an beiden Seiten in die Felsen eingesenkt und befestigt." — Die Badegerechtigkeit ging nun als Lehn von Hand zu Hand, die Anstalt wurde allmälig verbessert. Die im Frühjahr sich ablösenden Eismassen richteten mehrfache Verwüstungen an, im Jahre 1665 brannte das Kloster nieder, wurde von Bonifazius I. wieder aufgebaut und vergrößert; 1680 verschüttete ein Felsensturz die ganze Quelle, sie wurde mit unsaglicher Mühe wieder aufgegraben, und endlich 1704 der Grund zu den heutigen massiven Badehäusern gelegt.

Um zu dem Bade zu gelangen, gab es anfänglich nur einen höchst beschwerlichen Weg über die Berge, und mit der Ankunft am Schlunde war noch nichts gewonnen, denn bis zu den Badehäusern selbst führte kein gangbarer Weg, nicht einmal ein für Gemsen zugänglicher Fußpfad. So blieb denn nur übrig, hoch oben auf dem Felsenrande ein Windewerk anzubringen und die Badegäste an Seilen sechshundert Fuß tief hinabzulassen, wo sie die ganze Kurzeit über wie in einem

lebendigen Grabe ausharren mußten, bis sie entweder dort wirklich eingescharrt, oder als Genesene wieder in Gottes schöne Welt zurückgewunden wurden. Jedes kleinste Lebensbedürfniß mußte denselben mühsamen Gang nehmen, noch heute steht das Windewerk und wird zum Hinunterschaffen des Brennholzes benutzt, nachdem durch wohlwollende Fürsorge des Kantons endlich vor einigen Jahren ein schöner, bequemer Weg von Ragatz bis unmittelbar vor die Badehäuser angelegt wurde, den auch wir zu wandern im Begriff standen.

Der neue Weg ist mit großer Mühe angelegt, häufig durch den Felsen gesprengt, aber nur fünf bis sieben Fuß breit, so daß er nur mit einspännigen, obenein ganz schmalspurigen Wägelchen befahren werden kann. Damit zwei einander begegnende Wagen sich ausweichen können, sind hie und da Plätze dazu eingerichtet. Der Weg steigt hart am linken Ufer der Tamina ganz sanft empor; da wo die Grundlage aus Schiefer besteht, hat man diesen glatt behauen, der härtere Kalkspath hat aber weggesprengt werden müssen, wozu auf der kurzen Strecke von 7200 Schritt — denn weiter ist Pfäfers nicht von Ragatz entfernt — über dreißig Zentner Pulver verbraucht worden sind. An den gefährlichsten Stellen sind leichte Geländer oder Schutzmauern angebracht, sonst aber warnen blos einzelne Prellsteine vor dem Hinabstürzen in das schauerliche Wasserbett, weshalb der Weg immer ein gefahrvoller bleibt, besonders mit einem scheuen Pferde. — Der Regen hatte den Boden schlüpfrig gemacht, und da er den ganzen Tag anhielt, so bildeten sich bald kleine Strömungen in den Fahrgeleisen, und zuletzt wateten wir wie in einem Gießbache. Allein die-

ses Ungünstige hatte auch seine Vortheile, denn von den Felsen, welche das Thal bilden, stürzten zahllose kleine Geriesel herab, und vereinigten sich zu natürlichen Wasserfällen, was bei einer Höhe von vielen hundert Fußen sich gar nicht übel ausnahm, ja mit einem einzigen dieser improvisirten Kaskaden würde das Berliner Tivoli sich schon ganz glücklich schätzen und die halbe Stadt zum Bewundern dieser Naturmerkwürdigkeit vor das Hallesche Thor locken. Aber die kleinen Wildbäche rissen durch die Gewalt ihrer Strömung mancherlei Steine und Geröllе von den Felsen los, die den Weg zu verschütten drohte und an einigen Stellen bereits wirklich verschüttet hatten, doch waren überall bereits Arbeiter zum Aufräumen beschäftigt, die sich von dem tobenden Unwetter nicht abhalten ließen. Unwillkührlich sah das Auge zu den drohenden Felsenspitzen hinauf, besonders wenn sie über den Weg hingen, und mehr als einmal stürzten Steine dicht vor oder dicht hinter uns nieder, so daß dieser Spaziergang nicht ganz ohne Gefahr unternommen werden konnte.

Mit schäumender Wellenfluth und tobendem Gebrüll stürzte die wilde Tamina in ihrem engen und tiefen Felsenbett dem Rheine zu, und ihr Wasser, das sonst silberklar fließen soll, hatte durch das Schiefergerölle und den losgebröckelten Kalk eine widrige schmuzzige Farbe angenommen. — An einigen Stellen geht das Thal in einen tiefen, engen Schlund über, dessen Wände senkrecht bis zu sechshundert Fuß Höhe in die Wolken streben, und hier wird das Rauschen des Wassers durch den Wiederhall ein donnerähnliches Getöse, so daß jede gegenseitige Mittheilung aufhörte und Einer

dem Andern seine Bemerkungen in's Ohr schreien mußte. — Da wo der Weg durch den Felsen gesprengt ist, bildet er kleine überwölbte Grotten, unter deren Hallen wir für Augenblicke ausruhten, um neue Kräfte gegen den immer stärker herabfallenden Regen zu sammeln, und daß wir trotz des Regenschirms schon auf halbem Wege ganz durchnäßt waren, läßt sich denken. — Aus der Felsenwand zur Rechten fallen mehre Sturzbäche in die Tamina, die überbrückt sind und wodurch einzelne pittoreske Ansichten sich bilden.

Nach einer mühevollen Wanderung von mehr als einer Stunde langten wir endlich in den Badehäusern an und meldeten uns beim Brunnenarzt Dr. Kaiser. Er schüttelte nicht wenig den Kopf über den unerwarteten Besuch, der freilich in diesem scheußlichen Wetter zu den Ausnahmen gehören mochte, gab uns indessen sogleich einen kundigen Führer mit, der uns zuerst mit der innern Einrichtung des Bades bekannt machte, und wobei die warme Temperatur — denn die Quelle hat 30 Grad R. natürliche Wärme — sehr behaglich war und uns wenigstens äußerlich trocknen half. — Es stehen hier drei gemauerte Badehäuser nebeneinander, das „große", das „mittlere" und das „kleine"; zwischen den beiden letzten befindet sich eine kleine Kapelle mit einem Thürmchen für den Gottesdienst der Kurgäste, denn bevor der neue Weg existirte, war von auswärtigem Kirchengehen nicht die Rede, also der Bau einer Kapelle ein dringendes religiöses Bedürfniß. Die Badehäuser sind durchgängig gewölbt und haben viel Aehnlichkeit mit den Wohnkasematten einer Festung. Die Badekammern sind zum Theil unterirdisch in den Fel-

sen hineingesprengt und erinnern an Gefängnisse der heiligen Vehme; in der Mitte jeder Badekammer läuft eine hölzerne Röhre, welche das Wasser aus der Quelle herbeileitet und weshalb die Kammern beständig mit feuchtwarmen Dunst erfüllt sind. Am tiefsten liegt das Douchebad, der Weg dahin geht viele Stufen herunter durch den Felsen und gleicht dem Gange in eine Marterkammer. Außerdem enthält das Haus eine Küche, zwei Speisesäle, ein Billardzimmer und Wohnungen für etwa dreihundert Badegäste, die hier „Kuranten“ heißen. Die Zimmer sind im Gegensatz mit den Badekammern eisig kalt, und müssen fast den ganzen Sommer über geheizt werden.

Es fehlt in Pfäfers nicht an Spaziergängen und nicht an Naturschönheiten durch seine Lage selbst, die wir leider nur aus Beschreibungen kennen lernen konnten. In der Nähe befindet sich der „Margarethenberg“, dessen Gipfel — der Pitzalonkopf — 4479 Fuß hoch ist, der grüne „Monteluna“, 5000 Fuß hoch, der Hauptberg aber bleibt der mächtige Galanda, ein Gletscher von 8400 Fuß Höhe, mit ewigem Schnee bedeckt. Die wohlwollende Fürsorge der Brunnendirektion hat alles Mögliche aufgeboten durch freundliche Anlagen den Aufenthalt in diesem Felsengrabe erträglich zu machen, die jedoch vermöge der wilden Natur mehr Groteskes als Anmuthiges darbieten. Schon die Namen dieser Anlagen klingen meist düster und melancholisch, z. B. das „sonnige Käuzlein“, das „Ende der Welt“, das „stille Land“, das „Heimweh nach oben“; andre wieder beziehen sich auf Gemüthszustände oder Lokalitäten, wie die „Solitüde“, die „Dankbarkeit“, die „Zufrieden-

heit", die „Sitzbanken", „Elisensruhe" und „Belle Alliance" u. s. w. Besonders gerühmt wird die „Galandschau" neben einem uralten Lärchenbaum, hoch über einem der schauderhaftesten Abgründe der Taminakluft, wovon ich später noch Einiges erzählen werde. Ueber den Freudenberg sagt Dr. Ebel in seiner „Anleitung, die Schweiz zu durchreisen": „Hier geben die wald- und wiesenreichen Bergseiten mit ihren hängenden Häusern, mit dem wilden Tobel zu unsern Füßen, der fürchterlich zerrissene aber stolze Galanda, der alpenreiche Monteluna mit seinen Hüttengruppen, die Valenser Berge und zwischen beiden die schauderhaften grauen Hörner, das prächtige und wunderbar geformte Gebirge des Falkins, an dessen steilen beras'ten Wänden das Dörfchen Guschen hängt, die wilde Girnspitz, der pyramidale Fläscherberg und die fernen Gebirge von Feldkirchen unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Ansichten." Natürlich mußten wir uns bei dem grausigen Wetter meistens auf die Erzählungen von all' diesen wundersamen Naturschönheiten beschränken, und konnten nur einige derselben auf dem Rückwege persönlich kennen lernen.

Der interessanteste aber zugleich gefährlichste Spaziergang in Pfäfers ist unbedingt der Gang nach der Quelle. Wir mußten ihn um jeden Preis unternehmen, und hätte es das Aeußerste kosten sollen, obgleich Hr. Dr. Kaiser die Erlaubniß dazu anfänglich auf das Hartnäckigste verweigerte, weil bei dem anhaltenden Regen der glatte Boden diesen Gang noch um eins so gefährlich machte und ein einziger Fehltritt den Tod rettungslos zur Folge haben konnte; indessen siegte doch

zuletzt unsre Beredsamkeit, und wir erhielten die Erlaubniß, den Gang in Begleitung unsers Führers zu wagen. Ich gestatte mir, vorher dasjenige wörtlich anzuführen, was die gewandte Feder des Dr. Ebel über diesen bedenklichen Gang sagt, nämlich: „Der Eingang in den Schlund bildet eine Naturszene, die in der ganzen Schweiz und vielleicht in Europa einzig ist. Die lebendigste Phantasie kann den Eingang in die Hölle nicht gräßlicher malen, als die Natur ihn hier gebildet hat. Durch den Schlund führt ein Bretterſteig, welcher dreißig bis vierzig Fuß über der Tamina hängt, die unter den Füßen des Wandrers wüthend zischt und tobt. Der Gang bis zur Quelle ist 600 bis 700 Schritt lang und erfordert eine Viertelstunde Zeit, weil man nur mit der größten Behutsamkeit gehen kann. Am Eingange ist der Schlund etwa 30 Fuß breit, wird aber mit jedem Schritte enger; die Seitenfelsen, die in mannichfachen Krümmungen gespalten und durchsägt sind, steigen zweihundert Fuß in die Höhe, neigen sich wie ein Dom gegen einander und sind da, wo sie vollkommen schließen, zweihundert und neunzig Fuß hoch. Ihr Gestein ist schwarzer Kalkstein mit weißen Spathadern. Das graue Licht, welches den Eingang noch verhüllt, geht tiefer in den dunkelsten Schatten über, und eine feuchte kühle Luft vermehrt das Schaudern des Wandrers. Bald kann man der überhängenden Felswände wegen nicht aufrecht gehen, bald ist man zu weit von ihnen entfernt, um sich mit den Händen anhalten zu können. Der Steg ist schmal, oft schlüpfrig, und bisweilen trennt nur ein einziges Brett von dem schwarzen Abgrunde der Tamina. Wer Muth und schwindelfreien Kopf genug hat, um diesen entsetzlichen Gang zu wa-

gen, muß trocknes Wetter dazu wählen, damit die Bretter des Steges nicht schlüpfrig sind, und am hellen Mittage langsam und bedächtig die Wanderung antreten. — Ueberall in diesem Schlunde sieht man die deutlichsten Spuren des seit Jahrhunderten die Felswände durchnagenden Stroms. An den Seitenwänden des Felsens gewahrt man viele durch das Wirbeln des Wassers hervorgebrachte Aushöhlungen, aber die merkwürdigste derselben liegt grade unter dem sogenannten Beschluß, worunter die Stelle verstanden wird, wo hoch oben die Felsen zusammenstoßen und einander berühren; diese Höhle ist die merkwürdigste und herrlichste Marmorgrotte, die man sehen kann. Selbst wer nicht bis zur Quelle selbst vordringen kann, wage sich wenigstens vierzig bis funfzig Schritt in den Schlund hinein, setze sich dort auf eine Wasserbank und schaue in das Höllenperspektiv dieses unterirdischen Schlundes. Bei hellem Himmel ist die Wirkung am außerordentlichsten, weil die hin und wieder eindringenden Lichtstrahlen das Grausende dieser Natur desto mehr hervorheben, und wenn mehre Personen, die sich bis zur Quelle vorgewagt hatten, von dort zurückkehren, so wird die Szene zum wahrhaften Höllenbilde; die in schwarzer Ferne sich bewegenden Schattengestalten glänzen dann an manchen Punkten plötzlich in Licht, um im folgenden Augenblick sogleich wieder in Schatten zu versinken."

Ob nach dieser Beschreibung wirklich Muth dazu gehörte, den „entsetzlichen Gang", wie Herr Dr. Ebel ihn nennt, zu wagen, möge der Leser selbst beurtheilen. Die Beschreibung ist poetisch und wahr, aber wenn man den „entsetzlichen Gang" nun wirklich gewagt hat, so

kommt — wenigstens dem Soldaten, der den Tod unter noch ganz andern Gestalten kennen gelernt hat — die Sache viel weniger halsbrechend vor, als die obige Beschreibung sie schildert, indessen möge Jeder darin seiner Ansicht folgen; es bleibt immer ein Wagstück, und wer sich nicht ganz taktfest fühlt, möge lieber es unterlassen, das ist mein Rath.

Unser Führer schritt rüstig voran, und wir folgten ihm Einer hinter dem Andern auf dem Fuße. Am Eingange des Schlundes hielt er uns folgende Anrede: „Blicken die Herren nur immer auf mich. Wo ich langsam gehe, da folgen Sie mir langsam und vorsichtig „nach; sehen Sie aber, daß ich schnellere Schritte nehme „oder gar laufe, so eilen Sie schleunigst mir nach, weil „wir dann an einer gefährlichen Stelle uns befinden, „wo das herunterstürzende Gestein leicht einen von uns „erfassen und in die Fluth werfen könnte.“ Nach dieser gewiß wohlgemeinten Warnung traten wir in den Schlund. Die Felsenwände stehen hier nahe an einander, rechterhand stürmt die Tamina dem Eintretenden brausend entgegen, und linkerhand berührt man fast den Felsen, der aber so glatt ist, daß man keinen Gegenstand findet, an den man sich halten könnte, was auf dem nur zwei Bretter breiten Gerüst sehr wünschenswerth wäre; ganz unbegreiflich ist es aber, daß sich kein Geländer an dem Gerüst befindet. Unwillkührlich biegt sich daher der Körper links, abwärts von der Gefahr, und wo es irgend nur möglich ist, klammert man sich an dem Gestein, um einigermaßen einen Stützpunkt gegen das Hinunterstürzen zu gewinnen. Wer zum Schwindel geneigt ist, kann und darf schlechter-

dings diesen Höllengang nicht unternehmen. Die nassen Bretter waren so glatt, daß man sich nur Schritt für Schritt darauf vorschieben konnte, denn ein freies Gehen war kaum möglich. Der Führer sah oft bedenklich nach oben, ob keine losgerissnen Steine durch die Felsenritzen in Anmarsch wären, während einzelne Schiefersplitter sowohl vor als hinter uns niederfielen, ohne jedoch einen von uns zu beschädigen. Durch andre Rizzen drang wieder der Regen in feinen Staubbächen, schlug uns in's Gesicht und durchnäßte unsre Kleidung. An den gefahrvollsten Stellen gab mir der Führer die Hand und wir überschritten sie im vollen Laufen, wie es verabredet war. So gelangten wir bis zum letzten Drittel des Schlundes, der sich über uns immer enger zusammenwölbte, bis wir den „Beschluß", wie Dr. Ebel ihn nennt, sehen konnten. Hier stand der Führer still, und sagte halb warnend, halb fragend: „Gehen wir „noch weiter? Ich denke nein!" Eine solche Warnung zu verschmähen, wäre um so mehr Tollkühnheit gewesen, da wir die Hauptsache gesehen und von der innern Beschaffenheit des Schlundes uns überzeugt hatten. Wir befanden uns jetzt an einer Stelle, wo die Felsenwand zufällig eine kleine Ueberdachung bildet, wo wir gegen herabrollende Steine geschützt waren und uns etwas ausruhten. Hier erzählte der Führer von den mancherlei Unglücksfällen, welche hie und da einen Besucher getroffen haben, und zeigte uns die Stellen, wo sie heruntergestürzt und für dieses Leben nicht wieder zum Vorschein gekommen waren. Der Augenblick — ich verhehle es nicht! — war schauerlich, und würde selbst den Leichtsinnigen zu ernsthaften Betrachtungen auffordern; denn den Raum, welcher hier zwischen Leben und Tod

liegt,

liegt, kann die kleinste Hand mit zwei Spannen ausmessen! — Von Zeit zu Zeit erschollen dumpfe Donnertöne wie ferne Kanonenschüsse, was ein Zeichen war, daß die Tamina große Felsstücke vor sich hertrieb oder vielmehr schleuderte. Diese Ausbrüche der Wuth des empörten Stroms gehören nicht zu den täglichen Erscheinungen, es war uns daher doppelt lieb, den Weg nach dem Bade in diesem tollen Wetter unternommen und den berüchtigten Gang in den Schlund gewagt zu haben; die Quelle selbst sahen wir freilich nicht, doch soll sich nach der Versicherung des Führers auch nichts Auffallendes daran knüpfen.

In das Haus zurückgekommen, setzten wir uns an das Küchenfeuer, um die erstarrten Glieder zu erwärmen und die durchnäßten Kleider zu trocknen. Eine Unsumme von alten Weibern, eins immer häßlicher als das andre, kreis'ten im Hause umher, denn sie haben hier zu bestimmten Tagesstunden ein Freibad, von den Kurgästen ließ aber Niemand sich sehen, deren Zahl sich überhaupt in diesem Augenblick auf fünf bis sechs beschränkte. Es giebt hier ein Herren-, ein Frauen- und ein Armenbad, außerdem Badekammern für die einzelnen Gäste, und endlich ein gemeinschaftliches Trinkhaus. Das letztere ist eine geräumige, mit Fliesen ausgelegte Halle; das Wasser fließt aus fünf metallnen Hähnen, hat aber einen ganz abscheulichen Geschmack und bringt auf den Gesunden die Wirkung wie jedes andre lauwarme Wasser hervor, nämlich eine Reaktion, welche der Anstand zu nennen verbietet. Bad und Brunnen sollen Heilmittel gegen Hypochondrie seyn, doch möchte man eher glauben, daß, wer noch kein Hypochonder ist,

es an dieser einsamen Stätte werden müßte; allein dies wird bestritten, ja die Bade-Chronik weiset nach, daß Menschen, die mit sich und der ganzen Welt zerfallen waren, hier Springinsfelde und Humoristen geworden sind.

Der Mittagstisch war mit schmackhaften Speisen frugal servirt, der Wein vortrefflich. Nach Tische trinkt man im Billardzimmer Kaffee und spielt eine Parthie, um sich Motion zu machen, wenn das Wetter keine Promenade im Freien gestattet. — So interessant der Besuch von Pfäfers auch für uns gewesen war, so machten wir doch, daß wir wieder wegkamen, wählten aber jetzt den Weg über die Felsen, um in Begleitung des Führers wenigstens die „Galandaschau" kennen zu lernen. — Da es noch stärker regnete und nebelte als am Vormittage, so fehlte leider! jede freie Umsicht und nur die Formen der Felsen ließen in dunkeln verworrnen Umrissen sich erkennen. Ein schmaler, scharfer, oben kaum drei Fuß breiter Felsenrücken trennt die Tamina von einem Parallelbache und konnte nur mit der größten Anstrengung erklettert werden; der Führer mußte mir dabei häufig die Hand reichen, denn der schmale Pfad war so steil und schlüpfrig und mit so vielem losen Steingerölle bedeckt, daß man keinen sichern Tritt hatte, glitt aber der Fuß aus, so war auch ein Sturz in den beiläufig sechshundert Fuß tiefen Abgrund unvermeidlich. An einigen Stellen mußte man sogar auf allen Vieren kriechen, denn der Fußsteig verengte sich zuweilen bis zur Breite von wenigen Zollen und senkte sich in steilen Terrassen abwärts. An allen Gliedern zitternd, und auf's Höchste ermattet von dem mühsamen Klettern, gelangten wir endlich bei einer kleinen Brücke auf den Haupt-

weg im Thale und entließen hier unsern gutmüthigen Führer, der sich durch Vorsorglichkeit und treuen Beistand ein wahres Verdienst um unsre Person und — man darf wohl sagen, um unser Leben erworben hatte.

Der Rückweg nach Ragatz war noch gräulicher als der Hinweg, die Kälte so empfindlich, daß die Hände am Regenschirme erklammten, die Zahl der natürlichen Wasserfälle hatte sich durch den unaufhörlichen Regen verzehnfacht, der Weg war an vielen Stellen ganz verschüttet, so daß wir über Felsentrümmer klettern mußten und dabei in Gefahr standen, jeden Augenblick von einem herabstürzenden Felsstück erschlagen zu werden. Die Straße selbst war zum Gießbach geworden, von einem Aussuchen der trockensten Stellen war nicht mehr die Rede und wir schritten nunmehr ununterbrochen bis an die Knöchel im Wasser, das in den Stiefeln wie in einem Pumpwerk bei jedem Tritt auf und nieder sich bewegte, und wobei das Bein den Druck- und Saugekolben abgab. Auch der Wassersturz der stürmenden Tamina hatte sich durch den Regen noch vermehrt und das Gebrüll der schäumenden Wellen einen Stärkegrad erreicht, der das Ohr erschütterte. Fast taub, todmüde und am ganzen Leibe triefend kamen wir gegen drei Uhr wieder in Ragatz an, wurden aber von der hübschen Posttochter mit den wallenden Locken für unsre rühmliche Ausdauer sehr belobt, doch der schönste Lohn lag in der Erinnerung an die erlebten Genüsse, welche grade durch die damit verbundnen Mühseligkeiten und Gefahren einen doppelten Reiz gewannen, ja ich wüßte keinen Preis, für den ich die Erfahrungen dieses Tages verkaufen möchte.

Die schwierigste Arbeit war jetzt, die nassen Stiefeln von den Füßen los zu werden, wobei einige Quadratzoll Haut draufgingen. Sämmtliche Kleidungsstücke wurden zum Bäcker, die Stiefeln aber zum Schuster geschickt, um sie auf den Leisten zu schlagen, und der Rest des Nachmittags im Bette bei einem traulichen Pfeifchen zugebracht, wobei wir die Erlebnisse des Vormittags plaudernd rekapitulirten und noch einmal im Geiste an uns vorüber gehen ließen, denn zum Schlafen war die Phantasie viel zu sehr aufgeregt.

Rheinübergang. — Via mala.

Gegen sechs Uhr Abends klärte das Wetter sich auf, die Wolken brachen sich und einzelne lichtblaue Stellen wurden am Himmel sichtbar. Aus dem Giebelfenster zu Ragatz überblickte man jetzt eine der schönsten Schweizerlandschaften, die man gleich hätte unter Glas und Rahmen bringen mögen. Zu beiden Seiten erhoben sich mächtige Gletscher, freundliche Dörfchen mit spitzen Kirchthürmen wurden bis dicht an die Schneelinie heran sichtbar, als ob der Konditor sie an die grünen Berge geklebt hätte, unter uns aber gaben die Dächer von Ragatz den Vorgrund zu dem Bilde ab. Ein köstlicher Punkt für den Landschaftszeichner!

Um sechs Uhr kam der Zürcher Wagen, der uns bis Chur aufnehmen sollte, und wobei ich so glücklich war, einen Platz im Kabriolet zu bekommen. Die Abfahrt verzögerte sich bis nach sieben Uhr, und es fing bereits an zu dämmern. In der nun folgenden Nacht erlebten wir eine kleine Probe von den Beschwerlichkeiten und zugleich von den Gefahren einer Schweizerreise bei ungünstiger Witterung, die wohl eine nähere Beschrei-

bung verdienen. — Das Wetter hatte sich von Neuem bezogen, ein gelinder Landregen setzte abermals ein und mit ihm eine rabenfinstre Nacht. Am Eilwagen befand sich keine Laterne. Der Rhein war ausgetreten und hatte das Thal in einer Breite von mehren hundert Schritten überschwemmt, die Pferde gingen bis an den Bauch im Wasser, und hatten — da die Straße nicht mit Bäumen eingefaßt ist — kein Merkmal für den Lauf der Chaussee, waren also lediglich auf die Gewohnheit angewiesen und das was man thierischen Instinkt zu nennen pflegt. Versagte derselbe seinen Dienst, wichen sie nur einen Schritt zu weit rechts oder links, so stürzte der Wagen in den Chausseegraben und in die Wasserfluth. — Kurz vor Zizers befinden sich zwei Brücken über den Rhein, welche die „Zollbrücken" heißen. Die erste derselben stand bereits unter Wasser und auf dem Punkt fortgerissen zu werden, die Fluth stieg mit jeder Sekunde. Der Zöllner war ungewiß, ob er unter diesen Umständen den Uebergang gestatten sollte, da die Wellen über die Brücke schlugen, schon einzelne Bohlen sich zu heben anfingen und der ganze Brückenkörper hin und her schwankte; allein die Energie des Kondukteurs drang durch. Einige Bauern mit Laternen mußten dem Wagen vorleuchten, die meisten Passagiere waren ausgestiegen, Zeit war nicht zu verlieren, die Gefahr wuchs riesengroß heran. Das Wasser hob unter unsern Füßen die Bohlen, aber das Gewicht des Wagens drückte sie wieder nieder, das Brückengeländer war längst von den Wellen zerstört, die Brücke ist überhaupt nur schmal und oft hatten die Räder nur wenige Zolle Bord. Dabei fiel der Regen in Strömen, die Kälte war empfindlich, die Finsterniß so groß, daß man im wahren Sinne

des Worts nicht Hand vor Augen sehen konnte. Ich erinnere mich nur eines einzigen nächtlichen Ueberganges, der mit ähnlichen Gefahren verknüpft gewesen wäre, nämlich bei Pontavaire über die Aisne im Februar 1814 auf einer von unsern Pionieren geschlagnen gebrechlichen Nothbrücke; hier bei der Rheinbrücke war die Gefahr augenscheinlich weit größer, da die andrängenden Fluthen die schwachen Pfeiler jeden Augenblick wegzureißen drohten, und unwillkührlich gemahnte die Szene an Bürgers Lied vom braven Mann, den hier der wackre Kondukteur repräsentirte, unterstützt von dem unerschrockenen und besonnenen Postillon. — Glücklich gelangten wir über die erste Brücke, welche zehn Minuten später auch wirklich durch den Strom weggerissen worden ist. Die zweite Brücke hatte noch nicht gelitten und setzte dem Uebergange keine Schwierigkeiten entgegen. — Jetzt traten Gefahren andrer Art ein. Theils war die Chaussee von herabgestürztem Steingerölle verschüttet, theils durch die Gewalt der Sturzbäche zerrissen worden und dabei zu beiden Seiten immer noch überschwemmt, so daß keine Spur von Straße zu sehen war. Die Durchbrüche in der Chaussee wurde man nicht eher gewahr, bis die Vorlegepferde hineinstürzten. Wäre es Tag gewesen, so würde wahrscheinlich Niemand diese Fahrt gewagt haben, so aber verbarg die Finsterniß die Gefahr. Auf einen Großbritannischen Passagier hatte sie indessen so mächtig eingewirkt, daß er aus dem Wagen sprang, sein Gepäck im Stich ließ und nach dem Zollhause zurücklief, als wir eben die erste Brücke überschreiten wollten. — Die Anordnungen von Seiten des Kondukteurs waren höchst verständig und zeugten von besonnenem Muthe und Geistesgegenwart. Er beorderte fünf Mann mit

Laternen, die in einem Gliede aufmarschirt dicht neben einander vor dem Wagen hergehen, die Tiefe der Durchbrüche sondiren und den Postillon von ihrer Form und Beschaffenheit benachrichtigen mußten, damit er den Wagen stets senkrecht in die Löcher hineingleiten ließ. Um diese Promenade, bis an's Knie im Wasser badend, beneidete sie Niemand, damit sie aber bei gutem Willen blieben, hatte ich schon in Zizers eine Subskription für sie unter den Passagieren eröffnet, die auch überall Anklang fand, weil in solchen Augenblicken selbst der Geizigste ein weites Herz bekommt. Es konnte daher den Leuten ein reicher Lohn verheißen werden, wenn sie uns glücklich durch diese Höllennacht führen und auf's Trockne bringen würden. Noch mehr Anerkennung gebührte aber dem unerschrocknen Postillon, der hier eine Dreistigkeit und Besonnenheit zeigte und eine Geistesgegenwart bewies, welche bewundernswürdig waren, und der allein wir es zu danken hatten, daß wir mit ganzen Beinen und unzerbrochnem Hals nach Chur kamen; hätte der leichtsinnige Schaffhausener Postillon uns gefahren, so würde ich wahrscheinlich der Mühe überhoben seyn, diese Zeilen niederzuschreiben. Auch die Bauern mit den Laternen zeigten sich von einer originellen Seite, denn sie schritten fröhlich und unter lustigem Singsang in ihrer nassen Bahn einher, als ob es ein Sonntagsspaziergang wäre, und dabei so flink, daß der Postillon auf den ebnen Stellen sogar Trab fahren konnte. Es war eine Freude, dieses muthige Schweizervolk in dieser Mordnacht zu beobachten, dem Postillon habe ich aber später noch auf eigne Hand ein Geschenk gegeben, so sehr hatte mich die Festigkeit und Sicherheit erfreut, mit der er seine Pferde führte, wenn die Bauern einen Durchbruch

signalisirten oder den Wagen über das herabgefallne Steingeröll hoben. Da ich im Kabriolet saß, so konnte ich das Alles ganz genau beobachten.

Gegen 11 Uhr Nachts kamen wir nach Chur. Der Postmeister war ein gar lieber, freundlicher Mann, bedauerte herzlich die Angst, die wir hatten ausstehen müssen, freute sich, daß Alles gut abgelaufen war, und ließ uns in das Gasthaus zum „Kreuz" führen, wo wir eine sehr gute Aufnahme für die Nacht fanden, denn man wollte den Eilwagen nicht früher expediren, bis Erkundigungen über die Beschaffenheit der Straße und Brücke bei Reichenau eingezogen waren.

Am andern Morgen um sechs Uhr sollte die Reise weiter gehen, allein der brave Kondukteur war erkrankt — wahrscheinlich durch die Anstrengungen dieser schaudervollen Nacht — und ein junger Postbeamter mußte seine Stelle vertreten, wodurch die Abfahrt sich etwas verzögerte. — Der Regen hatte noch immer nicht nachgelassen, der junge Rhein, der bei Chur sonst kaum zwanzig bis dreißig Schritt breit, sein Bett bis über zweihundert Schritt erweitert, glücklicherweise die Chaussee aber nicht zerstört. — Trotz des dunklen Wetters konnte man doch rechterhand den riesigen Galanda sehen, der sein weißes Haupt weit über 8000 Fuß in die Wolken erhebt. — Bei dem Dorfe Ems passirt man den Rhein auf einer schönen, aus einem einzigen Bogen bestehenden Brücke, und bald darauf den Vorder-Rhein auf einer eben so gebauten bei Reichenau, wo sich ein Schloß befindet, das eine schöne romantische Lage hat. Hier vereinigen sich die beiden Hauptquellen des Rheins. — Man passirt Bonaduz, eine römische

Kolonie, berühmt durch die Schönheit der romanischen Mädchen. Am Hinter-Rhein erhebt sich schroff und steil das alte Schloß Räzunß, jenseits liegen mehre Ruinen, die Straße läuft hier neben den nackten Felsen, und tief unten braust der tosende Rhein. Jeder Schritt bietet neues Interesse. — Hinter Cazis stürzt sich ein Bach — der Somma Prada — mit stürmischer Wuth von dem hohen „Heinzenberg" herunter und hat förmlich eingemauert werden müssen, damit er der Straße keinen Schaden bringen kann. — Jenseits liegt Hohen-Rhätien — auch Rialta genannt — auf einem Felsen. — Ein Fernblick in das „verlorne Loch" (trou perdu), als Vorbote der berüchtigten „Via mala", ließ das furchtbar schöne Schauspiel ahnen, dem wir entgegen fuhren. Das verlorne Loch ist ein schwarzer gähnender Schlund, dessen rechte Felsenwand weit über tausend Fuß hoch seyn mag.

Wir kamen nach Tüsis. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und an die Stelle des grau in grau gefärbten Himmels war die schönste azurfarbne Lichtbläue getreten. Glücklicher hätten wir es nicht treffen können, und beschlossen daher, den Weg durch die Via mala zu Fuß zu machen. Zuerst führt eine schöne steinerne Brücke über die schwarze reißende „Nolla". Wahrlich! es hat nicht wenig Muth dazu gehört, hier in diesen wilden Gründen eine Straße zu bauen, die gradezu den Felsen abgetroßt werden mußte, was nur mit den grenzenlosesten Schwierigkeiten geschehen seyn kann. Die Promenade gehörte zu den schönsten, und das vorangegangne Unwetter trug noch mehr dazu bei, die schauerlichen Reize dieser wilden Natur zu erhöhen. Fortwährend brauste der Rhein mit Donnergebrüll neben uns in sei-

nem tiefen engen Bette, der Regen hatte auch hier wie bei Pfäfers eine Menge natürlicher Wasserfälle erzeugt, an vielen Stellen hatten Erdstürze die Straße gesperrt, aber eine Menge fleißiger Hände waren bereits mit dem Aufräumen beschäftigt. Immer enger, immer wilder wurde das Felsenthal, die Chaussee steigt sanft aufwärts und gleicht bald nur noch einer schmalen Gasse mit himmelhohen Seitenwänden. Wendet man sich rückwärts, so fällt der entzückte Blick auf grüne lachende Fluren, auf den schönen „Heinzenberg" und das ganze herrliche Rheinthal — vorwärts aber da liegt die offne Hölle! — Der Hauptpunkt der Via mala — auf Deutsch die „schlechte Straße" genannt — ist eine durch den Felsen gesprengte Gallerie, etwa hundert Schritt lang und zwölf bis funfzehn Fuß hoch. Der Rhein bildet hier eine Kaskade, welche mit Donnergetöse über Stein und Felsmassen herunterstürzt. Sonst ist er ein frommes sanftes Kind, dieser junge Rhein; aber die Regenfluthen hatten ihn erzürnt und in einen Riesenjüngling verwandelt, der in seinem Jähzorn sich selbst nicht mehr kennt, so daß kaum noch die aufgeführten Schutzmauern — oft über hundert Fuß hoch — ihn zu zähmen vermögen! Links der furchtbarste Abgrund, rechts die senkrechte Felsenwand, zu deren Gipfel das Auge nur dann hinaufsehen kann, wenn man wie ein Vogel den Kopf zur Seite biegt: so ist der Hauptcharakter der Via mala. — In dieser furchtbaren Wildniß erwartet man keine Spur von wirthlichem Anbau, um so mehr ist man überrascht, in einem Einsprunge das Dörfchen Rongallo zu finden, das friedlich sich angesiedelt hat auf einem grünen Wiesenplätzchen mitten unter nackten Felsen, die es von drei Seiten zu umarmen scheinen. Obgleich die ganze

Straße die „Via mala" heißt, so kann doch dieser Punkt für das Ende derselben gelten. Hier fällt der alte Weg ein, der ehemals über die Berge geführt, und seiner unerhört schlechten Beschaffenheit wegen der Straße den Namen gegeben hat. Hier lauerten früher Wegelagrer auf den Reisenden, und wer ungeplündert durchkam, pries seinen Glücksstern; jetzt fährt man hier zu allen Tages- und Nachtszeiten mit vollkommner Sicherheit. Der Name entspricht der Straße nicht mehr, und sie sollte „Via bella" oder „Via dolce" heißen. Der wunderschöne, zwar nur acht Schritt breite Weg windet sich wie ein glatter Gürtel um die rauhen Felsen und grenzt linkerhand an den gähnenden Abgrund. Dreimal übersetzt hier die Straße das enge Bett des Rheins und jedesmal auf schönen steinernen Brücken von der kühnsten Anlage. An der ersten Brücke hatte sich tief unten im Schlunde Holz angesammelt, das von den Gipfeln der Felsen in den Rhein gestürzt war, und man gewahrte eine Anzahl Menschen — wahrscheinlich Holzdiebe — die furchtlos dabei umherkletterten und von der schwindelnden Höhe herunter wie Fliegen oder Käfer aussahen. Zuweilen hängen die Felsen ganz über dem Strom, so daß man nichts vom Wasser sieht, und nur durch das Donnergebrüll in der Tiefe sein Daseyn erfährt; an andern Stellen, wo es wieder zu Tage tritt, haben sich unzählige kleinere oder größere Kaskaden gebildet, die, wenn die Sonne sie bescheint, in den bunten Farben des Regenbogens spielen. — Außer dem „verlornen Loch" haben noch andre bedeutende Sprengungen vorgenommen werden müssen, welche den Namen „Gallerien" führen. Alle diese Bauten sind meisterlich ausgeführt, aber die dritte und letzte Rheinbrücke auf der Via mala

setzt der architektonischen Kühnheit die Krone auf. Von jetzt an bleibt die Straße auf dem rechten Ufer des Stroms, das Thal nimmt einen mildern Charakter an und wird sogar auf kurze Strecken anmuthig. Man gelangt nach Zillers. Hier wird der Anbau häufiger, doch bald darauf fällt die Gegend in ihre vorige Wildheit zurück, und der Rhein, der schon sanfter zu fließen anfing, wird wieder rauschend. — Ich erachte die Via mala für eine der schönsten Parthien auf dieser Tour, und wer das Groteske liebt, wird in Verzückung gerathen. Ein junger Engländer, der von Chur mitgefahren war, hatte die Via mala zum Ziel seiner ganzen Reise gesetzt, und drehte mit den Worten wieder um: „Jetzt habe ich genug gesehen, Schöneres kann doch nicht mehr kommen." Der meiste Genuß auf der Via mala liegt in dem grellen Kontrast, den ich schon oben angedeutet habe: Hinter sich den Himmel — vor sich die Hölle! — Wundersam herrlich ist der Anblick der Schneeberge, wenn die Sonne sie bescheint; aber der Glanz ist so stark, daß er das Auge verwundet.

In Andeeren wurden die Pferde gewechselt. Hier hatte der Rhein große Verwüstungen angerichtet, die gemauerten Buhnen, welche der Ewigkeit Trotz boten, zerstört, das Thal überschwemmt und mehre Häuser glatt weggerissen, so daß keine Spur mehr davon zu finden war. Das Wetter mußte hier mit schrankenloser Wuth getobt haben, das sah man an den herabgestürzten Felsblöcken und Waldbäumen. — Der Weg steigt jetzt in langen Serpentinen und das Gefüge des Steins bildet wunderliche Gestaltungen, die den Geognosten gewiß auf's Höchste interessiren würden. Diese Serpentinen,

Schläge oder Zickzacks, wie man sie nennt, sind meisterhaft geführt, und die Gewalt der Elemente hat dem Bau bisher nichts anhaben können. — Auf der Höhe steht ein kleines Bergwerk; hier fanden wir den ersten Schnee am Wege liegen, und die zunehmende Kälte gab den fühlbaren Beweis, wie hoch wir uns befanden. — Das Thal heißt das Schamserthal, ein einzelner sich auszeichnender Felsen aber der Rofla, dafern mir diese Namen richtig genannt worden sind. Der Rhein, der allgemach den Charakter eines kleinen Wildbachs angenommen hatte, erschwoll noch einmal zum mächtigen Bergstrom und bezeigte sich ungebehrdig, plötzlich aber wie durch Zauberschlag geht er in ein stilles ruhiges Wässerchen über, dem Niemand die entsetzliche Gewalt zutrauen würde, von der wir gestern und heute Zeuge gewesen sind. — Man gelangt zu einem kleinen Bergkessel, und der Rhein, der kurz zuvor noch tief unten im Abgrunde tobte, floß auf einmal spiegelglatt in flachen Ufern mit uns in einerlei Höhe, ein Naturspiel, das näher zu untersuchen leider! keine Zeit vorhanden war. — Gegenüber liegt das Dorf Suwers, wohin eine wunderschöne steinerne Kommunikationsbrücke führt, und zum letztenmal überschreitet man den Rhein kurz vor dem Dorfe Splügen. Allmälig fangen die Bäume an, dünnstämmig zu werden, das Laubholz verschwindet, man trifft nur noch Lärchen- oder Fichtenbäume, der Schnee wird häufiger, und wiederum ist es der schnelle Wechsel, der Kontrast, der hier einen eigenthümlichen Reiz gewährt. Sommer und Winter liegen hier brüderlich neben einander, nämlich kleine krause Schneeflächen mitten auf grünen duftigen Wiesenmatten.

Splügen. — Eintritt in Italien.

Das Dorf Splügen, am Fuß des Berges gleiches Namens, ist ein ganz nett gebauter Ort, mit schönen zweistöckigen massiven Häusern; hat eine hübsche Kirche, und könnte immer für ein Städtchen gelten. Wir stiegen im „Bodenhause" ab, nahmen hier ein Mittagbrod ein, das in Deutschland ein glänzendes Diner gewesen wäre, und tranken zum erstenmal Veltliner Wein, der in weißen Karaffen aufgesetzt wird, und von dem jeder Gast so viel trinken kann als ihm beliebt, weil die Bezahlung mit im Kouvert liegt. Für dieses ausgezeichnete Mittagbrod von wenigstens acht Schüsseln, mit Kuchen, Dessert und Wein, bezahlt man in einer Höhe von vielen tausend Fuß über dem Meere einen einzigen Gulden Konventionsmünze, oder 21 Preußische Silbergroschen, und kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Wirth zum „schwarzen Adler" in Braunsberg, und viele Andere seines Gelichters, nach Splügen reisen möchte, um vor seiner eignen Unverschämtheit erröthen zu lernen.

Der Eilwagen nahm von hier die Tour über den „Bernhardin" nach „Bellinzona" und dem „Lago Mag-

giore", ich aber hatte die Absicht, die neue Splügenstraße kennen zu lernen, und daher mußten wir uns nach einem andern Fuhrwerk umsehen. Auf Reisen mischt häufig ein günstiger Zufall die Karten und führte uns hier einen Mann zu, der uns beim Eintritt in Italien sehr nützlich gewesen ist und durch seine große Gefälligkeit sich den gerechtesten Anspruch auf unsre Dankbarkeit erworben hat. Es war dies ein Herr v. Salis-Soglio, der Verwandte in Preußen hat und in Geschäften nach Chiavenna reiste. Da er hörte, daß wir Preußen wären, bot er uns mit großer Bereitwilligkeit seine Dienste an, was um so willkommner war, da er fertig Italienisch sprach, während wir kaum die Namen der unentbehrlichsten Bedürfnisse aus dem „Kriegsdolmetscher" der Herren W. Förster und L. Schneider uns angeeignet hatten, ein Buch, welches mit vielen andern sogenannten „faulen Knechten" die Eigenschaft gemein hat, daß es Alles enthält, nur leider das nicht, was man grade braucht. — Herr v. Salis war so gütig, bei dem Wirth ein kleines Wägelchen zu akkordiren, das uns gemeinschaftlich über den Splügen und nach Chiavenna bringen sollte, und ein Augsburger Professor mit Namen della Torre, ein sehr unterrichteter liebenswürdiger Mann, war ebenfalls von der Parthie.

Nachmittags gegen vier Uhr verließen wir das Dorf Splügen, das noch anderthalb Meilen von dem Gipfel des Bergpasses entfernt liegt, und den man deshalb auch noch nicht sehen kann. Die Lage des Dorfes kann völlig unwirthlich und freudenlos genannt werden, die Vegetation ist kümmerlich, der Schnee liegt fast das ganze Jahr über auf der kahlen Flur und in den Stu-

ben

den muß Winter und Sommer eingeheizt werden. — Das Unwetter hatte hier auf der Höhe noch weit furchtbarere Verwüstungen angerichtet als in den tieferen Gegenden, die Brücke über den Rhein stand zwar noch, aber dicht hinter derselben war die Straße auf eine Strecke von tausend Schritten durch die Wasserfluthen vollständig zerrissen und mit Trümmern bedeckt. Das Wägelchen mußte deshalb einen weiten Umweg über eine Wiese nehmen, während wir zu Fuß über die Trümmer kletterten und wobei die mit Aufräumen beschäftigten Arbeiter uns hin und wieder die Hand reichen mußten, ja selbst mancher kühne Sprung mußte gewagt werden, bis wir die Höhe erreichten, wo der Wagen uns erwartete. Von hier an war die Chaussee völlig gangbar.

Der Regen hatte aufgehört, die schon im Sinken begriffene Sonne bildete hinter uns in den dunkelgrauen Wolken, welche immer noch drohend über dem schwarzen Rheinthale hingen, einen Regenbogen, den ich in solcher abgeschlossenen Gestalt und so scharf begrenzt noch niemals vorher gesehen zu haben mich erinnere. Der Rückblick in den schwarzen Abgrund des Thals und auf die zerklüfteten Felsen war einzig schön in seiner Art. — Die Chaussee steigt in langen Schlägen mäßig steil aufwärts, nach einer Fahrt von dreiviertel Stunden trifft man die erste durch den Felsen gesprengte Gallerie, funfzig Schritt lang, und eine halbe Stunde später verschwindet die letzte Spur von Vegetation. Einen uns ganz neuen Anblick gewährten einzelne zerrissene Wolkenschichten, welche die Berge queer zu durchschneiden schienen, wie mit einem Messer, so daß der Gipfel oben hinausragte; im Kleinen sieht man schon im Riesenge-

birge eine ähnliche Erscheinung, aber hier gewann sie durch die kolossalen Massen einen eigenthümlichen Reiz. Es wurde bitter kalt, wir näherten uns der letzten Höhe. Mit unendlicher Geschicklichkeit ist hier die Chaussee geführt, mehr als zwanzig Zickzacks liegen terrassenförmig einer über dem andern, so daß man, von unten hinaufsehend, eine förmliche Treppe von Rampen zu erblicken glaubt, welche durch Geländer sich bemerkbar machen. Immer noch gingen wir zu Fuß, da man es im Wagen vor Kälte nicht aushalten konnte.

Oben angelangt, befindet sich ein Rondeel, und hier steht der erste Oestreichische Doppeladler mit einer Tafel, woran die Worte: **Strada Doganale** (Zollstraße) zu lesen sind. Hier befindet sich die Grenze der Lombardei und der Anfang der berühmten Splügenstraße auf Oestreichischer Seite. Der Oestreichische Ober-Ingenieur Donegani hat den Bau dieser Straße geleitet, der Plan dazu ist aber vom General Campana, Chef des Mailänder topographischen Instituts, entworfen worden, wofür ihm der wohlverdiente Ehrentitel eines „Ritters vom Splügenberge“ zu Theil geworden ist. Diese Tafel steht 6500 Fuß über dem Meere, der eigentliche Gipfel liegt aber links neben der Straße und vielleicht noch über 1000 Fuß höher. Dieser Gipfel, so wie die Nebenberge, waren ganz mit Schnee bedeckt, der in der Abendsonne wie eine Haube von Krystall glänzte. Auf dieser Stelle pflückten wir einige sparsam hier sprossende Alpenblümchen, zum Andenken an den Splügen. — Von dem Rondeel an, wo die Tafel steht, führt die Straße sanft abwärts, ist aber so geschickt geführt, daß man im vollen Trabe herunterfahren kann, wenn man

die Vorsicht gebraucht, ein Rad zu hemmen. Bald darauf trifft man die erste Casa cantoniera an, zu Deutsch ein Schutzhaus für verlegne Reisende. Diese Schutzhäuser sind von Stein erbaut, haben wenig Einladendes und könnten eher Schmutzhäuser heißen.

Kurz vor sechs Uhr erreichten wir die Kaiserliche Mauth, deren Direktor ein sehr höflicher Herr war und geläufig Deutsch sprach. Um seinen Aufenthalt auf dieser unwirthlichen Höhe wird ihn Niemand beneiden. In der Mauthstube saßen hinter einem langen Tische zwei schreibende Ungeheuer, deren olivenfarbne Gesichter und pechschwarze Zottellocken, die ihnen bis auf die Schultern herabfielen, deutlich ihre italienische Abkunft verriethen. Es waren Zollschreiber und erinnerten an die Protokollführer des peinlichen Verhörs im „Don Juan". Unser Paß wurde von allen Seiten besehen, durchstudirt, in ein Buch eingetragen und von Neuem besehen, wobei man sich zu wundern schien, daß ein anständiger Mann in Deutschland als ein solcher und nicht wie in Italien als ein Vagabonde betrachtet wird, da noch nicht eine einzige Visa auf dem Paß vermerkt war. Mit den Pässen soll es im Oestreichischen folgende Bewandniß haben: Der Paß eines jeden Fremden, der die Grenze passirt, wird dort entweder vollständig oder im Auszuge abgeschrieben und mit der nächsten Post an die Polizeibehörde desjenigen Orts geschickt, wohin der Fremde sich seinen Paß hat visiren lassen, wodurch er dort bereits signalisirt ist, bevor er noch das Ziel erreicht hat, und so geht es von Ort zu Ort, bis wieder zum Lande hinaus. Dieses Verfahren soll auf reinem Wohlwollen beruhen, damit der Fremde, falls er seinen

Paß verliert, in der ersten besten Stadt sein eignes Signalement wieder erfahren kann. Es geht doch nichts über polizeiliches Wohlwollen! — Mit der Visitation unsers Gepäcks kamen wir auf dem Splügen gut weg, da Herr v. Salis, der hier bekannt zu seyn schien, vermittelnd einschritt; man beschränkte sich, uns das Ehrenwort abzufordern, daß wir keine Kontrebande bei uns hätten. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Formalitäten beseitigt und wir konnten unsern Weg fortsetzen.

Das Wasser hatte die Brücke hinter der Mauth zerstört, der Wagen mußte einen Umweg durch den Bach nehmen, während wir über die Brückentrümmer kletterten. Jenseits steht eine zweite Casa cantoniera, worin in der vorigen Nacht die Passagiere des Eilwagens Quartier hatten nehmen müssen, weil man im Dunkeln den Wagen nicht über den Bach schaffen konnte. Hinter der Casa liegt der Anfang eines furchtbaren Felsenthales, an dessen Rande die Chaussee sich hinabwindet. Man fährt durch eine 300 Schritt lange Gallerie, welche durch gemauerte Bogenfenster ihr Licht erhält, und erstaunt über die Solidität und Schönheit dieser Riesenarbeit. Unser Kutscher wollte Campo dolcino gern noch bei Tage erreichen, und fuhr wie unsinnig, so daß wir ihn um Gotteswillen baten, wenigstens um die scharfen Ecken der Serpentinen langsam zu fahren, weil hier der Wagen jedesmal gegen das Geländer geschleudert wurde, und wenn dasselbe brach, ein Sturz in die bodenlose Tiefe die unausbleibliche Folge gewesen wäre. Die Abgründe, an welchen hier die Straße entlang führt, sind wahrhaft grausig, und wenn man hinunterblickt, so

sträubt sich unwillkührlich das Haar auf dem Haupt. — Erst bei dem dritten Schutzhause zeigt sich wieder lebendiges Pflanzenleben, bis dahin war Alles kahler Berg oder nackter Felsen. Erst wenn man den Splügen mit eignen Augen gesehen hat, kann man sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, mit denen die Franzosen im Jahre 1800 bei ihrem Uebergange zu kämpfen hatten, wo noch keine gangbare Straße existirte, und unter Andern die dreißig Dragoner, welche die Avantgarde machten, von einer herabstürzenden Schneelawine in den Abgründen begraben worden sind. Die Kälte muß entsetzlich gewesen seyn, da der Uebergang im Monat Dezember Statt fand. — Hinter der letzten Casa liegen drei Gallerien in geringen Abständen, die dritte ist beinahe 500 Schritt lang und wird durch riesenmäßige Schutzmauern gestützt, welche mehre hundert Fuß senkrecht aufgeführt werden mußten, um der Straße Sicherheit und Haltung zu geben. Wo der Felsen hart genug ist, bildet er das natürliche Gewölbe der Gallerien, aber häufig haben diese Gewölbe auch künstlich erbaut werden müssen. — Bei einer vierten Gallerie befindet sich ein mächtiger Wasserfall, leider aber begann es schon zu dunkeln, so daß nur die ungefähre Form sich erkennen ließ; er stürzt mehre hundert Fuß hoch herunter, man hört schon von weitem ihn brausen, und er gehört gewiß zu den schönsten Naturschauspielen, was auch Herr v. Salis bestätigte. — Ueberblickt man sämmtliche zur Splügenstraße gehörende Arbeiten, so fehlen Worte, sie zu beschreiben; man fühlt sich von Erstaunen hingerissen, von Bewunderung durchdrungen, der Bau der Via mala wird zum Kinderspiel, und der menschliche Geist steht in seiner Riesenkraft verkörpert vor

uns. Und doch sollen diese kühnen gigantischen Bauten noch bei weitem durch die neu angelegte Kunststraße über den Stilfio — Wormser Joch — übertroffen werden, die an Grandiosität alles bis dahin Bekannte überbieten.

So geschickt auch die Splügenstraße geführt ist, so hat doch die Erfahrung gezeigt, daß sie durch Lawinen und sich ablösende Eismassen großen Beschädigungen ausgesetzt ist, und deshalb ist sie — etwa eine Meile diesseits Campo dolcino — einer Korrektion unterworfen worden, wobei man einen Theil der Straße aufgegeben und eine zweite angelegt hat, die aber bis jetzt noch nicht befahren worden war. Aber das gestrige Unwetter hatte das Uebertreten einiger Gebirgswässer bewirkt, welche die Straße überschwemmt und einige Brücken weggerissen haben. Man hatte daher heute die korrigirte Chaussee geöffnet und wir die Ehre, sie zuerst zu befahren, leider aber auf Kosten von Pferden und Wagen, die auf der frischen Kiesbeschüttung nicht wenig mitgenommen wurden und worüber obenein die kostbare Zeit verstrich, da nichts Andres als Schritt gefahren werden konnte.

Um halb acht Uhr — es war mittlerweile ganz finster geworden — kamen wir nach Campo dolcino, dem ersten italienischen Dorfe, deren Bewohner ein Patois sprechen, das selbst geborne Italiener nur mit Mühe verstehen können. Herr v. Salis schien auch hier gut bekannt zu seyn, machte den Dolmetscher und bestellte ein Abendbrod, während die Pferde gefüttert wurden. Das Wirthshaus war eine gewöhnliche Dorf-

schenke, zwar nicht von den reinlichsten, aber bei weitem nicht so schmutzig, wie wir erwartet hatten, selbst das Tischzeug war propre und das Essen schmackhaft. Bei dieser Gelegenheit will ich feierlich erklären, daß ich weit davon entfernt bin, in den Ton des Herrn Nicolai einzustimmen und Alles in Italien zu tadeln, was von unsern Sitten und Gebräuchen abweicht; aber eben so auch, daß ich treu und gewissenhaft erzählen und nichts verschweigen will, was Unbehagliches und Verdrießliches in diesem Lande uns begegnet ist, oder was den öffentlichen Anstand verletzt, also Rüge verdient. Auf diese Weise hoffe ich meinen Landsleuten nützlich zu werden, und zugleich jeden Schimmer von Partheilichkeit zu vermeiden, sey es zu Leide, sey es zu Liebe eines Landes, das so verschiedenartige Beurtheilungen erfahren hat. Erwarten aber die „Junker Hänse" deshalb nicht einen hesperischen Lobgesang von mir zu hören, zu dem ich meine deutsche Feder niemals herabwürdigen werde.

Um in der Dunkelheit desto sicherer fahren zu können, borgten wir uns von dem Wirth eine Laterne, die uns auch sehr nützlich war, denn wir begegneten vielen Karren, weil man in Italien der kühlen Nächte wegen lieber des Nachts reist und am Tage ausruht. Der Himmel prangte mit einer wahren Sternenpracht, die Luft war mild und warm, die Nacht einzig schön und im grellen Kontrast mit der gestrigen naßkalten stürmischen. Anfänglich sahen wir in jedem Wandrer einen Räuber mit gezücktem Dolche, weil es einmal Mode ist, die italienischen Straßen für unsicher zu halten; doch sind diese bösen Gerüchte wenigstens an uns nicht in Erfüllung gegangen.

Nachts elf Uhr kamen wir nach Chiavenna, wo noch Alles auf den Beinen war. Im Wirthshause bei Herrn Konradi fand sich der vielen Fremden wegen kein Unterkommen, was der Wirth — von Geburt ein Deutscher — in gebrochnen Lalltönen, die von einem sehr aufgeregten Zustande zeugten, innigst bedauerte; doch auch hier schaffte die unermüdliche Gefälligkeit des Herrn v. Salis Rath, der uns in einem Privathause unterbrachte, wo wir in einer ziemlich geräumigen Stube ein gemeinschaftliches Biwak bezogen. Der Eigenthümer schien ein wohlhabender Mann zu seyn, und dennoch hatte die Ausstattung des Hauses einen ärmlichen oder richtiger gesagt einen liederlichen Anstrich. In den Tischen fehlten die Schubladen, aus den Waschschüsseln waren Stücke herausgebrochen, nicht zwei Wirthschaftsgeräthe waren von der nämlichen Form, die Spiegel seit undenklichen Zeiten nicht gereinigt; kurz, bei einem deutschen Bürger hätte mehr Ordnung geherrscht. Allein die Freundlichkeit der Leute ließ jeden Mangel gern übersehen, und was Hände hatte, war beschäftigt, unsre vier Lagerstätten zu bereiten. Mit der größten Vorsicht untersuchten wir die Betten nach Skorpionen oder gewissen Hausthieren, vor denen Herr Nicolai so wohlmeinend warnt, aber es fand sich nichts Verdächtiges, und ungewiegt, aber auch ungestört, schliefen wir nach den Anstrengungen der beiden letzten Tage sanft bis zum hellen Morgen. — So war denn der erste Schritt in Italien geschehen, und zwar von keiner Unannehmlichkeit begleitet; doch schon am folgenden Tage wurde die Nemesis wach.

Chiavenna ist eine kleine, ganz gewöhnliche Stadt mit so engen Straßen, daß man sich aus den gegenüber-

stehenden Fenstern beinahe die Hand reichen kann. — Nach dem Frühstück erlebten wir eine drollige Szene mit einem Barbier. Derselbe verrichtete sein Amt mit ächt spanischer Grandezza und einer Langsamkeit, die den Ungeduldigen zur Verzweiflung bringen konnte. Sein Handtuch hatte er auf einen Nebentisch gelegt, ging nach jedem einzelnen Messerstrich dort hin, um sein Werkzeug abzuwischen, und fuhr damit, ohne sich irre machen zu lassen, taktmäßig fort; ja wäre er flinker dabei gewesen, so würde er einem Eichhörnchen geglichen haben, das im Rade hin und her springt, und da er uns alle Vier zu bedienen hatte, so verging darüber eine volle Stunde.

Der Zufall hatte es gefügt, daß ein Vetturin aus Colico piano heute morgen dahin zurückfuhr und uns mitnehmen konnte, wobei wiederum Herr v. Salis den Dolmetscher machte. Leider verließ uns hier dieser dienstfertige Freund, aber Professor della Torre fuhr noch bis Colico mit. — Unser freundlicher Wirth hatte uns eine auffallend billige Rechnung gemacht, und selbst das Dienstmädchen konnte erst nach langer Weigerung bewogen werden, ein Trinkgeld anzunehmen.

Comer-See.

Beim heitersten Wetter verließen wir Chiavenna Morgens sieben Uhr. Der Weg ist auch hier eine gute Chaussee, und zwar mit ächten Kastanienbäumen eingefaßt. Man fährt in einem prachtvollen Felsenthale über mehre Dörfer bis Riva, das durch seine bösartigen Fieber berüchtigt ist, und weshalb auch kein Fremder hier zu übernachten pflegt. Die Lage des Orts an einem faulen, stinkenden See voll schmutzigen Wassers, und die bleichen, erdfahlen Gesichter der Einwohner, bestätigen die Wahrheit des Gerüchts. Die Häuser in den Dörfern sind von Bruchsteinen erbaut und ohne Abputz, was ihnen ein trauriges Ansehen giebt, und haben durchgängig platte Dächer. Die Dörfer selbst sind winklig und wenig ansprechend. Eigenthümlich sind die großen fetten Schweine von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe, aber mit aalglattem Haar. — Vor dem eigentlichen Comer-See liegt der kleine (Laghetto), von allen Seiten mit Felsen umschlossen, welche mit frischgefallnem Schnee bedeckt waren, als Folge des kalten Wetters der beiden letzten Tage. — Bei Nowate stürzt sich ein ganzes Nest von Wildbächen — Torrenten — von der

linken Seite in den See, deren steiniges Bett durchfahren werden muß, während für die Fußgänger hölzerne Laufbrücken angebracht sind. Hierauf geht die Straße in einen langen Damm über, ist hin und wieder durch die Felsen gesprengt und berührt das zerstörte Kastell Fuentes, da wo die Straße im Addathale über Sondria und Bormio nach dem Stilfser Joch abgeht. Dieses Kastell liegt auf einem zur Straßensperre gut geeigneten Punkte und hat auch in den Revolutionskriegen dazu gedient, ist aber später zerstört und von den Oestreichern nicht wieder hergestellt worden. Hier fällt ein höchst romantisches Felsenthal ein, in welchem die Adda fließt. Die Brücke über diesen Fluß ist zwar nur von Holz, aber sehr zierlich gebaut, etwa 200 Schritt lang, jedoch nur schmal. Von der Brücke hat man den ersten bezaubernden Blick auf den Comer-See.

Um zehn Uhr waren wir in Colico piano, einem kleinen Marktflecken hart am See belegen, und hier verließ uns auch der zweite angenehme Reisegesellschafter, so daß wir von nun an auf uns selbst und die sparsamen Brocken Italienisch angewiesen waren, die wir bis dahin aufgeschnappt hatten. — Am Hafen angelangt, sahen wir uns von einigen und vierzig zerlumpten Schiffern umringt, welche nach der Ehre geizten, unsre Bagage abzuladen und uns nach Domaso überzusetzen; denn man hatte uns gesagt, daß das Dampfboot von Como abwechselnd einen Tag bei Domaso und den andern bei Colico anlegte, um Passagiere einzunehmen, und daß heute der Tag von Domaso wäre. Um der Zudringlichkeit der Schiffer zu entgehen, bediente ich mich eines Denkspruchs, mit dem Herr v. Salis uns

als Nothruf bekannt gemacht hatte, nämlich: **Va al diavolo biribante!** (Geht zum Teufel, Spitzbuben!) und dieser Spruch wirkte sogleich wie eine Zauberformel auf das Gesindel. Nächstdem bezeichnete ich einen alten Schiffer, dessen Züge noch Spuren ehemaliger Redlichkeit verriethen, mit den Worten: „Du sollst uns fahren!“ worauf die Menge zerstob und von dem Sieger mit schallendem Hohngelächter verfolgt ward. Eingedenk der Warnung Nicolai's, in Italien über jede Dienstleistung vorher zu akkordiren, fragte ich nach dem Preise der Ueberfahrt; es war aber nicht möglich, eine bestimmte Antwort zu erlangen; so zeigte ich denn dem Schiffer 2 Zwanziger und sein beifälliges Kopfnicken vertrat die Stelle der Unterschrift des Kontrakts.

Die Ueberfahrt nach Domaso gehört zu den schönsten Genüssen, besonders bei heiterm windstillen Wetter. Der See hat eine herrliche tiefgrüne Farbe, seine Ufer sind mit Dörfern, Landhäusern und Weingärten malerisch bekränzt und rund um von hohen Bergen eingeschlossen, an deren grünen Wänden wieder andre Dörfer, Häuser und Häuserchen bis an den Gipfel angeheftet sind, ein Anblick, den keine Laterna magika schöner darzustellen im Stande ist. Da es sehr heiß war, so lag ein zitternder Duft wie ein dünner Flor über dem See und seiner Einfassung, wodurch das Bild einen feenhaften Charakter bekam; mit einem Wort, es geht nichts über diese Lustfahrt, welche viel zu früh für unsere Wünsche endete. — Die Lage von Domaso selbst, das unmittelbar vom See bespült wird, kann nicht reizender seyn. Man nennt diesen Ort ein Dorf, aber die schönen hohen Häuser und Landsitze geben ihm das An-

sehen einer allerliebsten Stadt. Im Gasthofe zur „alten Post“ stiegen wir ab, und wollten die Schiffer entlassen, diese versicherten aber, es gehöre zu ihrer Verpflichtung, die Fremden bis an das Dampfschiff zu fahren, das um zwölf Uhr erwartet würde, und so ließen wir das Gepäck in der Barke und einer der beiden Fährleute blieb dabei als Wache. Da die Barke ein rothes Fähnchen führte, wie es auf dem Rhein die Kähne führen, welche im Dienst der Dampfschiffe stehen, so hatten wir nichts Arges, wurden aber, wie der Leser bald erfahren wird, das Opfer des deutschen Vertrauens und der italienischen Verschmitztheit.

Die Wirthin fragte mit einer Freundlichkeit, die etwas zu hingebend war, um natürlich zu seyn, was wir zu Mittage beföhlen, worauf ich die Speisekarte forderte, aber eine ausweichende Antwort erhielt, mit dem Versprechen, ein schmackhaftes und billiges Mittagbrod zu serviren, mit dem wir gewiß zufrieden seyn sollten. Der Ton war so einschmeichelnd, so ehrlich, daß wir auch in diese Falle gingen und einstweilen, bis das Essen fertig war, uns auf dem Balkon des Hauses setzten, von dem man eine wunderschöne Aussicht auf den See, die Uferberge und das gegenüberliegende Colico hat. — Jetzt rief das Schänkmädchen zum Essen. Es war eine unschöne olivenfarbne Italienerin, welche, der Landessitte gemäß, einen Stab mit zwei großen Kugeln von verzinntem Blech in den pechschwarzen Haaren trug; aber diese Haare entsprachen der Zierde nicht, denn sie waren struppig, voll fremder Gegenstände und verriethen deutlich, daß sie seit Wochen nicht mit dem Kamm verkehrt hatten. Von diesem Augenblick an sind mir

diese Kugelstäbe widrig geworden, da fast jede gemeine Italienerin sie trägt, und beinahe alle unter gänzlicher Vernachlässigung des Haarputzes, der doch des Frauenzimmers schönste Zierde ist. — Tischzeug, Messer und Gabeln waren unreinlich, das Essen ein zusammengekochtes zweideutiges Gemisch, das wir aus Ekel kaum berührten, nur die Weintrauben waren vortrefflich und der Wein gut. Als wir nach der Rechnung fragten, forderte die Wirthin das Dreifache des üblichen Preises, und da wir nicht akkordirt hatten, so mußten wir ihn bezahlen und die Wirthin strich katzenfreundlich das Geld ein mit der spöttischen Bemerkung, wir möchten doch ja recht bald wieder vorsprechen.

Die Schiffer — denen ich eine Flasche Wein hatte geben lassen — benachrichtigten uns, das Dampfschiff sey im Anzuge, und wir eilten in unsre Barke. Unter dem Bord des Schiffs angelangt und etwa noch fünf Schritt von ihm entfernt, wollte ich die akkordirten zwei Lire bezahlen, die Schiffer forderten jetzt aber deren zwölf, unter dem Androhen, Beschlag auf unser Gepäck zu legen, wenn wir sie nicht entrichten würden. Ich rief zwar den Kapitain zu Hülfe, dieser aber zuckte die Achseln, und nach einem unentschiednen Wortgefecht blieb nichts übrig, als die zwölf Lire zu bezahlen, da hier keine Zeit zu verlieren war. Mittlerweile hatten eine Anzahl Barken, theils mit Passagieren, theils mit Obstverkäufern das Schiff umlagert, es sah aus, als ob das Schiff geentert werden sollte, und das Drängen der Passagiere, um einander den Vorsprung abzugewinnen, das Geschrei der Verkäufer und die Flüche der Schiffer machten die Szene noch natürlicher; in einem Seetreffen

kann es nicht ärger hergehen, so daß wir froh waren, endlich festen Fuß am Bord zu fassen, ohne von unserm Gepäck etwas einzubüßen. Mit der musterhaften Ordnung, die bei der Rhein-Dampfschifffahrt herrscht, stand ein solches Verfahren allerdings im grellen Kontrast.

Als die Maschine sich in Bewegung setzte, nahm das Schiff die Richtung nicht nach Como, sondern auf Colico, um auch dort Passagiere einzunehmen. Dies war also der dritte Betrug, den wir an diesem Tage erfuhren, und nach Verlauf einer halben Stunde sahen wir uns richtig wieder auf demselben Fleck, von dem wir am Vormittage abgefahren waren. Ich weiß nicht, ob das Gefühl, angeführt zu werden, einem Jeden so unangenehm ist wie mir; aber das weiß ich, daß, wer von heftigem Temperament ist, um's Himmels willen nicht nach Italien reisen muß, weil die mannichfachen kleinen Betrügereien viel Aufregendes haben. — Bemerkenswerth war es, daß alle Passagiere ohne Ausnahme Billets zum zweiten Platz genommen hatten und der erste Platz ganz leer war, vermuthlich weil dieser durch Bequemlichkeit oder Reinlichkeit sich nicht auszeichnete und jener bedeutend billiger war.

Unter den Passagieren befanden sich mehre Landsleute, unter Andern zwei junge altdeutsche Musensöhne aus Westpreußen mit langen Haaren, offnem Hemdekragen und gelbem Flauschrock. Den armen Jungen war es noch schlimmer ergangen als uns; sie hatten wie wir die Fahrt bis zum Schiff mit zwei Lire akkordirt, mußten aber funfzehn bezahlen, weil die Schiffer mitten auf dem See die Ruder niedergelegt und das Weiterfahren ver-

weigert hatten. Das Uebelste bei solchen Imposturen ist, daß keine Reklamation möglich ist, weil es an Gesetzen fehlt und die freche Willkühr ungestraft schalten und walten kann. — Die andern Landsleute waren ein Pommerscher Gutsbesitzer mit Gemahlin, die von Mailand aus eine Exkursion nach dem Comer-See gemacht hatten, um sich die berühmte Villa Sommariva zu besehen. Sie schwammen in Seligkeit über Alles was italienisch hieß im Gegensatz zu dem armseligen Deutschland. Ich habe diese Gattung von Leuten schon früher mit dem Namen „Junker Hans" belegt, und blos hinzuzufügen, daß jetzt noch ein „Fräulein Gänschen" dazu gekommen war.

Unser Dampfschiff hieß der Lario, war winzig klein, recht schmutzig und schwach an Kraft, da die Maschine nur aus einem Kolben bestand; zum Ueberfluß hatte man noch zwei andre Schiffe an das Schlepptau genommen und die Fahrt ging so langsam, daß ein guter Schwimmer ohne Mühe hätte nebenher schwimmen können. Dem Vernehmen nach will die Regierung nach Ablauf des Pachtkontrakts die Dampfschifffahrt auf dem See selbst übernehmen, und dann wird hoffentlich die Sache eine bessere Einrichtung erhalten. — Das Schiff ging ziemlich nahe am rechten Ufer den See herunter, wodurch man die zahlreichen allerliebsten Landhäuser sich ganz in der Nähe besehen konnte. Es ist jammerschade, daß der Italiener so wenig Sinn für Ordnung und Reinlichkeit hat; so z. B. zeigten selbst an den schönsten Landhäusern die ins Braungelbe spielenden Streifen, welche aus den Marmorfenstern senkrecht an der Mauer hinabliefen, daß man aus Bequemlichkeit allerhand

hand Flüssigkeiten diesen Naturweg hatte nehmen lassen. Auf meine Frage an die blonde Landsmännin, ob man in Pommerland vielleicht diese Mode nachmachen würde, um sich die italienische Kultur anzueignen, mußte sie freilich die Antwort schuldig bleiben. — Die Villa Sommariva ist — abgesehen von den braungelben Fensterstraßen — wirklich ein prachtvolles Gebäude, und die Terrassengärten von Tremezzo zeichnen sich durch ihre wunderherrliche Anlage aus. Zahllose Häuserchen bedecken, wie schon bemerkt, die grünen Bergwände, und ganz oben stehen kleine Kapellen, wohin fromme Büßer und Büßerinnen wallfahrten, wenn die Sündenfluth bei ihnen überzulaufen droht. Hätte das Schiff nicht so unerträglich langsam die dunkelgrüne Fluth durchschnitten, so würde die Fahrt nach Como zu den schönsten und angenehmsten gehört haben.

Auf dem Schiff befand sich zufällig auch der Postmeister oder Posthalter von Como, der gebrochen Französisch sprach. Er hörte, daß wir noch in dieser Nacht nach Mailand wollten, und da der Eilwagen Punkt halb acht Uhr dahin abginge, wir aber Como auf keinen Fall vor acht Uhr erreichen würden, so erbot er sich, uns in einer Beichaise sogleich weiter zu befördern, wofür wir blos das tarifmäßige Personengeld zahlen sollten. Dies Anerbieten war eben so honnet als annehmbar, obgleich abermals ein kleiner Betrug dahinter steckte — der vierte am heutigen Tage — diesmal aber ein unschuldiger, denn der Eilwagen war noch nicht aus Como abgegangen, als wir dort eintrafen, was der Herr Postmeister doch sonder Zweifel gewußt haben wird, aber wahrscheinlich verschwiegen hatte, um eine Beichaise zu gewinnen.

Es war bereits ganz finster geworden, als wir im Hafen von Como landeten. Auf dem Quai hatten sich einige hundert Leute versammelt — in Neapel heißen sie, glaube ich, Lazzaroni, in Deutschland Lumpengesindel — welche lärmend und schreiend über das Gepäck der Passagiere herfielen und sich um den Vorzug balgten, es nach dem Wirthshause zu tragen. Ob auch Schnapphähne darunter waren, weiß ich nicht, aber viele Physiognomien sahen ganz danach aus. Die regellose Wildheit, mit der es beim Aussteigen zuging und die gänzliche Abwesenheit von polizeilicher Aufsicht mahnten zur Vorsicht. Wir entwarfen daher in Gemeinschaft mit den altdeutschen Pilgern aus Westpreußen einen förmlichen Landungsplan. Den Säbel in der Rechten, meine Schreibemappe unter dem linken Arm, nahm ich die Spitze, mein Sohn in ähnlicher Ausrüstung machte die Arrieregarde, und beide Pilger mit dem Rest des Gepäcks bildeten das Zentrum. So schritten wir in dichter Kolonne im Sturmschritt über die Laufbrücke, brachen uns mit der Zauberformel: **Va al diavolo biribanti!** Bahn, und erreichten glücklich den Marktplatz. Zwar fehlte es nicht an Flankenangriffen von Seiten der Biribanti, aber auch von unsrer Seite nicht an Püffen und Rippenstößen, und wobei es uns sehr zu Statten kam, daß die Pilger tüchtige vierschrötige Bursche waren; genug, wir erfochten einen vollständigen Sieg, und nahmen auf dem Markt, den Rücken an ein Haus gelehnt, eine Vertheidigungsstellung ein, bis der dienstfertige Postmeister die verheißne Chaise herbeigeschafft haben würde. Aber auch hier blieben wir nicht unangefochten, und erst als das Gesindel die Ueberzeugung gewann, daß hier nichts zu verdienen sey, als höchstens

Kopfnüsse, begnügte es sich, im weiten Halbkreise eine Beobachtungschaine um unsre feste Position zu ziehen und uns anzugaffen. So siegte die deutsche Besonnenheit über das italienische Gaunerthum, wobei noch zu bemerken ist, daß dieses Lumpenpack nicht für einen Pfennig Kourage hat und wie Spreu auseinanderstiebt, wenn man ihnen entschlossen entgegen tritt.

Da eine halbe Stunde nach der andern verging und immer noch kein Wagen sich blicken ließ, so fehlte es nicht an Muße, das Volkstreiben auf dem Markte etwas näher zu betrachten, denn es ist bekannt, daß der Italiener mehr auf der Straße als in seinem Hause lebt, und worin er vollkommen Recht hat, da der Aufenthalt in den schmutzigen Häusern nichts Erfreuliches darbietet. Auf dem Marktplatze machten einige Stadtpfeifer Musik, umgeben von einer dichten jubelnden Volksmasse, die zuweilen in lautes Jauchzen ausbrach. Der Hauptgegenstand der Lust war ein Possenreißer, der die Violine spielte und dabei mit wilden Sprüngen im Kreise herumsprang, als ob die Tarantel ihn gestochen hätte; in den Zwischenpausen herrschte allgemeine Stille, vielleicht weil der Possenreißer etwas deklamirte, was wir des Gedränges wegen nicht unterscheiden konnten; aber gleich darauf erfolgte von Neuem lautes Jauchzen, der Violinspieler ließ sein heiseres Instrument wieder ertönen, worauf die Musizi sich weiter bewegten und das Volk auseinander lief. Die Szene hatte etwas Charakteristisches, war für uns ganz neu und nicht ohne Ergötzlichkeit, besonders wenn die Situation, unter welcher wir sie erlebten, weniger peinlich gewesen wäre.

Endlich nach langem Harren erschien der Postmeister mit zwei Chaisen. In der einen nahmen wir mit den

beiden Pilgern aus Westpreußen Platz, in der andern die begeisterten Pommeraner. Das Gepäck wurde lose auf das Imperial gelegt, auf dem ein Postknecht Platz nahm, um es wenigstens sicher vor das Thor zu bringen und gegen die Gauner zu schützen, von da ab blieb die fernere Sicherheit dem guten Glück anheimgegeben. — Como scheint eine ganz hübsche Stadt zu seyn, und die Häuser hatten, in so weit der Schimmer des Laternenlichtes es beurtheilen ließ, ein stattliches Ansehen, die Straßen sind nicht so eng wie in Chiavenna und das Pflaster ist, wie in ganz Italien, vortrefflich. Am Thore holten wir den Mailänder Eilwagen ein, der zwei Laternen führte und neben dem ein Dragoner als Eskorte ritt. Der Eilwagen fuhr weit schneller als wir, weshalb wir ihn auch bald aus dem Gesichte verloren. Unser Wagen hatte keine Laternen und der begleitende Gensdarm neben dem Postillon auf dem Bocke Platz genommen, ging aber nur bis zur nächsten Station mit, warum? ist mir unbekannt. — Ob und wie gefährlich das nächtliche Reisen in der Lombardei ist, ob und wie oft Plünderungen und Raubmorde hier vorfallen, darüber sind sehr widersprechende Gerüchte in Umlauf, indessen scheint die Eskortirung der Posten durch Dragoner wohl zur Genüge zu beweisen, daß die Straßen unsicher sind. Auf jeden Fall hätten wir uns auf unsre eignen Fäuste verlassen müssen, denn die Begleitungs-Gensdarmen stehen hier in dem bösen Ruf, daß sie bei einem Räuberanfall grade die Ersten sind, welche die Flucht ergreifen.

Die Nacht konnte nicht schöner seyn. Die Sterne funkelten mit unnennbarer Pracht und hatten wirklich

ein helleres Licht und eine größere Form als in Deutschland. Außer den gewöhnlichen Sternen sah man mit bloßem Auge noch Millionen andre, welche man in den nördlichen Ländern nur durch ein Fernglas wahrnehmen kann; daher sind auch die Nächte in Italien, wenn anders der Himmel sternklar ist, niemals ganz dunkel, und man ist im Stande, alle Gegenstände am Wege noch ziemlich deutlich zu erkennen. — Gegen drei Uhr Morgens waren wir an der „Porta Vercellina“ zu Mailand. Hier mußten wir unsern Paß abgeben, entgingen aber der Visitation des Gepäcks durch ein Trinkgeld, was sich der Steuerbeamte ohne alle Zurückhaltung forderte; ich gestehe, daß ich lieber meinen Koffer geöffnet, als einen uniformirten und mit Wehr und Waffen angethanen Mann betteln gesehen hätte, so empörend ist dieser Anblick. — Ueber die Wahl des Absteigequartiers waren die Stimmen getheilt. Die meisten Deutschen kehren in Mailand bei Herrn Reichmann ein, weil dort Jedermann Deutsch spricht, allein ein Landsmann auf dem Dampfschiffe hatte uns alles Ernstes davon abgerathen, weil man dort theurer als anderwärts wohne und um nichts besser: „Folgen Sie meiner Warnung nicht“ — setzte er hinzu — „so wird es Sie gereuen, denn die deutschen Wirthe in Italien sind weit schlimmer als die Italiener selbst.“ — So fuhren wir denn auf gut Glück nach dem „Falken“ in der Straße gleiches Namens, erhielten vorläufig ein großes mit Fliesen ausgelegtes Zimmer gemeinschaftlich angewiesen, der Cameriere versprach aber, uns morgen besser unterzubringen, und die mancherlei stürmischen Ereignisse dieses Tages trugen nicht wenig dazu bei, uns bald in sanften Schlummer zu wiegen.

Mailand.

Mit dem Frühstück hat es in Italien eine eigne Bewandniß, ähnlich wie in Frankreich. In den Wirthshäusern wird nämlich kein Kaffee zubereitet, ja ich glaube sie haben dazu nicht einmal das Recht, weil die privilegirten „Kaffeehäuser" das ausschließliche Monopol dazu besitzen und dafür schwere Abgaben zahlen. Will daher der Fremde auf seinem Zimmer frühstücken, so läßt der Wirth das Frühstück aus dem nächsten Kaffeehause holen, was natürlich dadurch etwas höher zu stehen kommt; wer also dabei ökonomisiren will, frühstücke lieber in einem Kaffeehause, deren es in Mailand über hundert giebt. — Der Kaffee ist in der Regel sehr gut zubereitet, völlig rein und ohne Beimischung fremder Körper, ja ein sogenannter Familienkaffee von gebranntem Korn, wie man ihn auf unsern Poststationen zu bekommen pflegt, wäre in Italien eine ganz unerhörte Erscheinung. Er wird nicht in irdnen Gefäßen, sondern in metallnen Kannen gekocht, die wie Platina aussehen, und mit Vorsicht angefaßt seyn wollen, wenn man sich nicht die Finger verbrennen will. Der Leser entschuldige diese kleine Abschweifung mit dem Interesse, das jeder Deutsche an dem Kaffee zu nehmen pflegt.

Nach dem Frühstück kleideten wir uns in Uniform und gingen zuerst nach der Zitadelle, um den Kommandanten der Artillerie aufzusuchen; aber wir hatten es schlimm getroffen, da beinahe alle Truppen sich in einem auswärtigen Uebungslager befanden und selbst der kommandirende General Fürst Radetzky abwesend war. An seiner Stelle führte General Graf W.... den Oberbefehl, bei dem wir uns meldeten. Ich kannte diesen ausgezeichneten Mann noch von der Zeit her, als er die Russisch-Deutsche Legion kommandirte und hatte ihn das letztemal in Hamburg gesehen. Auf meinen Wunsch, das berühmte topographische Mailänder Institut kennen zu lernen, gab uns der General einen Ordonnanz-Korporal dahin mit, bedauerte aber im Voraus, daß wir wenig dort sehen würden, weil das Institut im Begriff stände, nach Wien verlegt zu werden. Dieses Institut hat unstreitig die schönsten topographischen Karten in Europa verfertigt, unter andern eine von den Küsten des Adriatischen Meeres, die in jeder Beziehung ein Meisterstück genannt werden muß, und befindet sich in einem großen weitläuftigen Gebäude, dessen Namen ich vergessen habe. Hier sahen wir in der Tochter des Kastellans ein Exemplar einer ächten Mailändschen Schönheit mit feurigen schwarzen Augen, die wie zwei Gluthpfannen brannten und am besten mit lebendigen Glaskorallen sich vergleichen lassen. Das schöne Mädchen wies uns mit einer Anmuth und Grazie zurecht, welche einer Gräfin Ehre gemacht haben würde, doch schwebte ein kleiner sarkastischer Zug um ihre feinen rothen Lippen, als wir durch einzelne hervorgestolperte Haupt- und Zeitwörter zu erkennen gaben, was wir im Hause wollten; sie half diesen Haspelbrocken im reinsten Dia-

lekt nach, und zwar mit einem Wohllaut, der sonst den Italienerinnen nicht eigen ist, obgleich sie durch die Musik ihrer schönen Sprache ganz darauf angewiesen sind, und deutete mit einer graziösen Handbewegung auf die Treppe nach oben, wobei sie sich gewiß sehr zierlich ausgedrückt hat, was uns aber leider! unverständlich blieb. Bei dieser seltsamen Unterhaltung stand der Korporal ehrfurchtsvoll mit angefaßtem Stock, ohne eine Miene zu verziehen, denn einen Kaiserlich Königlichen Korporal im Dienst darf keine Schönheit rühren.

Im topographischen Büreau empfing man uns mit vieler Artigkeit. Ein Stabsoffizier, dessen Name mir entfallen ist, äußerte mit Bedauern, daß ich die Herausgabe meines „Kartenwegweisers durch Europa" nicht fortgesetzt hätte, der ein wahres Bedürfniß für die topographische Welt sey, und hatte die Höflichkeit, uns selbst herumzuführen. Das Büreau ist bereits im Umzuge nach Wien begriffen und seine besten Schätze waren schon eingepackt, doch reichte das noch Vorhandne hin, einen Begriff von der umfassenden Wirksamkeit des Instituts zu geben. Die beiden neusten Kunstwerke, welche uns vorgelegt wurden, waren die schöne Karte der Lombardei und die jetzt im Stich begriffne von Tyrol. — Die erstere besteht aus 43 Sektionen im Maßstabe von 1 zu 86,400 (Kassini — Ferrari — neue Karte von Frankreich), reicht nördlich bis zur Alpenkette, südlich bis an den Po, westlich bis zum Lago Maggiore, und östlich bis Venedig und das Adriatische Meer. Der Preis der Blätter ist verschieden, nach Maßgabe des schwierigern Stichs, die wohlfeilsten kosten nach unserm Gelde einen Thaler, die theuersten bis gegen drei Tha-

ler, also fast unerschwinglich für den Privatmann und viel theurer als die neue Badensche Karte. Obwohl die Ausführung äußerst schön genannt werden muß, so ist doch zu bedauern, daß die Oestreicher von ihrer Manier, die Gebirge zu zeichnen, nicht abgehen, was die Karten der Hochgebirge nicht nur monoton, sondern auch durch die schwarzen Massen lästig für das Auge macht und der Deutlichkeit Eintrag thut, während die Französische Darstellung der Gebirge mit Schatten und Licht alle diese Uebelstände vermeidet, und den Karten ein höchst gefälliges Ansehen giebt. — Die Karte von der Lombardei ist auch in zwei Hauptabschnitten zu haben, nämlich die eigentliche Lombardei in 27, und das Gebiet von Venedig auf 22 Blättern. — Bei dem Herausgehen aus dem Gebäude stand die schöne Kastellanstochter mit den feurigen Korallenaugen richtig wieder auf ihrem Posten, und wir nahmen gegenseitig so zärtlichen Abschied als eine so kurze Bekanntschaft irgend nur rechtfertigen ließ. — Da die Hitze sehr drückend war, auch unsre Uniform ziemlich viel Aufsehen machte, so zogen wir es vor, je eher je lieber nach dem „Falken" zurückzukehren und die Löwenhaut abzuwerfen. Im Hotel speist man nach der Karte ziemlich gut, vorzugsweise delikate Maccaroni, und daß zu allen Speisen feingeriebner Parmesankäse servirt wird, hat viel Annehmliches. Der Wein hätte besser seyn können.

Als wir noch bei Tische saßen, machte der Hauptmann S....l von der K. K. Artillerie uns Visite und bot sich mit vieler Zuvorkommenheit zu unserm Führer an. Wie es sich leicht denken läßt, leiteten sich unsre ersten Schritte nach dem Dom, der hier die Kathedrale

genannt wird. Dieser berühmte „Dom von Mailand", dessen Bau schon 1386 begonnen hat und erst unter Napoleon vollendet ward, ist so vielfältig beschrieben worden, daß ich füglich ganz davon schweigen könnte, um so mehr, da man zur richtigen Beurtheilung entweder ein Architekt oder ein Kunstverständiger von Profession seyn müßte, von denen ich keins von beiden bin, und daher auch nur erzählen kann, welchen Eindruck das Gebäude auf mich gemacht hat, selbst auf die Gefahr hin, daß mancher begeisterte „Junker Hans" die Nase darüber rümpfen wird. Jedermann weiß, daß der Mailänder Dom durch und durch und bis zur letzten Deckplatte des Dachs aus weißem, ich glaube sogar aus Carrarischem Marmor erbaut ist; derselbe hat sich ziemlich rein erhalten, und da, wo der Zahn der Zeit daran genagt oder den Lüstre des Steins geschwärzt hat, ist man ihm durch Ausbesserungen zu Hülfe gekommen. Das Eigenthümliche der Bauart besteht darin, daß außer dem Hauptthurm noch eine große Menge kleiner Nebenthürme aufgesetzt sind, welche das Ansehen von aufwärts strebenden Eiszapfen haben, und in diesem vervielfältigten Streben nach dem Himmel soll die eigentliche Begeisterung des Anblicks liegen. Ferner sind überall, an jedem Thürmchen, in jeder Nische, über jedem Fenster, und wo irgend nur ein freies Plätzchen sich vorfand, Statüen von heiligen Männern oder Frauen aufgestellt, deren Anzahl dadurch auf viertausend fünfhundert sich belaufen soll. Anstatt also, wie es bei andern Kirchen der Fall ist, Statüen auf das Gebäude zu setzen, scheint es, als habe man hier zu den Statüen ein Gebäude gebaut; ob eine solche Ueberfüllung an Statüen wahrhaft kunstentsprechend ist, lasse ich gänzlich dahin-

gestellt, habe aber die unerschöpfliche Phantasie des Bildners bewundern müssen, da auch nicht zwei dieser Statüen und nicht zwei der unzähligen gothischen Verzierungen, trotz ihrer Unsumme, einander gleich sind, also jede in andrer Stellung oder Haltung dasteht. Die Ueberladung mit Zierrathen hat für das Auge desjenigen etwas Lästiges, der in der edlen Simplizität das höchste Symbol wahrer Religiosität zu sehen gewohnt ist, die alles Schnörkelartige verschmäht, das mehr geeignet ist, die wahre Andacht zu zerstreuen als zu sammeln. — Ferner ist es ein großer Uebelstand, daß der Dom von den nächsten Gebäuden sehr eingeengt ist; doch geht man damit um, diese wegzureißen, um eine Esplanade zu bewirken. Auch der herrliche Dom auf dem Ratschin zu Prag kränkelt an dieser erdrückenden Umgebung, dagegen die Karlskirche in Wien, ihrer freien Front wegen, noch um eins so imponirend dasteht. Durch den genannten Uebelstand erscheint auch die Giebelseite des Mailänder Doms zu breit für ihre Höhe, was künftig sich verbessern wird. — Man kann im Hauptthurm bis zur höchsten Höhe hinaufsteigen und selbst auf dem flachen Dach umhergehen, von wo sich die Stadt wie ein Panorama darstellt. Das Innere des Doms ist über alle Beschreibung imposant, die Glasmalerei der bunten Fenster ganz süperbe, und das Schiff der Kirche, das von 52 starken Marmorsäulen getragen wird, von einer so enormen Höhe, daß die Menschen wie herumkriechendes Gewürm aussehen oder wie Liliputaner. Diese entsetzliche Höhe hat mehr Erschreckendes als die Andacht Erweckendes, und was die Architektur anlangt, so kann nur der Sachverständige entscheiden, ob und wie weit sie gegen den Meisterbau der Dome zu Köln,

Straßburg und Freiburg den Vorzug verdient. Nicht Alles, was kolossal ist, verdient deshalb schön genannt zu werden; doch pflegen Menschen von flachem Charakter in der Regel Alles schön zu finden, wenn es nur recht hoch ist. Außerdem ist die Kirche selbst am hellen Mittage dunkel, weil die bunten Fenster das Licht nicht durchdringen lassen, so daß man die innern Schönheiten der Kirche nicht einmal deutlich sehen kann. — Die größte Merkwürdigkeit im Dom zu Mailand ist offenbar die marmorne Statüe des als Märtyrer geschundenen und sodann heilig gesprochenen Bartholomäus in Lebensgröße, der seine abgezogne Haut wie einen Flor-Shawl über die Schulter gehangen trägt, ein Anblick, bei dem einem die eigne Haut schaudert. Die Darstellung des von der äußern Fleischhülle entkleideten Körpers ist meisterhaft, und das Brittische Museum zu London soll so viel Pfunde Gold für diese Statüe geboten haben, als sie in Marmor wiegt.

Auch das berühmte Theater alla Scala steht so eng und verbaut, daß die Façade dieses imposanten Gebäudes dadurch sehr verliert und die enge Straße noch durch einen Vorbau zum Unterfahren geschmälert wird. Das Innere leidet ebenfalls Ueberfluß an Größe, denn die Bühne hat eine Tiefe von 64 Schritt und der Saal sechs Reihen Logen. Bei gefülltem Hause und voller Beleuchtung mag das Theater sich sehr imposant ausnehmen, wir waren aber zu ermüdet, und verzichteten auf diesen Anblick.

Die Zitadelle von Mailand hat mehr geschichtliches als fortifikatorisches Interesse. Sie bildet ein re-

gulaires Viereck mit runden Eckthürmen, hat keine Wälle, sondern senkrechte hohe Steinmauern und im Innern zwei Höfe. Auf eine Vertheidigung ist sie nicht mehr eingerichtet und dient jetzt blos als Kaserne und Militairgefängniß. Als im Jahre 1796 der Aufstand in Mailand ausgebrochen war, eilte Bonaparte am 24. Mai dahin, ließ die Zitadelle zuerst blokiren, später durch den General Despinois förmlich belagern, wobei der geniale Chasseloup in der Nacht vom 17. zum 18. Juni die Laufgräben eröffnete und 32 Geschütze gegen die Mauern in Thätigkeit brachte, welche schon nach 48 Stunden den Oestreichischen Kommandanten Lami zur Kapitulation bewogen. Die Franzosen fanden hier große Kriegsvorräthe, worauf das Direktorium unter'm 11. Juli die Demolirung der Zitadelle verfügte, eine Maßregel, die jedoch nicht zur Ausführung kam. — Vor der Zitadelle liegt ein großer viereckiger Waffenplatz von 800 Schritt in's Gevierte, rund herum mit einer dreifachen Reihe von Bäumen eingefaßt, der von der Garnison als Exerzirplatz benutzt wird, und im Rücken der Zitadelle befindet sich der Foro, früher „Foro Bonaparte" genannt, ein kleiner englischer Park, der zu Promenaden dient. In der Mitte am jenseitigen Ende des Waffenplatzes steht der Friedensbogen (**arco della pace**), durch welchen die Straße nach dem Simplon führt, ein Kunstwerk von weißem Marmor, das viel Aehnlichkeit mit einem Stückchen vom Brandenburger Thor zu Berlin hat, nur vielleicht noch etwas höher ist. Napoleon fing im Jahre 1800 den Bau als Triumphbogen (**arco triomphale**) an, der milde Sinn Franz I. vollendete ihn später als einen **arco della pace.**

Auf der östlichen Seite des Waffenplatzes steht ein schöner Pallast, ebenfalls von Napoleon erbaut, mit der Arena in elliptischer Form und der Veroneser nachgebildet, welche dreißigtausend Zuschauer aufnehmen kann. Das innere Oval hat 700 Fuß Länge und 300 Fuß Breite. Stiergefechte werden hier nicht mehr geliefert, doch dient die Arena zu andern Volksfesten, und erst kürzlich hat eine ambülante Truppe hier die Belagerung von Konstantine dargestellt, aber total Fiasco damit gemacht. Im Winter wird die Arena mit Wasser ausgegossen und als Eisbahn den Schlittschuhläufern vermiethet.

Mailand liegt in einer Ebene, zwischen den Flüssen Tessino und Adda, der Olone und dem aus dem Comer-See kommenden und bei Casone in den Po fallenden Lambro, und ist von vielen Kanälen durchschnitten, welche alle diese Flüsse in Verbindung setzen. Das Alter der Stadt wird bis in das Jahr 360 v. Chr. (oder 395 nach d. Erb. v. Rom) zurückverlegt und ihre Erbauung den Galliern zugeschrieben. Wenn man der Chronik trauen darf, so ist Mailand 42mal belagert gewesen, 22mal erobert und 4mal ganz zerstört worden, aber immer wieder aus seinen Ruinen emporgestiegen, was auch bei seiner herrlichen Lage in der fruchtbarsten Gegend nicht anders seyn konnte. Im sechszehnten Jahrhundert soll die Bevölkerung so groß gewesen seyn, daß im Jahre 1524 gegen 30tausend Menschen an der Pest gestorben sind; gegenwärtig leben hier etwa 150tausend Einwohner. Die Stadt hat früher 22 Thore gehabt, jetzt deren noch 12, und eine Unsumme von Kirchen. Rund um die Stadt, deren Umfang mit Einschluß der vielen Gärten drittehalb deutsche

Meilen beträgt, ist ein bastionirter Wall nebst einer Mauer aufgeführt. Noch innerhalb der Stadt befindet sich eine lange Allee, welche der Corso heißt und die besuchteste Promenade der Mailänder ist. Jeden Abend finden sich hier glänzende Equipagen voller Herren und Damen ein, die in einer Reihe ruhig hintereinander auf- und abfahren, während in den Seitengängen Spazierende wandeln. Dergleichen Corsi sind in Italien sehr gewöhnlich und werden fast in allen größern Städten angetroffen. Sie sind der große Schauplatz für alle Welt, die da sehen und gesehen werden will.

Mit Ausnahme des Corso und einiger hübschen Straßen ist Mailand ziemlich winklig gebaut, hat aber einzelne schöne Häuser und Palläste, kann sich jedoch in keinerlei Weise mit Berlin messen. Das Straßenpflaster ist ganz eigenthümlich eingerichtet, für die Geleise der Fuhrwerke sind nämlich zwei Streifen von Quadersteinen gelegt und die Zwischenräume mit ganz kleinen runden Steinchen ausgefüllt, man fährt also ohne die geringste Erschütterung wie auf einer Eisenbahn; auch haben fast alle Straßen Trottoirs und vorzüglich schön aufgeputzte Kaufläden. — Nachträglich muß ich bemerken, daß an der Frontseite der Zitadelle zwölf Büsten berühmter Oestreichischer Feldherren sich befinden: Daun, Traun, Montecuculi, Schwarzenberg, Eugen, Laudon 2c.

Das Leben in Mailand ist im Ganzen nicht theuer, aber die Geldrechnung sehr konfuse. Die Hauptmünze ist der Oestreichische Zwanziger (**lira austriacha**), welcher in 20 Soldi und 100 Centesimi getheilt wird, was sehr bequem ist; aber man rechnet auch nach italienischen

Lire zu 23 Soldi, was eine weitläuftige Bruchrechnung giebt. — Unter der Frauen- und Mädchenwelt sieht man hübsche Gesichter, feurige Augen und schöne Formen. Jedes Mailändische Frauenzimmer trägt einen langen schwarzen Spitzenschleier, der vom Scheitel bis zu den Füßen niederfällt und den Gestalten eine verführerische Grazie giebt. Bei den höhern Ständen haben sich die Italienischen mit den Wiener Moden verschmolzen, und vom Nationalen ist blos der schwarze Schleier übrig geblieben, weil er die Gesichtsfarbe erhöht, was hie und da auch nothwendig ist. Die Männerwelt hat in ihrer Tracht nichts Ausgezeichnetes, das Gesindel geht zerlumpt, wie überall, doch trifft man auf mehr Banditengesichter als anderwärts. Die Zudringlichkeit der Ekkensteher ist sehr groß, aber die Forderungen sind im Ganzen nicht unbillig, und eben so wenig die Arbeiten der Handwerker. Herr Nicolai hat zwar Italien in vielen Stücken ganz richtig geschildet, wovon wir bereits Beweise erhalten haben, aber häufig auch die Sache übertrieben. Noch hat kein Floh uns belästigt, und die Unreinlichkeit ist — wenigstens in Mailand — weit weniger an den lauten als an den stillen Orten sehr auffallend, wenn gleich man allerdings von der deutschen Propretät abstrahiren muß. Zu den größten Uebelständen in Mailand gehört, daß gewisse Karren in förmlichen Kolonnen des Nachts durch die Straßen ziehen und diese auf ganze Viertelstunden verpesten, doch dies geschieht anderwärts einzeln und in meiner Garnisonstadt sogar am hellen Tage.

Trotz dem, daß die Oestreicher schon so viele Jahre im Besitz von Mailand sind, hat die deutsche Sprache

dort

dort noch beinahe gar keinen Eingang gefunden; auch das Französische spricht Niemand, und wer also kein Wort Italienisch versteht, wird manchen Verlegenheiten hier kaum entgehen können. Dagegen hat der Italiener das mit dem Franzosen gemein, daß er dem Fremden liebreich einhilft, nicht aber ihn auslacht, wie der Deutsche es zu thun pflegt. — Die Offiziere sind mit dieser Garnison sehr zufrieden, klagen aber über sehr theures Leben, was freilich im Vergleich zu Wien wohl der Fall seyn mag. Dagegen ist die Hitze kaum zu ertragen und drückt in den Mittagstunden förmlich zu Boden, die Luft hat etwas Sengendes, das bis in's Blut dringt, der Himmel ist dann völlig wolkenleer, doch von seiner gerühmten Tiefbläue merkt man in Mailand noch nichts.

Bevor ich aus Mailand scheide, will ich versuchen die Einrichtung eines italienischen Kaffeehauses zu beschreiben. Obzwar noch nicht das glänzendste, so gehörte doch das, von dem ich spreche, zu den elegantern. Das eigentliche Versammlungszimmer bestand aus einer schönen Rotunde, die auf vierzehn porphyrnen Halbsäulen mit vergoldeten Kapitälern ruhte. Die kleinen Tische, an welche man sich setzt, waren von Marmor, und die übrigen Meubel machten nebst der blendend hellen Beleuchtung ein gefälliges Ganzes. Auf der einen Seite der Rotunde befand sich ein Billardzimmer, und in einem andern Nebenzimmer wurden alle erdenkliche Arten von gefrornen Leckereien zubereitet. Einige Markörs gehen beständig im Saal umher, um den Bedürfnissen der Gäste zu genügen. Sie bestellen alsdann mit lauter Stimme, was verlangt ward, und in einem Nu ist man bedient. Auf den Tischen befinden sich auch wohl lange Listen von

den disponibeln Leckereien und man hat nun die Wahl: Entweder Eis in Stücken, welches so hart ist, daß man es mit kleinen Messern schneiden muß, oder gewöhnliches Eis, oder Halbgefrornes (crepè), das getrunken wird, oder Eislimonade (sorbet), Orgeade und was der Erfrischungen mehr sind. Alle diese Leckerspeisen sind vortrefflich und so wohlfeil, daß man kaum begreifen kann, wie die Leute dabei bestehen können, ja fast noch wohlfeiler als in Wien. Dergleichen Kaffeehäuser findet man in allen Straßen, und oft mehre in einer und derselben. Sie werden von Herren und Damen gemeinschaftlich besucht, und sind für den Fremden unentbehrlich, auch das gewöhnliche Rendez-vous mit Bekannten und Freunden.

Es lag in unsrer Absicht, einen Ausflug nach Lodi zu machen, um das dortige Schlachtfeld und namentlich die Brücke kennen zu lernen, welche in der Geschichte von Bonaparte's Großthaten eine so wichtige Rolle gespielt hat; allein General Graf W.... widerrieth mir die Reise, weil die Brücke jetzt eine ganz andre Form bekommen hätte und überhaupt von dem Gefecht mehr Aufhebens gemacht würde als es verdient. Das Letztere lasse ich dahin gestellt, und es hat mir später sehr leid gethan, den ersten Plan aufgegeben zu haben, doch sind geschehene Dinge nicht mehr zu ändern.

Reise nach Turin. — Erste Reprise daselbst.

Wenn man aus einer italienischen Stadt abreisen will, wird der Lohnbediente des Hotels beauftragt, den Paß des Fremden von der Polizei abzuholen, wofür er ein Trinkgeld bekommt; aber nicht der Lohnbediente, sondern ein Gensdarm bringt den Paß, wofür auch dieser ein Trinkgeld bekommt; für das Visiren wird aber in der Regel nichts bezahlt. Diese Paßvexationen können allein hinreichen, das Reisen in Italien unleidlich zu machen, weil es dabei auf eine bloße Geldprellerei abgesehen ist, denn trotz aller Strenge mit den Pässen, giebt es in keinem Lande so viele Landstreicher wie in Italien. Ich habe schon früher gesagt, daß es für den deutschen Offizier nichts Empörenderes giebt, als wenn er einen Soldaten um ein Trinkgeld betteln sieht, und diese widrige Szene wiederholt sich in Italien in jeder Stadt, so daß man zuletzt unwillkührlich in die Tasche greift, wenn man einen Gensdarmen gewahr wird.

Unsre Rechnung im „Falken" war billig, der zufällig abwesende Cameriere kam uns zwar keuchend nach

der Post nachgelaufen, um sein Douceur zu holen, zeigte sich jedoch mit einigen Lire vollkommen zufrieden, kurz über Imposturen konnte man sich nicht beschweren. Dagegen waren die Herren im Postbüreau eben so kurz angebunden wie anderwärts, und selbst die Gegenwart des K. K. Artillerieoffiziers, der uns in das Büreau begleitet hatte, konnte sie nicht höflicher machen, woraus man schließen möchte, daß in Mailand wenig Notiz vom Militair genommen wird.

Um ein Uhr Mittags verließen wir Mailand. Im Wagen befand sich auch eine alte Dame mit zwei jungen Hunden, die sie einen um den andern küßte, also wahrscheinlich eine alte Jungfer, die sich für ihren verfehlten Beruf zu entschädigen suchte. Die Hündlein zeigten später eine sehr vernachlässigte Erziehung, was ihre Herrin eben nicht zu geniren schien, und wobei ich blos meinem Sohn in's Ohr flüsterte: „Nicolai spukt!" — Die nächste Gegend um Mailand ist eine flache unübersehbare Ebene, wie ein Fruchtgarten dicht mit Bäumen besetzt, und erinnert dadurch an die Boccage der Vendee. Die Kriegführung muß hier große Schwierigkeiten gefunden haben, da die Infanterie nur als Tirailleurs, die Kavallerie gar nicht, und die Artillerie höchstens auf den Chausseen agiren kann. Jeder Ort, den man passirt, ist eine geschichtliche Erinnerung aus Bonaparte's Feldzügen, doch wegen des so sehr durchschnittenen Terrains lassen sich die Schlachtfelder nicht gut übersehen. — Auf der dritten Station passirt man den Kanal Navicio, der vom Lago Maggiore herunter kommt; die Chaussee ist hier schnurgrade geführt und sehr gut unterhalten. Später wird die Gegend

etwas offner und man findet künstlich gedüngte und bewässerte Wiesen, welche dadurch so an Fruchtbarkeit gewinnen, daß sie des Jahres siebenmal gemäht werden können. Die Natur ist in der Lombardei eine freigebige Mutter, die ihre Kinder mit Segen überschüttet, aber diese Kinder sind entsetzlich faul und arbeiten nur, so lange sie hungrig sind, während sie im satten Zustande dem dolce farniente — dem göttlichen Nichtsthun — huldigen. Der Lombardei fehlt zum Paradiese nichts als der deutsche Fleiß, das Preußische Amtsblatt und die Krücke Friedrichs des Großen.

Das Gespräch im Wagen drehte sich um Räubergeschichten. Im Frühjahr sollen die Plünderungen der Reisenden häufiger vorkommen als im Sommer, weil es dann dem Gesindel an Gelegenheit fehlt, Geld zu erwerben. Der Postmeister von Como hatte uns eine merkwürdige Räubergeschichte erzählt, die vor einigen Jahren in der Nähe von Mailand sich ereignet haben soll. Der Eilwagen wurde nämlich von zwei Banditen methodisch ausgeplündert, nachdem der begleitende Gensdarm davon geritten war; die Passagiere — obzwar den Gaunern dreimal überlegen — wagten keinen Widerstand, mußten einzeln aussteigen, sich bis auf's Hemde ausziehen, und erhielten dann die Erlaubniß, wieder einzusteigen. Später ergab sich, daß die Räuber der Pfarrer und sein Küster aus einem benachbarten Dorfe gewesen sind; allein die Geschichte hat viel Unwahrscheinliches und dürfte eine Fabel seyn, obschon sie auch in Mailand uns erzählt worden ist.

Kurz hinter Buffalora, das rechts liegen bleibt, kommt man an den Ticino (Tessino), der hier die

Grenze zwischen der Lombardei und dem Piemont macht. Eine schöne, 440 Schritt lange, steinerne Brücke führt über den Fluß. Am jenseitigen Ende steht ein Wachthaus mit der Inschrift: **Carabinieri reale** (Königliche Karabiniers). Hier wurden die Pässe nachgesehen, welche zu dem Ende dem Kondukteur schon in Mailand eingehändigt werden mußten, was eine sehr vernünftige Einrichtung ist, durch welche viel Zeit gewonnen wird. —

Mit dem Eintritt in Piemont beginnt wie durch Zauberschlag eine andre Ordnung der Dinge, man sieht sich plötzlich der Gesetzlichkeit zurückgegeben und empfindet das wohlthuende Gefühl, sich in einem Lande zu befinden, wo eine anständige Freiheit herrscht und alle Willkühr ein Ende hat; ja würde hier deutsch gesprochen, so glaubte man in Preußen zu seyn. Wir Preußen haben dafür einen untrüglichen Maßstab, und erkennen auf den ersten Blick und an tausend Kleinigkeiten, die sich nicht alle erzählen lassen, ob man im Schutze der Gesetze sich befindet, oder der Laune eines Beamten verfallen ist. — Zu San Martino trifft man die Piemontesische Douane und hier wird der Wagen plombirt. — Das Land geht von hier in eine flache Haide über und hat nichts Bemerkenswerthes; später findet man Fruchtfelder von türkischem Weizen, ein Gewächs, das in Italien sehr häufig ist und ein vortrefflicher Nahrungsstoff seyn soll. — In Novara — das früher eine Festung war — fuhr der Eilwagen in das Zollgebäude, dessen Thore hinter ihm geschlossen wurden, und nun erfolgte eine äußerst strenge Revision des Gepäcks; allein gern läßt man sich diese gefallen, da man in Piemont nur einmal, und zwar an der Grenze, dann aber

im Lande selbst niemals wieder visitirt wird — also ganz wie im Preußischen — im Oestreichischen dagegen in jeder Stadt, dafern es sonst der Laune des Mauthbeamten beliebt.

Von Novara aus geht eine sogenannte Kourierpost nach Turin, leider war aber nur ein Platz disponibel, doch beförderte der äußerst höfliche Postbeamte meinen Sohn noch bis Vercelli — der nächsten Station — von hier aber mußte ich die Reise allein fortsetzen, während mein Sohn die Nacht in Vercelli blieb, um am andern Tage mit dem Velocifer mir nachzukommen. — Da die Nacht ziemlich finster war, so kann ich über den Weg nach Turin nicht urtheilen, und weiß nur aus der Karte, daß er über Trino und Chivasso dicht am linken Ufer des Po geht, und eine vortreffliche Chaussee ist.

Um vier Uhr Morgens kam ich nach Turin. Es befremdete mich, einige Kaffeehäuser noch hell erleuchtet zu sehen, man sagte mir aber, sie hätten abwechselnd die Verpflichtung, die Nacht hindurch geöffnet zu bleiben, damit die ankommenden Fremden zu jeder Tageszeit Erfrischungen fänden. — Die Abfertigung im Postbüreau geschah schnell und mit großer Ordnung, Ueberfracht wurde mir nicht angerechnet, trotz dem, daß ich noch das Gepäck meines Sohnes bei mir hatte, und alle Nebendienstleistungen haben ihre bestimmte Taxe. — Das „Hotel Feder“ — eins der ersten in Turin, dessen Inhaber ein geborner Straßburger ist — war mit Fremden überfüllt, und nur auf meine besondre Versicherung, daß ich selbst mit einem Kämmerchen zufrie-

den seyn wollte, wurde mir vorläufig ein Entresol im dritten Stock angewiesen, bis ein besseres Zimmer frei seyn würde.

Der Preußische Gesandte war nach England verreist, sein Stellvertreter, Graf Dohna — der zugleich sein Schwiegersohn ist — aber anwesend und hoch erfreut, einen alten Bekannten hier an den Ufern des Po zu begrüßen. Seinen Schwager, den Grafen Robilante, hatte ich im vorigen Jahre in Königsberg kennen gelernt und dessen Schilderung von dem reizenden Turin nicht wenig dazu beigetragen, mich zu der Reise hierher zu bestimmen. Er ist Oberstlieutenant bei der Garde, zugleich Kammerherr des Königs, wohnt im Königlichen Palais, war aber auf seinem Landgute dicht bei Turin, und da sein Kammerdiener versicherte, er würde in spätestens einer halben Stunde nach der Stadt kommen, so beschloß ich, in seiner Wohnung ihn zu erwarten. — Das Palais hat einen mit Eisengittern geschlossnen Vorhof, ist im edlen Styl gebaut, sehr hoch, mit großartigen Treppen und entspricht seiner Bestimmung als Residenzschloß eines Monarchen. Unten befindet sich eine von der Garde besetzte Wache, welche — obgleich ich nicht in Uniform war — das Gewehr präsentirte, als die Schildwache fremde Dekorationen auf meiner Brust sah. Die Garde trägt dunkelblaue Röcke nach französischem Schnitt mit rothen Abzeichen, blaue Pantalons und Bärenmützen. Es sind große, schöne Leute und die Truppe erinnert an die französische Kaisergarde. — Nach einer kleinen halben Stunde kam Graf Robilante in den Hof gefahren. Sein freudiger Willkommsgruß gab deutlich zu erkennen, daß es

ihm um seine Einladung Ernst gewesen war; er sagte mir, daß ich bereits durch ihn annoncirt sey, und man sich im Voraus freue, mich in Turin zu sehen, namentlich die Offiziere der Artillerie, welche mich, vermöge meiner Schriften, wie einen alten Bekannten betrachteten. Auf der Stelle schrieb er ein Billet an den Chevalier d'Angrognia, welcher als Major eine Abtheilung Reitender-Artillerie kommandirt und ebenfalls Kammerherr des Königs ist, und gab mir die Versicherung, daß er mich den besten Händen übergäbe und nichts versäumt werden sollte, mir den Aufenthalt in Turin angenehm zu machen. Ich gestehe, daß ein so zuvorkommender Empfang meine kühnsten Erwartungen übertraf, und doch sind sie später noch mehr übertroffen worden.

Ich gelange jetzt abermals zu einem Abschnitte meiner Reise, der — nächst meinem unvergeßlichen Aufenthalt in Würtemberg — darum zu den interessantesten gehört, weil er mich mit einer mir ganz fremden Armee in nähere und ich darf sagen in freundschaftliche Berührung gebracht hat, von der ich so viel Schönes und Rühmliches gehört hatte, daß ich auf's Höchste gespannt war, sie näher kennen zu lernen.

Graf Robilante brachte mich in seinem Wagen zum Chevalier d'Angrognia, den wir jedoch nicht zu Hause fanden und das Billet abgaben. Da er als Kammerherr heute den Dienst bei Hofe hatte, so übergab mich der Graf einem Major von der Garde, um mich nach dem Arsenal zu führen und dort vorläufig die Bekanntschaft einiger Artillerieoffiziere zu machen, welche

mir bei Besichtigung der Etablissements nützlich seyn würden. Ich erzähle diese ersten Stunden in Turin absichtlich mit allen Nebenumständen, um zu zeigen, wie gut der Preußische Offizier hier aufgehoben ist, und wie man von allen Seiten in Gefälligkeit und kameradschaftlichem Entgegenkommen sich überbietet, um den fremden Gast zu ehren. Ich werde vielleicht nie in meinem Leben Gelegenheit haben, die unzähligen in Turin genossenen Höflichkeiten vergelten zu können, und so möge wenigstens deren Anerkennung mein Dankgefühl aussprechen, und zwar nicht minder herzlich als sie mir dargeboten worden sind.

In der Sardinischen — oder wie sie lieber sich nennen hört, in der Piemontesischen Artillerie ist das Materielle vom Personellen getrennt. An der Spitze des Erstern steht der General v. Morelli, der auch im Arsenal wohnt, ein Mann von schönen wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen, zwar schon im vorgerückten Alter, aber von jugendlich frischem Geiste, großer Herzlichkeit und einnehmenden Wesen. Er hat früher in Genua gestanden, Se. Königl. Hoh. den Prinzen August von Preußen vor mehren Jahren bei Besichtigung dieser wichtigen Festung herumgeführt, und sprach mit Begeisterung von der Liebenswürdigkeit dieses ritterlichen Fürsten, seinen tiefen Kenntnissen und geistreichen Bemerkungen über Genua und dessen Widerstandsfähigkeit. In welcher hohen Achtung die Preußische Armee hier steht, habe ich später bei mehren Gelegenheiten vielfältig erfahren, besonders aber interessirt man sich für unsre Artillerie, was mir schon der Oberst v. Safft — gegenwärtig Inspekteur zu Breslau

— gesagt hatte, der im Jahre 1833 in Turin mit großer Auszeichnung behandelt worden ist. Wahrlich, es thut einem Preußischen Soldatengemüth wohl, viele hundert Meilen vom theuren Vaterlande an den Ufern des Po und des Mittelmeers, eine so rege, aufrichtige Theilnahme zu finden. — In dem zweiten Direktor des Arsenals, Obersten v. Rossi, einem Manne von mittleren Jahren, mit ausdrucksvollem Gesicht und geistvollen Augen, lernte ich einen Offizier von sehr gediegnen Erfahrungen kennen, so wie in den Hauptleuten Actis und Cavalli ein Paar tüchtige Artilleristen, deren Namen noch oft in diesen Blättern vorkommen werden, weil sie mir vorzugsweise Theilnahme und Höflichkeiten erwiesen haben. Alle diese Herren sprechen geläufig Französisch, was die Unterhaltung und den gegenseitigen Ideenaustausch nicht wenig erleichterte. — Die innern Einrichtungen des Arsenals kennen zu lernen, blieb einer gelegnern Zeit vorbehalten, die ersten Bekanntschaften waren gemacht und unter Kameraden findet sich das Weitere von selbst.

Kapitain Actis begleitete mich nach dem „Hotel Feder". Hier fand ich schon den Chevalier d'Angrogna, der mich erwartete. Der Chevalier ist ein junger Mann von lebhaftem Aeußern, scharfen geistvollen Zügen, höchst gewandt im Umgange, wie es von einem Kammerherrn zu erwarten stand, aber zugleich ein passionirter Soldat und leidenschaftlicher Reitender-Artillerist, also schon deshalb mir wahlverwandt; Kapitain Actis dagegen zwar ernster, aber voll gemüthlicher Laune, von offnem biedern Wesen, und ein wackrer Soldat von herrlichen praktischen Kenntnissen. Beide

Herren eröffneten mir scherzhaft, ich sey durch den Grafen Robilante einmal in ihre Hände gegeben, müsse mich folglich ganz ihrer Leitung überlassen, jedoch hofften sie, daß ich es nicht bereuen würde. Von diesem Augenblicke an fühlte ich mich schon einheimisch bei diesen guten Waffenbrüdern, trotz dem, daß die Sonne in so verschiedner Polhöhe unsre Wiege beschienen hat, und nur die fremde Sprache trat noch als ein Hinderniß zwischen uns auf. — Es wurde eine förmliche Disposition für die nächsten Tage entworfen, damit keine Stunde ungenutzt verstreichen möchte, denn immer kostbarer wurde die Zeit für mich, immer größer der Raum zwischen der Heimath. Während dieser Entwürfe war auch mein Sohn aus Vercelli eingetroffen.

Mittags aßen wir in unserm Hotel an der Table d'Hôte in Gesellschaft von mehr als funfzig Fremden, Damen und Herren. Man speist bei Madame Feder ausgezeichnet gut, sogar glänzend, etwa zehn bis zwölf Schüsseln, trinkt sehr guten Wein, erhält feines Dessert, und bezahlt für Alles zusammen 3 Frank (24 Silbergr.). — Das Hotel ist magnifique eingerichtet und verbindet italienischen Ueberfluß mit französischem Luxus und deutscher Ordnungsliebe und Reinlichkeit, die Bedienung ist prompt, der Wirth aufmerksam. Unten befindet sich das Komptoir für die Buchführung, das Haus selbst ist aber ein Pallast von vier Stockwerken. Zur Bequemlichkeit der Fremden sind längs der Treppengeländer Sprachröhre geführt, durch welche man seine Wünsche zu erkennen giebt und auf demselben Wege den Bescheid erhält. Das Haus ist zwar beständig mit Fremden besetzt, aber Madame Feder klagte mir doch mit Seuf-

zern, daß der Ertrag die ungeheuren Kosten der Unterhaltung nicht abwerfe, was ich gern glauben will. Die hohe Reinlichkeit, welche im ganzen Hause herrscht, erstreckte sich auch auf die Betten, die nicht besser seyn konnten, auch zeigte sich keine Spur von Herrn Nicolai's Erbfeinden. Bei dieser Gelegenheit will ich einschalten, daß es sehr auffallend ist, in diesem Theil von Italien, troß der furchtbaren Hiße, weder von Fliegen noch von Mücken und anderm fliegenden Gewürm belästigt zu werden; auch einen Skorpion habe ich nicht gesehen, ja selbst in Vercelli, wo mein Sohn übernachtete und das seiner vielen Skorpione wegen berüchtigt ist, hat sich keiner blicken lassen, also eine neue Uebertreibung.

Durch den Chevalier d'Angrognia erfuhr ich zu meiner Freude, daß Seine Majestät der König mich zu sehen beföhle und vorläufig mir die Erlaubniß ertheile, alle Militair-Etablissements zu besichtigen. — Wir fuhren zuerst nach dem Arsenal. Dasselbe liegt im südwestlichen Theile der Stadt, ist ein weitläuftiges Gebäude mit einem großen und einigen Nebenhöfen und enthält das ganze Materielle der Artillerie. Im Erdgeschoß befinden sich die Werkstätten nebst der Gewehrfabrik, die Stückgießerei und das Bohrwerk; in den obern Stockwerken die Wohnung der Direktoren, die Büreaus, das Kasernement für die Ouvriers, die Modell- und Lehrsäle für den Unterricht, eine ansehnliche Bibliothek, so wie die physikalischen und chemischen Kabinete, aber keine Laboriranstalten. Schon aus diesem umfassenden Betrieb wird hervorgehen, wie großartig das Gebäude ist, und um es mit allen Einzelnheiten

kennen zu lernen, würde man viele Tage und Wochen brauchen. Man ging mit vieler Zuvorkommenheit die verschiednen Lokale mit uns durch, doch kann ich mich hier nur auf die Hauptsachen beschränken.

Um in den Werkstätten die verschiednen Dreh- und Schneidewerke, so wie die große Bohrmaschine in Bewegung zu setzen, hat man in Ermangelung einer Dampfmaschine das Wasser zu Hülfe gerufen, zu dem Ende im Souterrain ein großes Wasserrad von Schmiedeeisen mit eigenthümlich geformten Schaufeln angebracht, welches die Hauptwelle dreht und mit ihr alle übrigen Triebräder. Um das große Rad zum Stillstehen zu bringen, dient eine höchst sinnreiche Vorrichtung, ganz abweichend von allen bekannten, von der Erfindung eines Artilleriekapitains. — Nicht minder bemerkenswerth ist eine Maschine zum Abdrehen der Kanonenwischerstangen, welche so schnell arbeitet, daß in unsrer Gegenwart, während man uns den Mechanismus erklärte, eine solche Stange fertig wurde. Auch diese Maschine habe ich anderwärts nicht gesehen. — Das große Bohrwerk war leider! nicht in Thätigkeit, scheint aber die zu Berlin und Wien nicht zu übertreffen. — Alle Arbeiten, welche die Werkstätten liefern, sind sauber und werden, wie es zu erwarten steht, nach Musterstücken gefertigt, schienen auch einer scharfen Kontrole unterworfen. Die mechanischen Arbeiten werden wissenschaftlich gut unterstützt und das Arsenal giebt zugleich die Schule für die technische Ausbildung der Artillerieoffiziere ab, welche nach ihrer Tour dorthin kommandirt werden, ganz nach dem Muster der Französischen **Arsénaux de construction,** und wodurch stets frische geistige Lebenskraft den Be-

trieb durchströmt. Das Turiner Arsenal verschließt einen reichen Schatz von wissenschaftlichen Hülfsmitteln aller Art und schreitet mit den Vervollkommnungen der Zeit rüstig mit. —

Von hier führten unsre neuen Kameraden uns in das elegante Kaffeehaus der Gebrüder Fiorio in der Po-Straße, der schönsten von ganz Turin, um einige Erfrischungen einzunehmen, von denen ich in dieser drükkenden Hitze dem lieblichen „Sorbet" den Vorzug gebe, der weniger erkältend auf die Lunge wirkt als das Eis, und daher auch wohl weniger schädlich seyn mag. Man servirte auch ein Getränk mit Namen „Bombe", das wieder meinem Sohne vorzüglich mundete. Merkwürdig ist es, daß die Hitze, trotz ihres hohen Temperaturgrades, bei weitem weniger den Körper erschlafft als in den nördlichen Ländern.

Turin ist eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt, mit breiten rechtwinkligen Straßen. Vor den meisten Häusern befinden sich hohe und breite Arkaden oder Bogengänge, unter denen man Schutz vor dem Regen und ein Asyl vor den glühenden Strahlen der Sonne findet, denn wer in der Mittagsstunde queer über die Straße geht, glaubt die „Linie" zu passiren. In den Arkaden wogt zu allen Tageszeiten eine große Menschenmasse; hier befinden sich wunderschön aufgeputzte Kaufläden und elegante Konditoreien, welche die Käufer anlocken, und des Sonntags, wo die Läden geschlossen sind, ergeht sich die schöne Welt unter den kühlen Arkaden, welche zu den besuchtesten Promenaden gehören. Die Häuser verdienen eher den Namen von

Palläſten, ſind enorm hoch, was der großen Hitze wegen auch wohl nothwendig iſt, durchgängig in edlem Styl erbaut, einer Königlichen Reſidenz würdig. Zwiſchen der Bel-Etage und dem Erdgeſchoß befinden ſich häufig Entreſols, worin die Hausbedienten und Handwerker wohnen, vor der Bel-Etage aber ein eiſerner Balkon als fortlaufende Gallerie. Auf dieſen Gallerien ſollen in den kühlen Abendſtunden muntre Dirnen in weißen Kleidern und leicht geſchürzt unter Cymbelklang die luſtige Sarabande tanzen oder mit Geſang und Harfenſpiel ſich vergnügen, wovon wir aber nichts gewahr worden ſind. Freie Plätze hat Turin eigentlich nur zwei, den „Schloßplatz“ mit dem „Palais de Madame“ und den „Karlsplatz“ (**piazza di San Carlo**) mit der Reiterſtatüe Emanuel Philiberts, von Marechotti in Erz gegoſſen, mit erhobnem rechten Arm und im Begriff, das Schwert einzuſtecken, als Anſpielung auf die Schlacht von Saint Quentin, ein impoſantes Kunſtwerk. — Turin iſt bei weitem kleiner als Berlin, allein jede einzelne Straße erinnert an die „Leipziger“, Berlins ſchönſte Zierde, die von Herrn Saphir eine rein ariſtokratiſche genannt wird, und dieſen Charakter tragen alle in Turin. Das Steinpflaſter iſt ſehr ſchön, der Rinnſtein läuft in der Mitte, wird künſtlich bewäſſert, damit das friſchfließende Waſſer die Straßen abkühlt, und da dieſe Gerinne oft eine Breite von mehren Schritten einnehmen, ſo ſind ſie hie und da für die Fußgänger mit großen Steinplatten überbrückt.

In Turin herrſcht viel öffentliches Volksleben, es ſcheint aber geregelter zu ſeyn wie in Mailand. Die Piemonteſer ſcheinen überhaupt ein muntres Völkchen

zu

zu seyn, doch soll ihr Humor während der Zwingherrschaft der Franzosen sehr abgenommen haben. Die Franzosen haben sich hier durch Bedrückungen sehr verhaßt gemacht, und die Restauration ist für das arme Land, das mit unerschütterlicher Liebe und Treue an seinen angestammten Fürsten hängt, eine Epoche des Entzückens und der Begeisterung gewesen. — So große Ordnung und polizeiliche Aufsicht in Turin herrscht, so hat die Straßenbettelei doch viel Lästiges. — Die Tracht unter den höhern Ständen hat nichts Auffallendes, da hier die französischen Moden vorherrschen, unter den niedern Klassen macht sich dagegen der fabelhafte Kopfputz der Frauen mit zwei großen silbernen Nadeln bemerkbar. In den Provinzen werden noch die alten Nationalkostüme getragen, in jeder Provinz ein andres. Ich hätte so gern einen Savoyarden in Natura gesehen, bin aber keinem begegnet.

Mit dem Gelde kann man hier in die größte Verlegenheit kommen, da weder die Oestreichischen Zwanziger noch die Schweizer Kronenthaler hier Geltung haben, und nur der besondern Gefälligkeit des Grafen Dohna habe ich es zu verdanken, französisches Geld eingewechselt zu erhalten, ohne welches man hier schlechterdings nicht fortkommt. Es existiren so viele Bücher über fremde Münzen, aber kein einziges ist für das Bedürfniß praktisch brauchbar, selbst nicht das in gutem Ruf stehende Nelkenbrechersche; deshalb wäre es ein wahres Verdienst, wenn Jemand ein kleines Handbüchlein darüber in tabellarischer Form herausgeben möchte, das in dürren Worten angiebt, was für Geld da oder dort gilt und was nicht, ohne sich um den Werth nach

holländischen As zu kümmern, was dem Reisenden ganz einerlei seyn kann.

Die Turiner Zitadelle ist in verschiednen Epochen der Kriegsgeschichte von vielen Nationen belagert und vertheidigt worden. Sie bildet ein regulaires Fünfeck, die Bastione haben Orillons und zurückgezogne Flanken nach altitalienischer Form, vor den Kurtinen liegen Raveline, und die Werke sind durchgängig revetirt. Die Zitadelle ist unter Emanuel Philibert erbaut und hat lange Zeit für eine der stärksten in Europa gegolten, jetzt ist sie ziemlich verfallen, die Gräben und Umfassungsmauern sind zwar noch unterhalten, aber im Innern sieht es ein wenig wüst aus. Die Oestreicher, welche lange im Besitz der Zitadelle gewesen sind, sollen viele Verbesserungen gemacht und die Minengänge erweitert haben, da aber die Rahmen zu den Rameaus von zu weichem Holz gezimmert waren, so sind die Gänge größtentheils eingefallen. Die Kasematten sind feucht und dumpfig und für die Gesundheit der Truppen nachtheilig, weshalb die Oestreicher, während ihrer Vertheidigung gegen die Franzosen, im Innern des Platzes eine große bombenfeste Kaserne erbaut haben, die aber durch das feindliche Feuer fast eingeäschert worden ist. Ein Theil der Zitadelle ist armirt, der größere Theil aber nicht.

Der Chevalier d'Angrognia hatte beim Könige die Erlaubniß für uns ausgewirkt, den Waffensaal Sr. Majestät, die Bildergallerie und die Bibliothek zu besichtigen, welche als Königliches Privateigenthum dem großen Publikum nicht offen stehen. — Der Waffen-

saal verdient bei weitem den Vorzug vor allen übrigen, die ich bei meinen vielen Reisen in Europa gesehen habe, und selbst die berühmte **horse armoury** im Tower zu London reicht ihm nicht das Wasser. Der Saal an und für sich befindet sich im Königlichen Schlosse, hat sehr achtbare Dimensionen und ist auf's Reichste dekorirt. In der Mitte steht eine Reihe berühmter Männer aus dem Mittelalter zu Pferde in voller Rüstung, die Pferde sind aber nicht wie anderwärts von Holz gezimmert und mit Oelfarbe angestrichen, sondern mit einer wirklichen Pferdehaut überzogne Meisterstücke der bildenden Kunst, was dieser Sammlung einen doppelten Werth giebt. Die Rüstungen sind restaurirt und wo es nothwendig war, neu vergoldet oder versilbert worden, wodurch die Ritter in einem Waffenschmuck prangen, mit dem sie bei dem glänzendsten Turnier vor Königen und Kaisern erscheinen könnten; die Schärpen sind von Seide mit ächten goldnen oder silbernen Frangen, die Helme mit den schönsten Federn reich verziert, das Unterkleid von Wildleder oder farbigem Sammet, kurz diese stattlichen Ritter sehen grade so aus, wie sie wahrscheinlich in der Blüthenzeit aller Mannhaftigkeit für die Schönheit und Tugend ihrer Dame um den Preis gekämpft haben. Eine glänzendere Aufstellung möchte in Europa nicht zum zweitenmal angetroffen werden, und entspricht ihrer Bestimmung als Privatsammlung eines regierenden Monarchen. An den Wänden und zum Theil in Glasspinden sieht man Waffenstücke verschiedner Art und mitunter von großem historischen Werth, aber eben so wie die Rüstungen der Ritter elegant polirt, was einen prachtvollen Anblick gewährt. Man kann sagen, daß in dieser Sammlung das Werthvolle mit

dem Geschmackvollen und Prächtigen sich verbinden. Leider ist kein Katalog vorhanden, und so kann ich auch nur einige Hauptsachen aus der Erinnerung hier anführen, z. B. das Reitzeug, womit das Pferd des Prinzen Eugen vor Belgrad bekleidet war, der brillante Säbel Tipposaib's, einige türkische Säbel und Dolche, mit ächten Steinen besetzt und reich vergoldet, Indianische Waffen, Feuergewehre von der kunstvollsten Arbeit, mit Silber und Gold, Perlmutter und Elfenbein ausgelegt, u. dergl. m. — Die Verzierungen des Saals selbst bestehen ebenfalls aus einzelnen geschmackvoll zusammengestellten Waffenstücken, aber nach wunderschönen Zeichnungen, welche die im Berliner Zeughause fast übertreffen. Man hätte in diesem süperben Waffensaale viele Stunden zubringen und an dem Reichthum seines Inhalts sich ergötzen mögen; wer aber malt unser freudiges Erstaunen, als wir in einem Glasspinde mitten unter den seltensten Waffenstücken auch den Helm und Harnisch eines Preußischen Kürassiers stehen sahen!

Die Bildergallerie des Königs befindet sich in dem „Palais de Madame", und ist unbestritten die kostbarste Privatsammlung in Europa. Schon die reich und geschmackvoll vergoldeten Rahmen enthalten ein Kapital, um wie viel mehr nicht die Bilder selbst, welche mit wenigen Ausnahmen lauter Originale aus den berühmtesten Schulen Italiens sind, wie die Bolognesische, Venetianische, Römische, Florentinische, Turiner rc. Und wieder ist es die kunstreiche sinnige Anordnung, welche den Werth dieser in ihrer Art einzigen Sammlung noch erhöht. Jetzt erst habe ich einen Begriff von dem Umfange der Kunst bekommen und Originale von Kopien

unterscheiden gelernt, aber auch dadurch erfahren, welche Pfuschereien anderwärts oft für Originale ausgegeben werden. Das kaiserliche Belvedere in Wien enthält zwar der Zahl nach mehr Meisterwerke, aber in Turin ist der Genuß konzentrirter. Einige derselben darf man nur einmal gesehen haben, um sie nie wieder zu vergessen, dahin gehört eine Magdalena von Carló Dolce, eine zweite von Albani, ein Rafael-Sanzio, eine „Fama" von so kühner Zeichnung, daß das Auge darüber erschrickt, und viele andre herrliche Bilder, die ich nicht mehr zu nennen weiß. Zu den Hauptzierden der Gallerie gehört ein Bild des Königs von Sardinien zu Pferde in Lebensgröße von Horace Vernet, so wie eine Abbildung von der nächtlichen Erstürmung des Trocadero, wobei des jetzt regierenden Königs Majestät als damaliger Prinz von Carignan mit der Fahne in der Hand den Stürmenden voran schritt und der Erste war, der sich bis an die Schultern in das Wasser stürzte. Dies herrliche Bild ist ein Geschenk von dem Vater des Königs, Karl Emanuel. Der Sturm auf dieses mächtige Bollwerk vor Kadix fand in der Nacht des 30. August 1823 Statt und gehört zu den glänzendsten Waffenthaten der neuern Franzosen, wobei der damalige Prinz von Carignan, wie der Bericht des Herzogs von Angoulème ausdrücklich erwähnt, sich durch Muth und Unerschrockenheit ausgezeichnet hat. War die That kühn, so stellt die Abbildung nicht minder gelungen sie dar! — Auch aus der „heiligen Geschichte" machen mehre unübertreffliche Originale sich bemerkbar, und eben so wenig fehlt es an schönen Genrebildern, Schlachtstücken, einigen humoristischen Teniers und Canaletti, dem größten Landschaftsmaler, der je ge-

lebt hat; ein ganzes Zimmer ist mit den gelungensten Fruchtstücken angefüllt, ein zweites ganz mit feiner künstlicher Mosaik. Auch vortreffliche Porzellanmalereien sind vorhanden, kurz jedwedes Auge und jeglicher Geschmack finden hier ihre Befriedigung. — In demselben Palais befindet sich auch eine Sammlung Aegyptischer Kunstschätze, die Zimmer waren aber in Reparatur. Es ist bekannt, daß der General v. Menou als Chef der 27. Militair-Division und Administrator des Königreichs lange Zeit in Turin kommandirt hat, und hier soll er auch sein großes Werk über Aegypten gegründet haben; ob und welchen Antheil er aber an der Vervollständigung der Sammlung gehabt hat, ist mir unbekannt. Wie hoch die Kunst in Turin geschätzt wird, geht schon aus den Arbeiten ihrer Akademie hervor, deren Mitglieder zu den ausgezeichneten Gelehrten gehören. Wäre uns die Zeit nur nicht so karg zugemessen gewesen, wir würden gewiß noch andre hohe Genüsse zu erwarten gehabt haben.

Auch dem Besuche der Privatbibliothek des Königs konnten wir nur eine flüchtige Stunde widmen. Sie enthält über 25tausend Bände und viele schätzbare Handschriften. Wir sahen hier Originalbriefe Eugens von Savoyen und des großen Friedrich. Die Bibliothek ist nach Wissenschaften geordnet, aber die militairischen nehmen den ersten Rang ein, da der König, als Soldat im edelsten Wortverstande, ihnen den Vorzug giebt. Wir haben hier auch ein voluminöses Heft Preußischer Artilleriezeichnungen aus einer frühern Zeit gesehen, das im Museum zu Berlin nicht vollständiger gefunden werden kann. Uebrigens wird

die Bibliothek jährlich mit den bessern neu erschienenen Werken vermehrt, wozu der König namhafte Summen aus seiner Schatulle hergiebt.

Gegen sechs Uhr Abends verfügte ich mich zur Tafel in das Palais des Königs, wo ich dem Monarchen, Ihrer Majestät der Königin und den beiden Königlichen Prinzen vorgestellt wurde. König Karl Emanuel ist eine hohe ernste Figur von schöner militairischer Haltung, dabei höchst leutselig und herablassend. Er liebt dreiste, freimüthige Antworten, spricht langsam, deutlich und bestimmt. Im Jahre 1798 geboren befindet sich der Monarch jetzt im kräftigsten Mannesalter und bestieg im Jahre 1831 den Thron. — Ihre Majestät die Königin Therese, eine Schwester des Großherzogs von Toskana, ist eine schlanke Gestalt von einnehmender Liebenswürdigkeit und huldvollem Wesen. Sie trug ein einfaches blauseidnes Kleid von modernem Schnitt, der König aber die Uniform Seiner Garde. — Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Viktor Emanuel, Herzog von Savoyen, ist 19 Jahre alt, Chef des Infanterieregiments Pignerol, und sein jüngerer Bruder, Prinz Ferdinand, Herzog von Genua, 17 Jahre alt, steht als Major bei der Artillerie. Beide Prinzen zeichnen sich durch ein mildes, freundliches Wesen aus, und man gewahrt bald, daß sie der Stolz und die Freude ihrer hohen Eltern sind. Unter den Augen des Königlichen Vaters werden sie zu tüchtigen Soldaten erzogen, wohnen allen Truppenübungen bei, theilen alle Beschwernisse des Dienstes, und widmen sich mit großem Eifer den Wissenschaften, was durch ihren aufgeweckten Geist im Gespräch sich darthut. Die Unterhaltung wurde in

französischer Sprache geführt und drehte sich keineswegs um blos allgemeine Gegenstände. An der Tafel befanden sich etwa dreißig Personen, aber außer der Königin nur die Hofdame vom Dienst. Unter den Herren befanden sich mehre Artillerieoffiziere, da der König dieser Waffe besondre Aufmerksamkeit schenkt. Man hatte mir von der strengen Etikette erzählt, die am hiesigen Hofe herrschen soll; ich habe das aber nicht gefunden, denn die Unterhaltung war frei und ungezwungen, sowohl der König als die Königin waren mittheilend und trugen dadurch nicht wenig bei, das Gespräch zu beleben.

Die Tafel selbst war auf das Prachtvollste servirt, prangte mit kostbaren Aufsätzen in brillanter Kerzenbeleuchtung und athmete bis in das kleinste Detail einen königlichen Glanz. In den Speisen fand ich keinen Unterschied gegen die deutsche und französische Küche, aber das piemontesische Stangenbrod war mir neu; es besteht aus dünnen runden Stangen von etwa zwölf Zoll Länge, einen kleinen Finger dick, von dem feinsten Mehl gefertigt. Etwa zehn bis funfzehn solcher Stangen lagen neben jedem Kouvert, doch wurde auch Laibbrod servirt. Der Wein war in kleinen krystallnen Karaffen aufgesetzt, wird jedoch nicht eher berührt, bis der König den Anfang gemacht hat. Das Dessert bestand aus feinen Bonbons, die hier in Turin auf das Eleganteste und Zierlichste verfertigt werden, aus feinen Konfitüren, einer Menge von Zuckerwerk, feinen Früchten und den herrlichsten Weintrauben von wundersamer Süßigkeit. Die Speisen wurden rasch hinter einander aufgetragen, die Zahl der Gerichte war so groß, daß ich sie unmöglich behalten konnte. — Nach der Tafel ging die

Gesellschaft in ein Nebenzimmer, das ganz mit japanischem Porzellan ausgeschmückt war und von Goldverzierungen strotzte. Hier wurde der Kaffee servirt und es fand eine Art Kour Statt. Der König sprach viel mit mir über das Lager von St. Maurice, wo die Truppen zur Uebung versammelt sind, und kam meiner Bitte, es besuchen zu dürfen, mit Freundlichkeit zuvor. Die Königin spricht sehr leise, was mich in die peinlichste Verlegenheit setzte, und ich mag der hohen Frau durch meine oft auf gut Glück gegebnen Antworten herzlich albern vorgekommen seyn. Der Chevalier d'Angrognia mochte meine Verlegenheit merken und sagte der Königin einige Worte, worauf sie ihre Stimme verstärkte, und nun ging Alles gut. Der Kronprinz ist ein feuriger, lebhafter Herr, Prinz Ferdinand sanfter und mehr seiner hohen Mutter ähnlich, aber beide Prinzen entwickeln eine so herrliche Gemüthlichkeit, daß man sie gleich liebgewinnen muß, und ich kann wohl sagen, daß diese Tafelstunden für mich in jeder Beziehung höchst angenehm gewesen sind. — Der äußere Glanz am Hofe zu Turin wird noch durch die reichen Uniformen erhöht. Die Kammerherren tragen bei Hofe eine eigne Uniform, dunkelblau mit Silberstickerei, selbst wenn sie Militairs sind; überhaupt trägt Alles, was zum Hofe gehört, Uniform, und ein fremder Offizier würde sich hier in der unangenehmsten Verlegenheit befinden, wenn er blos Zivilkleider bei sich hätte, die hier nur den Generalen und den Hofchargen außer Dienst zu tragen gestattet sind. Piemont ist ein reiner Militairstaat, und schon um deswillen fühlt man als Preuße sich hier wohl, besonders aber als Artillerieoffizier, der hier vorzugsweise in Ansehen steht, und da doch einmal von dieser

Waffe die Rede ist, so will ich Einiges darüber hier einschalten.

Der Etat der hiesigen Artillerie besteht aus 12 Feldbatterien in 4 Brigaden getheilt, jede zu 3 Batterien, also etwa wie eine Preußische Artillerie-Brigade, und was bei dieser die Abtheilungen sind, das werden hier Brigaden genannt, doch stehen die zwei Reitenden- und die zwei Positions-Batterien, welche Piemont besitzt, jede in einer Abtheilung zusammen; ein Vorzug, den die Preußische Reitende-Artillerie im Jahre 1809 genoß. Zum Dienst in den Festungen sind 12 besondere Artillerie-Kompagnien vorhanden, und außerdem gehören 1 Pontonir-, 1 Feuerwerks- (Raketen-) Kompagnie und 2 Ouvrier-Kompagnien zum Artillerie-Korps, so wie 4 Gebirgsbatterien in Genua, Finistrelles und Essillon in Savoyen. Die Feldbatterien haben wie bei uns nur bespannte Kadres, auch das nämliche Kaliber, nur nach französischem Maaß. — Die Uniform ist im ganzen Korps die nämliche, hat einen guten Schnitt und ein gefälliges Aeußere. Sie besteht aus einem dunkelblauen Kollet mit schwarzem Kragen und gelbem Vorstoß, dunkelblauen Pantalons mit gelben Streifen; den Czakot ziert, wie bei den Badenern, ein kleiner fliegender Haarbusch. Alles was zu Pferde bei der Artillerie dient, ist auch als Kavallerist bewaffnet. Die Mannschaft der Fuß-Artillerie trägt ein kurzes römisches Schwert und einen Karabiner an einem Riemen über die Schulter gehangen. Die Uniform der Officiere ist eben so elegant wie geschmackvoll, eine Schärpe von königsblauer Seide bildet mit den gelben Abzeichen einen ganz hübschen Kontrast, überhaupt hat die Uniform viel Originelles und Eigenthümliches. Die Stabsofficiere tragen

keine Kollets, sondern Röcke, und statt des Czakots einen Hut mit schwarzem Federbusch. Die Gradabzeichen befinden sich an den Epaulets durch die Zahl der Ringe um den metallenen Halbmond.

Um eine ganz fremde Artillerie richtig zu beurtheilen, muß man vor allen Dingen fragen, was sie in der Armee gilt, wie die andern Truppen über sie denken, und ob das Auge des Monarchen mit Wohlgefallen auf ihr ruht. Fallen die Antworten auf diese zarten Fragen günstig aus, so ist schon viel für eine gute Meinung gewonnen. Nun erfreut sich die Piemontesische Artillerie der Gunst des Monarchen in einem hohen Grade, und aus diesem obersten aller Vorzüge entspringen die übrigen von selbst. Daß der zweite Sohn des Königs, Prinz Ferdinand, als Major bei der Artillerie steht, habe ich schon erzählt. Der Gouverneur dieses hoffnungsvollen Prinzen ist der Generallieutenant Graf Saluces (Bruder des Generalquartiermeisters der Armee) und zugleich Generalfeldzeugmeister (maitre d'ordonnance), ein höchst liebenswürdiger Mann, im Besitz aller Eigenschaften, die den Erzieher eines Fürsten schmücken können. Der Artillerie-Major, Chevalier d'Angrognia, und der Artillerie-Hauptmann Marquis de la Rovera sind Königliche Kammerherren. So befindet sich der Monarch umgeben von Artillerieofficieren, sieht seinen Sohn mit der Uniform dieser Waffe bekleidet, und es kann nicht fehlen, daß die Theilnahme, welche die Artillerie am Hofe findet, ihr manche Begünstigung erwirbt. Aber auch bei der Armee steht sie im Ansehen, denn diese zählt viele kriegserfahrne Officiere, und noch hat kein solcher — dafern er Verstand genug besaß — eine Waffe gering geschätzt,

die heut zu Tage ganz unentbehrlich zum Siege ist. Das Offizierkorps gehört zu den gebildetesten in Europa, die meisten seiner Mitglieder sind aus den vornehmsten Familien des Landes entsprossen, die eine Ehre darin setzen, ihre Söhne in diesem Korps dienen zu sehen, was in Piemont mehr sagen will als anderwärts, weil hier der hohe Adel eine entschiedene Präponderanz zu haben scheint. Deshalb herrscht auch unter den Offizieren ein feiner nobler Ton, welche eben so viel Haltung vor der Front wie in den geselligen Kreisen beweisen, einen auf sorgfältige Erziehung sich gründenden Takt, und es ist ein Vergnügen, ihr gegenseitiges Benehmen wahrzunehmen, das unwillkührlich an den vortrefflichen Geist erinnert, der unter den würtembergschen Offizieren herrscht. Was nun endlich die Leistungen der Waffe selbst betrifft, so werde ich später Gelegenheit nehmen, etwas darüber anzuführen.

Der Graf Robilante hatte ebenfalls an der Königlichen Tafel gespeist und führte uns nach derselben in seine Loge im Theater Carignan. Das Haus ist sehr groß, hat fünf Reihen Logen und eine blendend helle Beleuchtung; sowohl der Saal wie die Bühne sind prachtvoll verziert. Die Oper — der liebe Himmel mag ihren Titel kennen — war schon angegangen, die erste Sängerin hatte eine angenehme Stimme, das ist aber auch Alles was ich von der Vorstellung weiß, denn die Loge füllte sich bald mit unsern neuen Bekannten, deren Unterhaltung meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so daß ich nur dann und wann einen flüchtigen Blick auf die Bühne werfen konnte. Hier ging es mittlerweile scharf her; der erste Akt war vorüber und den Zwischenakt füllte,

nach italienischer Sitte ein Ballet, wobei die Hauptmimen sich wie unsinnig gebehrdeten, einander zu zerreißen drohten, aber zuletzt ganz friedlich in einen Solo- oder Ensembletanz übergingen. Dieses Vagiren mit den Fäusten, dieses Stampfen mit den Füßen, beides nach Takt und Rhythmus, mußte wohl zum Süjet gehören, denn es wiederholte sich unzählige Mal, auch zog sich der Tanz ganz unerhört in die Länge. Die Truppe ist vom Hofe nicht besoldet, denn der König liebt das Theater nicht, geht das ganze Jahr nur an zwei bestimmten Tagen hinein, hat auch keine eigne Loge, und soll gleich nach seiner Thronbesteigung die großen Unkosten, welche früher das Theater verursacht hat, bedeutend ermäßigt haben. Die kleine Hoftruppe, welche jetzt noch unterhalten wird, war eben auf Reisen. Für eine nicht besoldete Truppe konnten die Kostüme brillant genannt werden, und in dem Ballet fand man keinen Unterschied mit dem üblichen Geschmack, die Tänzerinnen zeigten mit lachendem Munde die Zähne, hoben die Beine bis zur Schulter, drehten sich wie Besessene im Kreise oder bogen den Körper wie im Veitstanz, Alles wie man es anderwärts zu sehen gewohnt ist. — Das Ballet war noch lange nicht zu Ende, als wir fast erschöpft das Haus verließen und unsre Freunde uns noch in ein Kaffeehaus führten, um einige Erfrischungen einzunehmen, denn die Hitze an diesem Tage war außerordentlich groß gewesen. Vor Mitternacht kann man in Turin nicht zu Bett gehen, und mit Tagesanbruch sollten wir nach St. Maurice fahren. Aus dem Schlafen wird hier nicht viel.

Das Lager von St. Maurice.

Etwa zwei Meilen von Turin stehen die Truppen den Sommer über im Lager, das sich jedoch von ähnlichen wesentlich dadurch unterscheidet, daß die Truppen wie auf dem Kriegsfuß betrachtet und nur in solchen Dingen geübt werden, welche dem ernsten Gesichtspunkt des Krieges entsprechen, der in der Piemontesischen Armee der vorherrschende ist. — Es existirt eine gedruckte Beschreibung von diesem Lager in französischer Sprache; deren Verfasser ist der General Ravichio de Peretsdorf — von Geburt ein Piemonteser — der en retraite in Paris lebt und zugleich der Uebersetzer meiner Schriften ist, woraus sich auch der Umstand erklären läßt, daß diese in der Piemontesischen Armee besonders Eingang gefunden haben. Ich kann mich daher bei Beschreibung des Lagers ziemlich kurz fassen und werde hauptsächlich nur die individuellen Verhältnisse näher berühren, weil diese ein allgemeines Interesse haben dürften, zuvor aber ist es nothwendig, die Zusammensetzung der Armee kennen zu lernen, wie folgt:

Eine Brigade Garde-Infanterie von 3 Bataillonen zu 6 Kompagnien jedes.

Neun Brigaden Linien-Infanterie zu 2 Regimentern, das Regiment aus 2 Bataillonen, jedes zu 6 Kompagnien bestehend. Im Ganzen etwa 21,000 Mann Infanterie im Frieden und nahe an 60,000 Mann im Kriege.

Sieben Regimenter Linien-Kavallerie, zu 6 Eskadrons, das Regiment im Frieden 500, im Kriege 700 Pferde stark.

Zwölf Batterien Feld-Artillerie für die aktive Armee, worunter 2 schwere, 8 leichte und 2 Reitende.

Von dieser Armee stehen 2 Divisionen im Lager. Die erste ist vier Infanterie-Regimenter stark (Brigaden Königin und Pignerol), mit 2 Fußbatterien; die zweite besteht aus einer kombinirten Garde-Infanterie- und aus einer Kavallerie-Brigade von 2 Regimentern, nebst einer Reitenden-Batterie. Ferner gehören dazu: ein Sappeurbataillon, eine Abtheilung Bergjäger (bersaglieri) und ein angemessener Proviant-Train. — Endlich ist das Hauptquartier zu St. Maurice von einer Abtheilung Königlicher Karabiniers besetzt, welche den Dienst beim Könige versehen, so lange Seine Majestät dort anwesend ist. Die ganze Stärke der lagernden Truppen beläuft sich auf etwa 15,000 Mann und 2000 Pferde.

Der kommandirende General ist der G.-F.-M. und General-Quartiermeister der Armee Graf von Saluces (Saluzzo), der G.-Lt. Graf v. Lamanta kommandirt die erste Division, der G.-M. Graf Hippolite v. Sonnaz die zweite Division, der G.-M. Baron

Visconti die Kavallerie, der G.-M. Graf Villafalette die kombinirte Infanterie-Brigade. — Der Oberst und General-Adjutant Graf von Franzini ist Chef des Generalstabes, und der G.-M. Graf v. Salasco dem Kommandirenden zur Unterstützung zugetheilt. Jede Division hat ihren eignen Generalstab. Die Artillerie steht unter dem Oberbefehl des Obersten Graf v. Carpenetto, die ganze administrative Parthie unter dem General-Intendanten Grafen Appiani.

Das Lagerterrain liegt auf dem rechten Ufer des Malone zwischen der Fisca und einigen Torrenten, welche aber im Sommer ganz trocken sind. Es ist eine wüste Haide von unzähligen Erdrissen durchschnitten und ganz geeignet, die Manövrirfähigkeit der Truppen auf die Probe zu stellen. In der Front des Lagers in weiter Ferne erblickt man die Alpenkette und mehr links den mächtigen Mont-Cenis, sonst aber überall nur flaches Land.

Die drei Infanterie-Brigaden stehen theils in Baracken-, theils in Zeltlägern, womit die Bataillone wechseln. Die drei Zeltläger führen die Namen: König, Herzog von Savoyen, Herzog von Genua, und sind zwischen die Barackenläger eingeschoben. Das Lager des Königs (**campo del Re**) liegt im Zentrum. Die Kavallerie, Artillerie und Sappeurs kantonniren in nahe gelegnen Ortschaften und Meierhöfen.

Für den ganzen Dienst während der Lagerzeit ist eine weitläufige gedruckte Instruktion ausgegeben, von der man so artig war, mir ein Exemplar zuzustellen,

nebst

nebst allen Dispositionen, Tagesbefehlen, Lagerplänen und Zeichnungen, sämmtlich in italienischer Sprache. Der Dienst scheint sehr gut geregelt zu seyn und wird mit großer Strenge betrieben; für jeden einzelnen Zweig bis ins kleinste Detail sind bestimmte Vorschriften gegeben, welche indessen für die höheren Offiziere einem entsprechenden Spielraum übrig lassen. Für die Uebungen selbst ist eine Zeiteintheilung entworfen und die Anordnung so getroffen, daß diejenigen Bataillone, welche abwechselnd in Zeltlägern stehen, den Vorpostendienst üben, und die in Baracken stehenden sich wie in Kantonirungen betrachten. Der ganze Entwurf aller Uebungen ist mir sehr zweckmäßig vorgekommen.

Der lagernde Soldat erhält täglich ein halbes Pfund Fleisch, eben so viel Weißbrod zur Suppe, $\frac{5}{12}$ Pfund Reis oder Maccaroni und ein Quartier Wein, außerdem aber seine gewöhnliche Brodportion; doch muß ich bemerken, daß ein piemontesisches Pfund nur 24 Berliner Loth schwer ist. Für diese vortreffliche Verpflegung erleidet der Soldat $\frac{2}{3}$ seines Soldes Abzug und das dritte Drittel bleibt ihm zu Speck, Butter und andern kleinen Ausgaben; der tägliche Sold eines Infanteristen ist aber 30 Centesimi, oder 2 Sgr. 8 Pf. — Auch jeder bürgerliche Offizierbediente erhält die obigen Lebensmittel in Natura. Der Gesundheitszustand der Truppen ist, trotz der entsetzlichen Hitze am Tage, der empfindlichen Kühle der Nächte und dem beschwerlichen Dienst — denn von Ruhetagen ist hier wenig die Rede — sehr befriedigend. Nach dem Rapport vom 10. September hatte das Korps 599 Kranke, also etwa 4 Prozent.

Die ganze Front des Lagers ist 7000 Schritt lang, der Rücken läuft parallel zur Fisca, und durch die Chaussee von St. Maurice wird das Lager in zwei gleiche Theile getheilt. Die sechs Baracken- und drei Zeltläger bilden jedes für sich ein abgeschlossenes Ganze, aber hinter der Front läuft für alle gemeinschaftlich ein schöner Kanal — **canale militare** genannt — der expreß hier gegraben wurde, um den Truppen stets frisches fließendes Wasser zuzuführen. — In den Zeltlägern lagern die Truppen in Kolonnen, jedes Bataillon hat 144 (viereckige) Zelte, welche in 16 Reihen stehen und 8 Kompagniegassen bilden. — Jede Baracke ist auf 150 Mann eingerichtet, welche der Länge nach in vier Reihen ihre Lagerstellen haben, so daß in der Mitte ein Gang frei bleibt. In jeder Baracke befindet sich ein Abschlag für den Offizier vom Dienst, und die übrigen wohnen in besonderen Baracken. Eine solche Baracke ist 80 Fuß lang, halb so breit und bis zum Dachforst 20 Fuß hoch. Die Offiziere sind auf einfaches Feldgeräth angewiesen; Federbetten kennt man hier nicht, aber die Soldaten erhalten außer Strohsack und Zudecke noch ein Laken. — In allen Theilen herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit. Jedes Barackenlager ist mit einem von lebendigen Hecken umpflanzten Wassergraben umgeben, die Baracken selbst zwar nur von Holz, aber sehr solide erbaut und bleiben den Winter über stehen. Die erste Anlage dieses Lagers datirt sich vom Jahre 1833.

Den Truppenübungen haben wir an zwei verschiedenen Tagen beigewohnt. Das erstemal fuhr uns Graf Robilante in seiner eigenen Equipage hinaus, das zweitemal der Hauptmann Cavalli. Auf halbem Wege

zum Lager passirt man die Stura und später das Städtchen Caselle. — Das Quartier des Kommandirenden in St. Maurice befindet sich in einem süperben Hause, das ein Pallast genannt werden kann und einem reichen Partikulier gehört. Die innere Einrichtung ist fürstlich. — Graf Saluces empfing uns mit großer Höflichkeit. Er ist ein erfahrner Krieger, hat in der französischen Armee mit Auszeichnung gedient, repräsentirt den Feldherrn mit Würde und ist dabei im Umgange höchst liebenswürdig. — Oberst Graf Franzini, sein Chef des Generalstabes, hat seine militairische Laufbahn in der französischen Artillerie begonnen und die Kampagne in Rußland mitgemacht. Er sowohl wie die übrigen zum Hauptquartier gehörigen Offiziere boten Alles auf, sich gefällig gegen uns zu bezeigen. — Nach dem Frühstück begab sich der Kommandirende mit seinem Stabe, dem auch wir uns anschlossen, nach dem Absteigequartier des Königs, um Se. Majestät zu erwarten. Hier wurden durch Königliche Lakaien aufs Neue Erfrischungen herumgereicht, da die Hitze schon sehr bedeutend war, obgleich es eben erst acht Uhr geschlagen hatte.

Kurz darauf kam der König mit den beiden Prinzen und einigen Hofkavalieren in drei sechsspännigen mit Postpferden bespannten Wagen an. Die Infanteriewache vor dem Palais und die der Karabiniers im Vorhause traten ins Gewehr, der Tambour der ersteren schlug so lange den Grenadiermarsch, bis der König ausgestiegen und in das Haus getreten war. Der Kommandirende überreichte den Tagesrapport, worauf einige Präsentationen statt fanden, und als der König sich auch an mich wendete, nahm ich Gelegenheit, ihm meinen Sohn vorzustellen.

Er äußerte, die Truppen wären erst seit kurzem zusammen und würden heut zum erstenmal in der Division exerziren, weshalb man die Anforderungen nicht zu hoch spannen dürfte. Der König trug Generalsuniform, die übrigen Offiziere waren in Gala und höhst elegant gekleidet. Die Generale tragen Hüte mit breiten goldnen Tressen, aber keine Plüme in den Krempen. Der Hut wird so getragen wie bei uns, eine Spitze vorne. — Man stieg zu Pferde. Für uns waren Pferde aus dem Königlichen Marstall in Bereitschaft gehalten und der beaufsichtigende Offizier fragte später mehremal, ob wir auch damit zufrieden wären. Der König und die Prinzen ritten wunderschöne Thiere, und auch die Offiziere der Suite waren sehr elegant beritten. An diesem Tage hatte der Chevalier d'Angrognia den Hofdienst, konnte sich also mit mir nur wenig beschäftigen, desto angelegentlicher that es der Hauptmann Marquis de la Rovera, der als Königlicher Kammerherr den Titel eines Majors führt, was man hier scherzweise **major à vapeur** nennt. — Von der Thür des Palais bis zum Lager, eine Strecke von 4000 Schritt, wurde fast immer Galop geritten. Der König hat zu Pferde eine schöne Figur und liebt es, rasch zu reiten.

Die drei Infanterie-Brigaden standen zur Parade aufgestellt, aber auf verschiedenen Plätzen. Bei jeder ritt der König, nachdem die Honneurs gemacht waren, die Front herunter, und wenn er einen Offizier passirte, so zog er den Hut, denn diese Grußbezeigung ist hier noch Sitte. — Die Soldaten sind nicht groß, aber ein kräftiger gesunder Menschenschlag und von blühendem Ansehn. Die Grenadiere und die Eliten-Kompagnien haben

größere Leute und die letzteren nur Leute von untadelhafter Führung. — Die Infanterie macht alle Uebungen stets mit vollem (wirklichem) Gepäck, und trägt den gerollten Mantel auf dem Tornister in einem Ueberzuge von blau und weiß gestreifter Leinwand. — Die Richtung in den Brigaden war gut, aber in der etwas legeren und unruhigen Haltung erkannte man die Söhne des heißen Himmelsstrichs.

Jede Brigade mit ihrer Artillerie exerzirte einzeln für sich und mit vieler Präzision. Der Marsch ist frei weg, ohne allen Zwang. Bei den Evolutionen wird viel getrommelt, man sagte mir aber, das dies bei der großen Menge ungeübter Soldaten — Provinziali oder Neueinberufene — nothwendig sey, um den Gleichtritt zu befestigen. — Der König beobachtet die größte Ruhe, verlangt sie aber eben so von den Führern. Die Bewegungen folgten rasch aufeinander und zeugten von Sicherheit in der Führung. — Begiebt sich der König zu einer andern Brigade, so geschieht es im schnellen Galop, ohne auf Gräben oder sonstige Bodenhindernisse zu rücksichtigen. In Bezug auf die Person des Monarchen wird hier eine eigene Etikette beobachtet. Der König reitet mit dem Kommandirenden ganz vorne und der Kammerherr vom Dienst links hinter ihm, die Suite hält sich aber mehre Schritt zurück; wendet sich nun der König, so zieht derjenige, der dadurch in seinen Gesichtskreis kommt, den Hut und begiebt sich schnell wieder in ein rückwärtiges Verhältniß, weshalb man sehr aufmerksam seyn muß, um keinen Verstoß zu begehen. Mit wem der König sprechen will, den läßt er rufen, und wenn er das Gespräch abbricht, so ist dies ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Mir ist

diese Ehre an beiden Tagen oft zu Theil geworden, ja Se. Majestät forderte zuweilen meine freimüthige Meinung, besonders über die Artillerie, deren Leistungen auf dem abscheulichen Terrain auch den strengsten Anforderungen genügten.

Von der Kavallerie exerzirten nur 6 Eskadrons mit zwei Reitenden-Geschützen, diese aber im Feuer. Die Kavallerie gewährt einen schönen Anblick, der stählerne polirte und reichverzierte römische Helm kann nicht geschmackvoller seyn, so daß ich mir eine Zeichnung davon ausgebeten habe, und wobei ich einschalte, daß jedes Uniformstück in der Armee durch eine lithographirte Darstellung mit Angabe der Maße genau vorgeschrieben ist. So schön dieser Helm auch ist, so klagen die Reiter doch, daß er in der Sonnenhitze sehr brennen soll. Die Kavallerie trägt keine Kürasse, ist sehr gut beritten und die Flügelschwadronen sind mit Lanzen bewaffnet. Die Bewegungen waren einfach, und die Reiterei im Einzelnen ohne Tadel. Die Reitende-Artillerie ist schnell und gewandt, scheut keine Hindernisse des Bodens, bewegt sich stets auf den Flügeln der Kavallerie, tritt blitzschnell auf und verschwindet eben so schnell; aber dem Auge des Preußen erscheint es störend, nicht alle Leute beritten, sondern zwei Mann auf der Protze fahren zu sehn.

Von der Hitze auf dieser wüsten Haide hat man keinen Begriff. Um so bewundernswürdiger ist die Ausdauer der Soldaten, von denen ich keinen einzigen austreten oder marode gesehen habe, obgleich die Uebungen zuweilen sieben bis acht Stunden dauern, und nur wenig dazwischen geruht wird. In einer solchen Pause führte man uns an

die Baracke des Kommissariats und erquickte uns mit einem Glase weißen Landwein, der mit Zucker gemischt wie Champagner moussirt.

Die Uebung endete um drei Uhr Mittags. Der König begab sich im Galop nach St. Maurice und von da zu Wagen nach Turin zurück. Bei der Abfahrt wiederholten sich die Ehrenbezeugungen wie bei seiner Ankunft. — Wir blieben in St. Maurice, da der Kommandirende uns zur Tafel geladen hatte. In seinem Hause erhielten wir ein Zimmer angewiesen, um uns zu reinigen, denn wir waren so mit Staub bedeckt, daß die Grundfarbe des Rocks kaum zu erkennen war. Ein Kammerdiener servirte mittlerweile Sorbet, Weintrauben und Kaffee, wobei ich die Erfahrung gemacht habe, daß heißer Kaffee das beste Mittel gegen den Durst ist, während der Sorbet zwar im ersten Augenblicke kühlt, aber später den Durst doppelt vermehrt. — Um halb fünf Uhr ging man zur Tafel, wobei die Herren in Interimsröcken erschienen. Vorher fand eine Art Kour Statt, mit dem Hut in der Hand. Alsdann wurden die Hüte und Säbel auf einen großen Tisch in der Mitte des Zimmers gelegt und in den Speisesaal gegangen. Die Gesellschaft bestand aus mehr als vierzig Personen, welche größtentheils alle zum Hauptquartier gehörten. Die Tafel war auf das Glänzendste dekorirt, unter andern mit einem kostbaren Aufsatze von Florentinischem Alabaster, das Diner selbst konnte fürstlich genannt werden. Ich hatte die Ehre, neben dem Kommandirenden zu sitzen, der hier im traulichen Gespräch eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und Herzensgüte entwickelte. Da er viel in der Welt gesehen und erfahren hat, so

ist er von allen Verhältnissen des Auslandes genau unterrichtet, sprach mit großer Achtung von den Preußischen Einrichtungen, lobte die stete Kriegsbereitschaft unsrer Armee und fügte lächelnd hinzu: „Wir können es Ihnen freilich nicht gleichthun, denn wir sind klein und arm, aber wir setzen wenigstens einen Stolz darin, die Preußen in Italien zu seyn." — Nach der Tafel fuhr der General Graf Salasko mit uns nach dem Lager, um die innere Einrichtung der Baracken zu besehen. Hier herrschte bis in's kleinste Detail die musterhafteste Ordnung, die Leute sahen, trotz der Anstrengung des Vormittags, ganz vergnügt aus. Wir besahen die Baracken, die Küchen, Brunnen und andern Anstalten. Eine Kompagnie rückte so eben schon wieder mit vollem Gepäck aus, um während der Nacht das Piket zu geben, so greifen die Uebungen in einander. — Es dunkelte bereits, als wir nach St. Maurice zurückkamen. Graf Robilante hatte die große Gefälligkeit gehabt, uns seine Equipage zurückzulassen, mit der wir nach Turin zurückfuhren, vorher aber dem Kommandirenden versprechen mußten, übermorgen wieder hinaus zu kommen und bei ihm zu essen. Auf diese Weise reihte eine Zuvorkommenheit sich freundlich an die andre, und in Turin, wo wir spät Abends ankamen, wartete der gute Kapitain Actis seit mehren Stunden auf uns, um uns die vom Chevalier entworfne Disposition für den folgenden Tag mitzutheilen. Noch will ich bemerken, daß ich bei der Rückfahrt in dem Städtchen Caselle vor einem Kaffeehause still halten ließ und ein Glas Wasser forderte, worauf man nach langem Harren Sorbet brachte, denn hätte ich gewöhnliches Wasser haben wollen, so mußte ich **acqua pura** fordern. — Die vorige Schilderung von

den Erlebnissen dieses ersten Besuchstags des Lagers wird darthun, daß derselbe eine ununterbrochne Kette von militairischen und geselligen Genüssen gewesen ist. Ja, in einem Piemontesischen Hauptquartiere versteht man zu leben und den Fremden gastlich zu behandeln!

Am nächsten Uebungstage waren die Empfangsfeierlichkeiten des Königs ganz wie vorgestern. Welche rege Theilnahme der Monarch den Truppen widmet, geht schon daraus hervor, daß er regelmäßig einen Tag um den andern das Lager besucht und dort sieben bis acht Stunden verweilt. — Heute waren wir mit Hauptmann Cavalli und noch zwei Neapolitanischen Offizieren hinausgefahren, einem blutjungen Artillerieoffizier, der, wenn er weniger gesprochen hätte, weit liebenswürdiger gewesen seyn würde; der andre gehörte zur Legation, figurirte also nur in Garde-Miliz-Uniform, und schien ganz neu vom Schneider eingekleidet zu seyn. Man scheint hier von den Neapolitanern wenig Notiz zu nehmen, was an der etwas kühlen Aufnahme im Hauptquartier zu merken war. — Die Hitze war heute wo möglich noch ärger als vorgestern und der Staub fast unerträglich. — Der König nahm zuerst eine Parade der **Ecole militaire** ab, welche die Pflanzschule für die Offiziere bildet. Außer dieser Anstalt existirt noch zu Racconiggia, einer Domaine des Königs, ein Institut für arme Soldatenkinder unter dem unmittelbaren Schutz des Monarchen, über welches ein Offizier mir äußerte: „Um Ihnen eine Idee davon zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß unser König dort der gute Vater seiner guten Kinder ist“, eine Aeußerung, welche jenes Institut allerdings hinreichend charakterisirt. — Nach die-

ser kleinen Parade manövrirte die 1ste Division im Feuer. Ich war nicht wenig überrascht, hier die Preußischen Füsilier-Signale blasen zu hören, und kann den Eindruck nicht beschreiben, den diese befreundeten Töne hier, fast am Fuß des Mont-Cenis, und gegen dreihundert Meilen vom Vaterlande, auf mich gemacht haben. — Zu den Tirailleurs werden nur die gewandtesten Leute genommen, abgesehen von ihrer Größe. Der Manövrirschritt ist nur 100 in der Minute, der Sturmschritt aber 120, wie bei uns. — Das Feuer giebt die Infanterie ganz wie die Preußische ab, hat aber außerdem noch das Pelotonfeuer. Es würde zu weitläuftig seyn, alle Eigenthümlichkeiten der Piemontesischen Armee hier zu erzählen, aber ich kann versichern, daß sie viele gute Einrichtungen hat, welche nachahmungswerth sind. Dagegen muß ich von einer Truppe sprechen, welche durch ihre ganz aparte Organisation besondre Aufmerksamkeit verdient, ich meine die Piemontesischen Bergjäger (bersaglieri) des Obersten Grafen Marmora. — Der König war so gnädig, einen solchen Jäger in meiner Gegenwart sich wie zum Gebirgsdienst ausrüsten zu lassen, wobei der Oberst die nöthigen Erklärungen gab. Diese Ausrüstung ist ganz auf das Erklimmen der mit Eis und Schnee bedeckten Gebirge berechnet.

Der Bersagliero*) trägt auf dem Kopf eine wollene Zipfelmütze, welche ihm die Ohren schützt, und darüber einen Filzhut mit flachem Kopf, den eine kleine grüne Feder ziert, mit breiten abstehenden Krempen, damit ihn der Schnee nicht in's Gesicht schlägt, einen

---

*) Von Berságlio — die Scheibe, wonach geschossen wird.

blautuchnen kurzen Ueberrock und darüber einen langen runden Mantelkragen wie eine Pelerine, der ihm bis an's Knie reicht, denn ein gewöhnlicher Mantel würde ihn am Klettern hindern. Die Büchse hat unter der Kolbe zwei Eisenspitzen, kann also zugleich als Eisstock dienen. Im Innern des Kolbenhalses befindet sich eine Nuß, um welche ein flacher kupferner Streifen oder Tresse mit 37 ganz flachen Zündhütchen spiralförmig gewickelt ist, mit einem Mechanismus, wodurch nach jedem Schuß sich ein Hütchen von selbst wieder auf das Piston schiebt, und der Jäger sein Gewehr auch mit Handschuhen bedienen kann. Diese ganze Ausrüstung und Bewaffnung ist eine Erfindung des Obersten Marmora, der aber noch täglich daran verbessert. Der Oberst ist zum Bersagliero geschaffen, voller Lebendigkeit und Feuer, ein ächter Kriegsmann und abgehärteter Jäger, dabei von unverwüstlicher Laune. Der König scheint ihm sehr gewogen, und als er hörte, was der Monarch von ihm verlangte, sagte er lachend: „**Aha! le colonel veut voir mes brigands?**" wie er scherzweise seine Jäger nennt, die in ihrer vermummten Kleidung allerdings etwas räubermäßig aussehen. Die Bersaglieri sollen vortreffliche Schützen seyn, sind gegen Hitze und Frost unempfindlich, fechten niemals in Reih' und Glied, bringen ihren sichern Schuß nach eignem Ermessen an, kennen keine Schwierigkeit des Terrains und sollen einen großen Ortssinn besitzen. Spaßhaft war es, diesen Mann bei einer Temperatur von wenigstens 30 Grad so ausgerüstet zu sehen, als sollte er eben den Mont-Cenis im härtesten Winter besteigen.

Die Uniform der übrigen Infanterie ist sehr einfach,

die Röcke von dunkelblauer Grundfarbe mit farbigen Aufschlägen, blaue Pantalons und der kühlen Nächte wegen niemals leinene, französische Czakots mit farbigen Houpons, woran sich die Kompagnien unterscheiden. Bemerkenswerth ist, daß jedes Bataillon einen besondern Reserve-Tirailleurzug hat, der nicht in der Front steht, sondern zum Patrouilliren, zu Flankendeckungen ꝛc. und in den Quarrees zu Verstärkung der Ecken verwendet wird.

Bei dem heutigen Manöver führte der Kronprinz sein Regiment (Pignerol). — Der König beobachtet alle Bewegungen sehr genau und scheint ein scharfes militairisches Auge zu haben. Findet er etwas zu erinnern, so sagt er es dem Kommandirenden so leise, daß Niemand von der Suite es hören kann. Er ist zwar stets ernst und gemessen, aber in seinen Aeußerungen sehr herablassend, und dann gehen seine Züge in große Milde über, welche Zutrauen einflößt. Auch heut sprach der König viel mit mir über die Verwendung der Artillerie, die in der That nicht besser hätte seyn können und eine vortreffliche Instruktion beweiset. Ich könnte viele einzelne Fälle erzählen, wo die Batterien große Gewandtheit und Geschicklichkeit im Manövriren entwickelt haben, doch das würde zu weitläuftig seyn. — Die Uebung dauerte zwar beinahe sieben Stunden, aber diese sind mir wie im Fluge vergangen. Der Preußische Offizier fühlt sich augenblicklich einheimisch in dieser Armee, die in so vieler Hinsicht an die vaterländische erinnert, und hoch klopft das Soldatenherz, wenn es auch hier einen ritterlichen König, umgeben von den Söhnen seines Hauses als Feldobersten im Waffenschmucke sieht. Unvergeßlich werden die Tage von St. Maurice mir bleiben!

Den Beschluß machte ein Parademarsch, die Infanterie in Kompagniefront, die Kavallerie in halben Eskadrons, die Artillerie in Halbbatterien zu vier Geschützen. Einen strengen Maßstab darf man dabei nicht anlegen, und es würde unbillig seyn, von diesen ungeübten Soldaten, von denen über Zweidrittel viele Jahre lang nicht unter den Waffen gewesen sind, eine völlig normale Haltung zu verlangen, um so mehr nach einem siebenstündigen Exerziren in der sengendsten Sonne und auf einem Boden, der wie glühende Lava unter den Füßen brannte.

Bei allen Manövern folgen kleine, mit zwei Pferden bespannte und in Federn hängende Ambülancen den Truppen, zur Fortschaffung der etwa Verunglückten, wozu sich glücklicherweise heute keine Gelegenheit fand; allein in der vorigen Woche ist der Reitenden-Artillerie ein sehr betrübender Vorfall begegnet, indem zwei Mann, welche auf der Protze fahren, beim schnellen Uebergange über einen Graben im Galop herunterstürzten und übergefahren wurden, so daß der eine von ihnen am andern Tage gestorben ist. Dies eine Beispiel mag für tausende gelten, wie gefährlich es ist, bei der Reitenden-Artillerie die Mannschaft anders als zu Pferde fortzubringen.

Bevor der König St. Maurice verließ, empfahlen wir uns Ihm mit dem ehrerbietigsten Dank für alle genossnen Auszeichnungen. Der Monarch entließ uns auf das Huldvollste und mit der gütigen Aeußerung, daß es ihn freuen solle, wenn wir uns an seinem Hofe und in seiner Armee gefallen hätten. — Nicht minder gütig

und herzlich nahm der Kommandirende nach dem Diner von uns Abschied, und wir fuhren nach Turin zurück, begleitet von den besten Wünschen der Kameraden, gegen welche wir die unsrigen mit wahrer Hochachtung und Dankbarkeit für alles uns erwiesene Gute austauschten.

Im Hotel erwartete uns schon der Chevalier d'Angrognia mit den übrigen Freunden, um abermals einen Plan für den folgenden Tag zu entwerfen; kurz, wir kamen in Turin so zu sagen nicht zu Athem.

Turin (zweite Reprise). — La Veneria. — La Mandria.

Der Chevalier zeigte uns Abbildungen von dem glänzenden Turnier, das im vorigen Jahre bei der Anwesenheit Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Thronfolgers von Rußland, auf Befehl des Königs, in Turin abgehalten worden ist. In diesem Turnier ritten vierzig Piemontesische Edelleute oder Hofbeamte im brillantesten Ritterkostüm. Der Schauplatz war im Königl. Theater bei voller Abendbeleuchtung. Der untere Raum des Saals war zur Rennbahn eingerichtet, die Zuschauer in den Logen, die Herren im großen Gala, die Damen im höchsten Putz, von Brillanten funkelnd, — es soll ein unbeschreiblich glanzvoller Anblick gewesen seyn, und das ganze Turnier vielleicht das schönste Ritterspiel der neuern Zeit. Ich habe schon erzählt, daß in Piemont viel Werth auf gutes Reiten gelegt wird, weil der König selbst einer der besten Reiter und ein großer Freund von schönen Pferden ist, weshalb auch sein Marstall zu den besten in Europa gehören dürfte. Der Luxus, der hier mit Pferden getrieben wird, ist sehr groß, und sie kosten den Offizieren enorme Summen. Auch die Equi-

pagen des Adels sind höchst brillant, die des Grafen Robilante hätte ein Fürst nicht schöner haben können. Der hiesige Adel muß überhaupt sehr reich seyn, das geht aus der luxuriösen Einrichtung der Palais, den reichen Livreen der Bedienung und aus vielen andern Dingen hervor.

Der Zufall hatte es gefügt, daß wir den achten September in Turin zubrachten. Dies ist der Jahrestag seiner Befreiung durch den Prinzen Eugen von Savoyen. An diesem Tage hört der König mit den Prinzen die heilige Messe in der Superga, einer am linken Ufer des Po auf einem hohen Berge gelegnen Kirche. Hier stand früher ein kleines Kapellchen, in welcher Victor Amadeus II. das Gelübde that, daß, wenn die Mutter Gottes ihm zum Siege und die Franzosen schlagen helfen wollte, welche damals Turin belagerten, er ihr eine schöne Kirche erbauen würde. Sie that, wie er gebeten, und er baute ihr die Kirche. — Bekanntlich gelang es am 8. September 1706 dem heldenmüthigen Eugen sich mit den Piemontesern zu vereinigen und die Franzosen nicht nur vor Turin auf's Haupt zu schlagen, sondern auch aus ganz Italien zu vertreiben. — Die Superga ist eine der schönsten Kirchen mit einer Portica von acht marmornen Säulen, über welche sich eine 200 Fuß hohe Kuppel erhebt, neben der noch zwei andre schöne Thürme sich befinden. Auch das Innere der Kirche ist größtentheils mit weißem und buntem Marmor bekleidet, und das Gewölbe des Souterrains enthält die Fürstengruft des Hauses Savoyen mit schönen Sarkophagen. Von der Gallerie der Kirche hat man eine weite Aussicht auf die reizende Gegend

gend von Turin und die gesegneten Ebnen Piemonts mit unzähligen Dörfern, Schlössern und Casinen. Der Berg, auf dem die Superga steht, ist mit Weinreben bepflanzt, und mit Pfirsich-, Mandel- und Feigenbäumen bewachsen, zwischen welche hie und da einige Kastanien sich mischen. — Wichtiger als die Kirche ist für jeden Preußen die Stelle, wo die braven Brandenburger unter Leopold von Dessau die Französischen Linien zuerst erstiegen und mit ihrem Blut erobert haben. Noch bis auf den heutigen Tag ist der 8. September für Turin ein Dank- und Freudenfest, an dem die Stadt glänzend illuminirt wird, was sich an den hohen regelmäßigen Façaden ganz vorzüglich schön ausnahm.

Den andern Morgen um sieben Uhr holte uns der Chevalier d'Angrognia ab, und wir fuhren nach La Veneria, wo seine Artillerie-Abtheilung kasernirt ist. Die Kaserne war früher ein Königliches Jagdschloß und daher kommt auch der Name. Das Schloß ist ein weitläuftiges, im alt-italienischen Styl gebautes Gehöft mit hohen geräumigen Sälen, schönen Pferdeställen u. s. w. Neben dem Schloß liegt ein freier Platz, der zugleich zum Exerzir- und Schießplatz dient, so daß selten eine Artillerie-Abtheilung eine bequemere und großartigere Lokalität besitzen wird.

Zuerst exerzirte eine halbe Fußbatterie von zwei Kanonen und zwei Haubitzen. Die Leute waren zwar im Paradeanzuge, hatten aber feldkriegsmäßig gepackt. Jedem Geschütz folgt beständig ein Munitionswagen, auf dem 5 Mann fortgebracht werden. Diese Batterie exerzirte sehr gut und rasch, einige Bewegungen wurden so

gar im Galop ausgeführt, und das Feuer äußerst schnell abgegeben. Aber das Reglement ist sehr weitläuftig und das Abfeuern mit dem Zündlicht hat nicht meinen Beifall. — Sodann exerzirte ein Zug Reitender-Artillerie von zwei Kanonen. Der Anblick dieser schönen Truppe würde viel Zutrauen erwecken, wenn nicht die beiden Unglücklichen auf der Protze säßen, die man ohne wehmüthige Besorgniß nicht ansehen kann. Der Zug exerzirte rasch und gewandt, aber das Reglement enthält auch bei dieser Waffe manches Ungehörige, dagegen ist das Material vortrefflich. Wir mußten diesen wackern Leuten doppelt verpflichtet seyn, da sie gestern bei St. Maurice sieben Stunden exerzirt hatten, am Nachmittage nach La Veneria marschirt waren, um heute vor mir zu exerziren, und vom Fleck wieder nach St. Maurice zurückmarschirten. Ich hatte zwar auf das Bestimmteste dagegen protestirt; allein der Chevalier äußerte scherzhaft, daß seine Leute sich die Ehre nicht nehmen lassen würden, vor einem Offizier zu exerziren, der für das Wohl der Waffe schon so manche Lanze gebrochen hat. — Die hiesigen Artilleristen sind sehr schöne Leute, denn sie werden expreß für diesen Dienst ausgesucht. Das hübsche Kostüm, der freie, ungezwungene Anstand geben der Truppe ein stattliches, ritterliches Ansehen, das den passionirten Soldaten anspricht. Die Pferde sind groß, schön und kräftig, werden meistens aus Deutschland bezogen und kosten ungeheure Summen. Die Offiziere sind sehr gut beritten und elegant uniformirt. Obgleich an der Ausrüstung nichts zu tadeln war, so blickte doch hie und da eine kleine südliche Nonchalance durch, die man indessen des übrigen Guten wegen gern übersieht.

Nach dem Exerziren besahen wir die Kaserne, die Ställe und die Gegenstände des Unterrichts. Der Chevalier giebt sich unendliche Mühe mit der Ausbildung seiner Abtheilung und wird durch seine gediegne Wissenschaftlichkeit recht erfreulich unterstützt. Er beschäftigt sich aber auch mit andern nützlichen Dingen, und wir sahen unter andern einen von ihm verfertigten kolossalen Hohlspiegel von sechs Fuß Durchmesser, der mit bengalischem Feuer erleuchtet wird, und dann auf mehr als tausend Schritt die ganze vorliegende Gegend erhellt, was bei Belagerungen sehr nützlich seyn kann. Da der Chevalier das Deutsche versteht, so hat er mehre artilleristische Bücher übersetzt, worunter auch eins von mir diese Ehre gehabt hat, das er im Triumph mir zeigte, da er schwerlich ahnen konnte, den Verfasser persönlich kennen zu lernen.

Hierauf begaben wir uns in die große Reitbahn, um das Reitinstitut des Rittmeisters v. Wagner in Augenschein zu nehmen. Dasselbe hat viel Aehnlichkeit mit der Lehr-Eskadron zu Berlin, wird aber jetzt eine andre Formation erhalten. Der Rittmeister hat früher in der Preußischen Kavallerie gedient und ist einer der vorzüglichsten Reiter. Er hatte die Güte, uns mit einigen Produktionen des Instituts zu erfreuen, und zwar zuerst Proben aus der höhern Reitkunst. Wir sahen einen schneeweißen Schimmelveteran seinen **galloppo a quattro tempi** mit einer Präzision ausführen wie ein Jüngling und mehre andre Lektionen gut abgerichteter Schulpferde. Sodann ritten acht Eleven eine Quadrille, wobei ganz allerliebste Touren vorkamen. Die Eleven haben eine geschmackvolle Uniform, tragen Helme und

führen nächst dem Säbel eine Lanze. Hierauf wurde das Signal zum Schwärmen gegeben, wobei jeder Reiter auf eigne Hand karakolirte, um seine Gewandtheit zu zeigen, und wobei es überraschte, daß Einer dem Andern stets mit solcher Geschicklichkeit auszuweichen wußte, daß kein Zusammentreffen Statt fand, und wodurch die schönsten Gruppirungen aus dem Stegereife entstanden, wie keine Kunstreitergesellschaft sie darstellen kann. Auf „Apell!" ordneten sich die Eleven und begannen zu Zwei und Zwei ein Kontrafechten, wobei der Säbel gezogen und die Lanze an den linken Arm gehängt ward. Ich muß gestehen, niemals vollendetere Leistungen von Soldaten zu Pferde gesehen zu haben. — Herr Rittmeister v. Wagner produzirt sich selbst niemals vor Fremden, machte aber mit uns, als seinen lieben Landsleuten, eine Ausnahme, bestieg ein wunderschönes dunkelbraunes Pferd — das er auch bei dem großen Turnier geritten hat — und bewies hier praktisch seine Befähigung, an der Spitze eines Reitinstituts zu stehen, auf das Glänzendste. Diese Stunde ist eine der genußreichsten für uns gewesen.

Wir fuhren nach einem nahe gelegnen Landgestüt, wo sich über dreißig Englische Beschäler befinden. Der Marquis v. Pampara ist Direktor aller Gestüte des Königreichs, und so ansehnliche Summen auch auf die Verbesserung der Pferdezucht hier verwendet werden, so muß sie doch noch nicht so weit vorgeschritten seyn, um die Armee zu versorgen, weil man sonst nicht so viele Pferde im Auslande kaufen würde.

Mittlerweile hatte der gefällige Chevalier in La Veneria ein **déjeuner dinatoire militaire** serviren las-

sen und machte den gütigen Wirth. Hier kam auch eine Pflanzenspeise mit einer Oelbrühe zum Vortrag, welche Aehnlichkeit mit unserm Kalmus hat und als Leckerbissen gilt, ich war aber nicht im Stande, ihr dieses Prädikat beizulegen. Es ist ein Vergnügen, wahrzunehmen, welch hübscher Ton unter den Artillerieoffizieren und welch schöner Geist überhaupt in diesem Korps herrscht, sowohl vor der Front als im geselligen Kreise. Dieser feine, anständige Ton geht auch auf die Unteroffiziere und Soldaten über, was sich in ihrem ganzen Benehmen erkennen läßt. Viele Einrichtungen in der Piemontesischen Artillerie würde man ihr vielleicht nicht nachahmen, aber jeden Augenblick mit Freuden sie gegen den Feind führen, so viel Zuversicht flößt sie selbst demjenigen ein, der sie zum erstenmale sieht.

Nach dem Frühstück — das beiläufig gesagt, bis drei Uhr gedauert und die kleine Gesellschaft in sehr frohe Stimmung versetzt hatte — fuhren wir nach La Mandria, dem Privatgestüt des Königs, das ganz süperbe eingerichtet ist. Man findet hier schöne Pferde aus allen Ländern und so sahen wir auch einen bildhübschen „Trakehner". Jedes Pferd hat im Stall seinen eignen Stand, aber es befremdete, die Ställe gepflastert zu finden, vielleicht um den Hufen in diesem heißen Klima mehr Kühlung zu geben. Das Futter ist von vollem reichen Korn und das Heu hat einen entzückenden Duft. — Es befindet sich hier auch eine kleine Züchtung von Maulthieren, in Gebirgsländern offenbar ein noch nützlicheres Thier als anderwärts. — Außer dem Landgestüt zu La Veneria befindet sich noch ein zweites zu Ansie in Savoyen, worin aber nur Zugpferde von französischer Race gezogen werden.

Am andern Nachmittage besuchten wir das Laboratorium, das unter spezieller Aufsicht des Marquis de la Rovera steht. Er zeigte uns die Anfertigung der Munition, der Congreveschen Raketen und der Shrapnells, die letzteren nach französischem Muster und noch nicht vollständig erprobt. Die Raketen werden hier nicht gepreßt, sondern gerammt, aber mit einer sinnreichen schüzzenden Vorrichtung für den Arbeiter, falls eine Rakete unter der Ramme sich entzünden sollte. Die Raketiers machen ein abgesondertes kleines Korps aus, und haben ein eignes Exerzirreglement. — Hier werden auch die Kupferstreifen mit Zündhütchen für die Marmora'schen Bersaglieri verfertigt und überhaupt Alles was zu den Feuerwaffen gehört. Die Bleikugeln für die Infanterie werden nicht in Formen gegossen, sondern mit einer Maschine gepreßt.

Am Tage vor unsrer Abreise hatte Hauptmann Cavalli die Güte, uns das interessante Schauspiel eines Brückenschlages über den Po zu geben. Er ist Chef der Pontoniere und zugleich ein schöner Soldat von kräftigem militairischen Aeußern, großem Anstande und vortrefflichen Kenntnissen. Nach seiner Angabe ist der Piemontesische Pontontrain eingerichtet und organisirt, worüber ein gedrucktes Heft mit schönen Zeichnungen existirt, das er mir zum Geschenk machte. Die Pontons sind von Holz, hinten breit und vorne spitz, die Tragebalken ganz abweichend von andern Konstruktionen zum Zusammenlegen und dadurch transportabler, ob aber auch eben so haltbar, kann nur die Erfahrung lehren. — Den Brückenschlag selbst übergehe ich und bemerke blos, daß die Arbeit schnell von Statten ging, die Pontoniere

eine gründliche Ausbildung an den Tag legten, und der Offizier, der die Arbeit leitete, ein wohl unterrichteter, bescheidner junger Mann war. Auch bei dieser Gelegenheit machte sich das heiße italienische Blut bemerkbar, die Pontoniere waren so eifrig und flink, daß die Schiffe sich bewundernswürdig schnell eins an das andre reihten und in wenigen Minuten bereits der halbe Fluß überbrückt war. — Den Pontonieren hat der König das ehemalige Lustschloß Valantin als Kaserne überwiesen. Dies schöne Gebäude liegt dicht am Po, ging während der Insurrektion an einen Partikülier über und fiel später wieder an die Krone zurück. Der Schloßgarten war früher eine beliebte öffentliche Promenade und ist es wahrscheinlich auch jetzt noch.

Auf dem Rückwege sprachen wir noch einmal im Arsenal an, um eine Menge Bücher und Zeichnungen in Empfang zu nehmen, mit denen man uns beschenkt hatte. Hier besahen wir nachträglich die Gießerei und den Waffensaal. Die Gewehre stehen in großen Pyramiden und sind mit zierlichen Vorhängen von starker blau und roth gestreifter Leinwand bedeckt. — Hierauf machten wir dem guten General v. Morelli unsern letzten Besuch. In seinem Büreau hängt das wohlgetroffne Portrait des berühmten Antoni Papacino, der sich um die theoretische Artillerie so sehr verdient gemacht und hier seine Wirksamkeit gefunden hat. Er trägt die damalige Artillerieuniform, blau, mit rothen Rabatten und silbernen Knöpfen. In der geistreichen Physiognomie erkennt man auf den ersten Blick den tiefen Denker und den unermüdlichen Forscher. — Wir schieden mit dem aufrichtigsten Dank von den Offizieren

des Arsenals und dem biedern General v. Morelli, dessen freundliche Gesinnungen sich noch beim Abschiede auf das Herzlichste aussprachen.

Der Chevalier führte uns noch in die große neue Kavallerie-Kaserne. Die Stuben waren sehr propre, haben aber weder Oefen noch Kamine. Im Hofe läuft rund um die Bel-Etage außerhalb der Mauer ein Balkon als Korridor, was einige Unbequemlichkeiten bei Regenwetter haben dürfte. Die Ställe sind schön eingerichtet und außerordentlich hoch; aber es befremdet, daß die Kavallerie bisher keine bedeckte Reitbahn gehabt hat, die jetzt erst gebaut wird.

Den Tag vor unsrer Abreise hatte mich der Kriegsminister zu sprechen verlangt, der einer Unpäßlichkeit wegen das Zimmer hüten mußte. Er beehrte mich mit einer langen und interessanten Unterhaltung, erkundigte sich angelegentlich, ob man auch nichts versäumt habe, uns den Aufenthalt in Turin angenehm zu machen, und benachrichtigte mich, daß bereits Ordres nach Genua abgegangen wären, um unsern Empfang vorzubereiten. Ich benutzte diese willkommne Gelegenheit, einige Worte über die Nothwendigkeit, die beiden Unberittenen bei der Reitenden-Artillerie beritten zu machen, einfließen zu lassen, was nicht unfreundlich aufgenommen wurde, und so habe ich vielleicht den wackern Waffengefährten einen kleinen Dienst erwiesen.

Unsre Abreise war vor der Thür, und immer hatte sich noch keine Gelegenheit gefunden, der Frau Gräfin v. Robilante unsre Aufwartung zu machen. Kapitain

Actis, der unermüdlich Gefällige, fuhr daher expreß mit uns nach „Lingotte“ hinaus, aber leider! verfehlten wir auch hier die Gemahlin unsers freundlichen Beschützers. Die Frau Gräfin v. Dohna fanden wir zwar zu Hause, aber leidend auf der Ottomane. — Den letzten Mittag waren wir noch des Kapitains Gäste in einer eleganten Restauratian, der Chevalier hatte leider! den Dienst und konnte nicht mit uns speisen, führte mir aber den östreichschen General v. Martini zu, der die Güte hatte, mir Empfehlungen nach Mantua und Verona mitzugeben. Auf diese Weise sorgte d'Angrognia auch noch für unser Bestes jenseits der Grenze des Königreichs.

Die Abschiedsstunde rückte immer näher, aber noch im letzten Augenblicke sollte mir eine Freude zu Theil werden, die mich nicht wenig überraschte. Der Chevalier d'Angrognia überreichte mir nämlich ein Paar schön gearbeitete Pistolen als ein Geschenk von Sr. Majestät dem Könige, zum Andenken — wie der Monarch sich ausgedrückt hatte — an die Waffenfabriken von Turin. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, wie sehr ich mich von diesem Beweise der Huld und Theilnahme ergriffen fühlen mußte. — Die Grafen Robilante und Dohna besuchten uns noch, um Abschied von uns zu nehmen, die übrigen Freunde begleiteten uns zur Post, und noch aus dem Wagen heraus drückten wir einander auf das herzlichste die Hand, vielleicht für dieses Leben zum letztenmal. Man sieht, daß wenn Herz und Gemüth einverstanden sind, selbst die fremde Sprache kein Hinderniß für eine aufrichtige, auf gegenseitige Achtung gegründete Theilnahme werden kann, und mit Preziosa's Worten hätten wir ausrufen mögen: „Leb' wohl, Turin! Nie wende sich dein Glück!“

Alessandria. — Marengo. — Die Apenninen.

Bei Alessandria passirt man den Tanaro auf einer schönen, 250 Schritt langen Brücke, welche nicht auf Pfeilern, sondern auf einzelnen Gewölben oder vielmehr Arkaden ruht, wahrscheinlich um dem reißenden Strome im Frühjahr mehr Widerstand zu leisten. Links jenseits der Stadt liegt die Zitadelle, ohne deren Besitz die Schlacht von Marengo noch verderblicher für die Oestreicher ausgefallen wäre. Die Werke sind gut unterhalten, beide Eskarpen revetirt, die trocknen Gräben aber nur schmal, jedoch mit einer bewässerten Künette versehn. Als die Franzosen noch Herren von Alessandria waren, sollen die Werke durch den genialen Ingenieurgeneral Chasseloup noch verstärkt, und um Steine zu gewinnen der Stadtdom abgetragen worden sein, weil man den Ort als einen Hauptwaffenplatz in Italien betrachtete. Dennoch sind mir die Profile nur unbedeutend und sogar niedrig vorgekommen. — Sobald man die Bormida überschritten hat, betritt man den klassischen Boden von Marengo, von dem der geistreiche Verfasser der „Geschichte der Kriege in Europa" sagt: daß Bonaparte nirgends weniger Beweise eines sonst so glänzenden Ta-

lents geliefert hat, als in dieser Schlacht, welche nichts destoweniger der große Haufe in die Reihe seiner vorzüglichsten Waffenthaten stellt. Ohne in eine nähere Erörterung dieser bittern Glosse einzugehn, wäre es wenigstens nicht das erstemal, das die Göttin Fama etwas zu volltönig in ihre Posaune geblasen hätte. So viel ist gewiß, daß General Desaix, der die Schlacht gewann, welche Bonaparte bereits vollständig verloren hatte, dem ersten Konsul eben so zur gelegenen Zeit gestorben ist, wie Schiller dem „Lord Leicester“ jenen „Mortimer“ sterben läßt. Auf der Stelle, wo Desaix fiel, hat Bonaparte zwar eine Denksäule setzen lassen, deren Inschrift erwähnt aber nichts von dem Tode des Helden, sondern enthält die zweideutigen Worte: **„Ici à Marengo, le 25. Prairial** (18. Juni) **année 8. Bonaparte premier consul de la republique française a conduit l'armée à la victoire.** — Das Schlachtfeld dürfte — obzwar 39 Jahre seitdem verflossen sind — sich wenig verändert haben. Es ist eine unabsehbare Ebene, aber mit eigenthümlichen Anpflanzungen, die man mit eigenen Augen gesehen haben muß, um ihren Einfluß auf die Bewegungen der Truppen beurtheilen zu können. Das Feld ist nämlich in schmale parallele Streifen getheilt, der eine mit türkischen Weizen besät, der andre ein Jahr um's andre brach liegend, und die äußeren Raine beider Streifen sind mit niedrigen Maulbeerbäumen besetzt, an denen sich Weinstauden wie Festons anranken, was einen besonderen aber sehr hübschen Anblick gewährt. Wenn also eine Kavallerie quer über Feld attakiren will, so hat sie alle funfzig Schritt eine solche kombinirte Maulbeer-Weinhecke niederzureiten, hinter welcher die feindliche Infanterie sogar eine Deckung findet.

Das Dorf Marengo ist — wie alle Dörfer in Italien — ganz von Stein erbaut, und liegt einige tausend Schritt von dem rechten Ufer der Bormida, welche im Sommer fast ganz trocken ist. Auf dem Schlachtfelde liegen außerdem noch einige Ortschaften und zerstreute Casinen, welche rundherum ebenfalls mit Maulbeerhecken bepflanzt sind. Gebirge erblickt man nur in weiter Entfernung. Am linken Ufer des Tanaro läuft die Bergkette Castelli und im Süden sieht man die Vorgebirge der Apenninen. So ist das Schlachtfeld beschaffen, über welchem noch heute ein politisches Dunkel verbreitet liegt. Wenn übrigens erwogen wird, daß die Oestreicher unter Melas die Stärkeren waren, daß sie hinter sich eine wohlbesetzte Festung hatten, die Franzosen aber die feindliche Bergfestung Tortona in ihren Rücken, so ist bei der anerkannten Bravour der Oestreichschen Truppen kaum zu begreifen, wie sie bei Marengo geschlagen werden konnten, denn selbst nach Desaix's Eintreffen von Genua soll der Sieg noch keineswegs für die Franzosen entschieden gewesen seyn. Auch das Landvolk war auf östreichscher Seite und auf's höchste gegen die Franzosen erbittert, von denen mehre Hundert noch während der Schlacht in dem Dorfe La Spinola ermordet worden sind.

Der Erdboden enthält in dieser Gegend viele Kalktheile, aus denen sich bei trockner Witterung ein unerträglicher Staub entwickelt, der so fein ist, daß er die innersten Falten der Kleider durchdringt und von dem wir viel zu leiden hatten. — Die Maulbeerplantagen werden immer häufiger, denn der Seidenbau macht hier einen Hauptbetriebszweig aus, und die piemontesische

Seide wird zu der vorzüglichsten gerechnet. — Hinter Novi passirt man das lange Defilee der Scrivia. — Die Hitze nahm mit jeder Minute zu, ein scharfer Wirbelwind kräuselte dichte weiße Staubsäulen vor und hinter dem Wagen empor und gab uns Allen bald das Ansehn von Müllerburschen. Der Genuß von Weintrauben, welche die Bettelkinder hier gegen ein elendes Almosen dem Reisenden darreichen, war ein erquickendes Labsal in dieser höchst unbehaglichen Situation. — In Ronda verzehrten wir ein gutes, reinlich servirtes Mittagbrod, wozu der Wein als Zugabe gilt.

Allmählig fängt der Weg an zu steigen, und bis zur Höhe des Gebirges hatten wir vier Pferde vor dem Wagen, hier aber wurden die Vorderpferde abgenommen und zurückgeschickt. Um drei Uhr Nachmittags hatten wir den Gipfel der Apenninen erreicht und gewannen den ersten Einblick in dieses seltsam geformte, rauhe und wilde Gebirge. Man kann sagen, daß die Berge mehr zerrissen als zerklüftet sind, unzählige Bergzungen mit scharfem Kamm zweigen sich von dem Hauptrücken ab und bilden schroffe Thäler. Mir sind die Apenninen als ein schauerliches Gebirge von ganz verschiedenem Charakter wie alle übrigen erschienen, die ich bisher gesehen habe. Ueberall nur Wald und mit Wein bepflanzte Berggruppen. Der jenseitige Abhang stürzt sich steil in das Thal, und die Chaussee würde selbst mit gehemmten Rädern unfahrbar seyn, wäre der steile Abfall nicht durch mehr als hundert Zickzacks gebrochen, wodurch man keinen Schritt vorwärts zu kommen glaubt, weil man oft gradezu wieder zurückzufahren scheint. — Zu beiden Seiten des Weges liegen viele Dörfer und Gehöfte, aber

es sind elende Nester, deren Häuser durch die graue Staubdecke noch widriger aussahen; statt der Fenster sieht man nur schwarze, offne Höhlungen, als ob inwendig Alles ausgestorben wäre. Verschwunden ist die reizende Zierlichkeit Piemonts, und der Eintritt in Ligurien hat nichts Erfreuliches. — Rechterhand begleitet die Chaussee das trockne Steinbett der Polcevera, einer im Frühjahr wüthenden Torrente, die dann eine Breite von vielen hundert Schritten einnimmt, jetzt aber trieben friedliche Maulthiere und Karren darin umher. Die Frequenz der Straße ist außerordentlich groß, wir begegneten vielen hundert Wagen, Karren und Maulthieren und einer Unsumme von Lohnkutschern — Vetturini — mit zur Ungebühr beladenen Wagen, eigentlich viersitzig, aber oft mit zehn bis zwölf Menschen zum Erdrücken vollgepackt. — Unser Postillon fuhr wie rasend den Berg hinunter, was an den scharfen Biegungen der Zickzacks sehr gefährlich ist, und zeigte lachenden Muthes mit der Peitsche auf eine Stelle, wo erst vor kurzem ein Wagen in den Abgrund gestürzt und mit Mann und Maus begraben worden ist. Doch diese Postknechte sind blos rohe Kinder der Gegenwart, und fremder Schaden pflegt überhaupt den Menschen nicht weise zu machen. — Das Ligurische Landvolk hat erschreckende Physiognomien, schöne Menschen, aber wahre Banditengesichter, und in ihrer nervigen Faust glaubt man beständig den gezückten Dolch zu sehen, bis das Auge sich an diese verwilderten Gestalten gewöhnt hat. Die Gesichter sind von der Sonne gebräunt, das rabenschwarze Haar hängt in trotziger Fülle bis auf die Schultern und eine bunte wollne Zipfelmütze — woran man jeden Genueser erkennen kann — erinnert unwillkührlich an den „Masaniello“ in der „Stummen

von Portici". — An jedem Hause befindet sich eine bunte Madonna in Freskomalerei, wobei der Kondukteur — ein gegen Alles, was Genuesisch ist, erbitterter und dabei ekelhaft schwatzhafter Franzose — die giftige Bemerkung machte, daß hier auf jedes Haus ein Heiliger und zwanzig Spitzbuben kämen. Ich habe sobald keinen so unerträglichen Schwadroneur gesehen.

Das letzte Dorf vor Genua heißt Ponte decimo. Hier sind die Ufer der Polcevera mit vielen Landhäusern bedeckt, aber sie haben meist ein schmutziges verfallenes Ansehen. Bis zu der Brücke von Cornegliano, auf welcher General Massena am 4. Mai 1800 die merkwürdige Konvention von Genua abschloß, und wo die Straße nach Voltri abgeht, fährt man beständig nach Süden und hat das Mittelmeer vor sich, plötzlich aber dreht sich die Straße links nach St. Pietro d'Arena, und nun fährt man dicht am Ufer des Meeres. Dies Dorf ist schon als eine Vorstadt von Genua zu betrachten, hat hohe Häuser, oft von sechs bis sieben Stockwerken, starrt aber von Schmutz und Unrath. Dagegen ist der Anbau der Bergabhänge ganz herrlich, während der Blick auf das Mittelmeer zu den schönsten Genüssen gehört. — Auf den höchsten Bergspitzen erheben sich die mächtigen Forts, welche Genua beherrschen, und dazwischen prangt die schönste und reichste Vegetation. Ueberall sieht man köstlichen Wein, bald an Wänden, bald an Lauben gezogen oder in Festons, dazwischen Oliven-, Lorbeer- und Mandelbäume, woran der Süden Ueberfluß hat; ja man behauptet, daß der Baumwuchs in ganz Italien nirgends so schön angetroffen wird als in der Riviera von Genua, auch sollen bei

St. Remo im Genuesischen Gebiet die meisten Limonen gewonnen werden. — Um sechs Uhr Abends waren wir am äußern Thore von Genua, wo wir unsern Paß abgeben mußten.

Es ist kaum möglich, mit gespannterer Erwartung einen fremden Ort zu betreten, als wir das in so vielen Beziehungen merkwürdige Genua. Schon den Knaben hatte Schillers „Fiesko" mit Begeisterung erfüllt, die Geschichte des Genuesischen Freistaats des Jünglings wärmsten Antheil rege gemacht, der Mann und Soldat dessen Kriegsgeschichte gern und mit Theilnahme studirt — und nun lag der Schauplatz selbst, auf dem so viel Wunderbares geschehen, plötzlich vor seinen trunknen Blicken da, sein Fuß stand im Begriff ihn zu betreten! was früher blos Vorstellungen einer durch eine romantische Geschichte angereizten Einbildungskraft gewesen waren, das sollte jetzt in lebendige Wirklichkeit sich verwandeln! — Wer sich das Alles so recht lebhaft zu denken im Stande ist, der wird auch die Empfindungen begreifen, die sich meiner bemeisterten, als jetzt der Wagen in Genua's Thor hinein rollte.

Genua. — Südlichstes Ziel der Reise.

Wenn man von St. Pietro nach Genua fährt, so ist der Leuchtthurm das erste bemerkenswerthe Gebäude, von hoch schlanker, unglaublich kühn aufgeführter Gestalt, wie eine Zeder, deren leuchtende Krone ihre Strahlen weit in das Meer hinein wirft. Der Thurm steht auf einem kleinen Felsenhügel, ist mit einer Befestigung umgeben und diese mit Schießscharten versehen, welche die Straße bestreichen und den Eingang zu Genua von dieser Seite vertheidigen. Diese Lokalität erinnert lebhaft an den Eingang zum Ehrenbreitstein bei Koblenz. — Von dem äußern Thore an fährt man auf einem schön gepflasterten Quai neben dem Hafen, hinter der neuen Mole (**molo nuovo**) weg, welche den Hafen an der Westseite gegen die Meeresfluth beschützt. Ihr gegenüber, also an der Ostseite, befindet sich die alte Mole (**molo vecchio**) als zweite Schutzwehr für den Hafen. Diese Molen, sämmtliche Häuser und Gartenmauern, mit einem Wort ganz Genua ist eine ungeheure Steinmasse, welche der Zeit und den Elementen für eine Ewigkeit Trotz bietet. — Auf dem Quai liegen mehre Hafenbatterien des schwersten Kalibers, hinter de-

nen man unmittelbar weg fährt, und noch ehe man an das zweite oder innere Thor gelangt, wo die Stadtbefestigung ihren Anfang nimmt, fährt man bei dem so berühmten Pallaste Doria vorbei auf dem Platze gleiches Namens. — Von hier an erhebt sich die Stadt amphitheathralisch in stolzer Pracht, ein Anblick von wunderbar ergreifender Wirkung. — Die Einfahrt in das Thor, zwischen den Trümmern einer abgebrochnen Mauer, ist unschön, aber gleich darauf reiht Pallast sich an Pallast die ganze herrliche **Strada balbi** entlang. Höchst überraschend ist die Form des Straßenpflasters, das in dieser Art zum zweitenmal nicht in Europa angetroffen wird. Die Fahrbahn ist von regelmäßigen länglichen Quadersteinen gebildet, die so aneinander gefugt sind, wie das Tafelwerk eines Parketts, eine vollkommne Ebne von fast mathematischer Genauigkeit, und neben der Fahrbahn liegen zwei Streifen von ganz kleinen runden Steinchen von der Größe eines Eis für die Fußgänger; außerdem haben aber die breitern Straßen, deren es freilich hier nur wenige giebt, schöne Trottoirs. — Mit der Pracht der Straße Balbi stehen die übrigen engen und winkligen Gassen im schneidendsten Kontrast. Sie laufen wie ein Irrgarten durch ganz Genua, ein wahres Labyrinth, aus dem Niemand ohne Führer sich herausfindet, und viele sind so eng, daß kaum drei Menschen nebeneinander gehen können. Da nun die Häuser oft sieben bis acht Stockwerke hoch sind, so ist erklärlich, daß man in diesen Steinritzen am hellen Tage im Dunkeln wandelt. Darum arbeiten auch die meisten Handwerker in großen Gewölben des Erdgeschosses mit weit geöffneten Thorflügeln, weil sie im Innern der Häuser beinahe

alles Licht entbehren. Aber den Nutzen dieser engen Gassen und hohen Häuser wird man bald gewahr, denn sie gewähren dem Fußgänger Schutz gegen die sengenden Strahlen einer glühenden Sonne. Alle diese kleine Gassen sind mit Lava gepflastert und haben in der Mitte einen ganz schmalen Rinnstein zum Abfluß des Regenwassers; daß man übrigens in diesen Steinritzen, wie ich sie genannt habe, alle Augenblick zusammenrennt und Rippenstöße nicht ausbleiben, läßt sich denken. Wirkliche Straßen, welche Anspruch auf diesen Namen haben, hat Genua eigentlich nur drei, die schon genannte Strada Balbi, die Strada nouva e novissima und die Strada Giulia, diese aber strotzen dafür von Pallästen.

Schon beim ersten Eintritt in die Stadt wird man vom Volksgewühl erdrückt und sieht sich von hundertfältigem Gesindel umgeben, das über die Bagage der Ankommenden herzufallen droht. Im Posthofe hatten wir daher ein zweites Gefecht von Como zu bestehen, doch die Unterstützung der wackern Westpreußischen Musensöhne fehlte, und mit Mühe gelang es, unser bischen Hab' und Gut vor den Klauen der Gauner zu bewahren und glücklich nach dem Hotel **della Villa** zu schaffen. Dies Hotel ist unbezweifelt ehemals der Pallast eines Genuesischen Großen gewesen, denn es ist beinahe Alles darin von Marmor: Balkon, Treppengeländer, Tisch- und andere Platten bis zu den stillen Orten, die der gesunde Mensch mindestens einmal des Tages zu betreten pflegt. Hoch oben unterm Dach erhielten wir ein Stübchen, dessen einziges mit Eisenstäben vergittertes Fenster nur in den Mittagsstunden ein sparsames Licht herein ließ, aber die Wände waren reinlich geweißt, die Betten

propre und nicht eine Spur von Ungeziefer störte unsern Schlaf. Wahrhaftig, Herr Nicolai muß die Flöhe, von denen er so viel erzählt, aus Potsdam nach Italien mitgebracht haben, denn vom Splügen bis an das Mittelmeer haben wir keine zu sehen bekommen. — Im Postbüreau erfuhr ich eine seltne Probe von Zutrauen. Ich hatte nämlich noch das Personengeld von Alessandrien aus nachträglich zu entrichten, hätte aber dazu meinen Koffer öffnen müssen, doch der höfliche Postmeister überhob mich dieser Unbequemlichkeit mit dem Bemerken, ich könnte es ihm ja morgen oder übermorgen schicken; gegen einen wildfremden Reisenden gewiß ein honetter Indult!

Eine besondere Schwierigkeit in Italien hat das Reinigen der Kleider, weil die Lohndiener und Hausknechte sich durchaus nicht darauf verstehn, vielleicht auch zu faul sind; wollten wir also den aufgesammelten Kalkstaub aus den Falten unsrer Röcke los werden, so mußten wir wohl oder übel! selbst zur Bürste greifen, ein Geschäft, das ich seit meinem Unteroffizierstande nicht mehr getrieben hatte, doch Noth lehrt ja beten, um so eher also Kleider ausbürsten. — Das Frühstück genossen wir in Genua im Kaffeehause **le quattro stagione** (zu den vier Jahreszeiten) in einem der unzähligen Winkeldurchgänge zwischen zwei Parallelstraßen; der Salon war aber so finster, daß Tag und Nacht eine von der Decke herabhängende Lampe darin brennen mußte. Hierauf machten wir Toilette, und meldeten uns, da der Gouverneur abwesend war, bei dem Kommandanten und Divisionsgeneral Baron v. Crotti, einem lebhaften freundlichen Herrn, dem man den tüchtigen Kriegsmann auf den ersten Blick ansieht. Er war von Turin aus bereits auf unsre

Ankunft vorbereitet und gab uns ein Billet an den Obersten der Artillerie und eine Ordonnanz mit, um uns den Weg nach dem Arsenal zu zeigen. Dasselbe liegt am Westende der Stadt auf einer hohen Terrasse, zu der eine lange Rampe hinaufführt. In Abwesenheit des Obersten erbrach ein Stabsoffizier das Billet und erbot sich sogleich auf das Freundlichste uns herumzuführen. — Der Waffensaal ist grandios und reich gefüllt. Wir sahen hier ein sehr seltnes Stück, nämlich den metallenen Schnabel (**rostrum**) eines römischen Schiffes, also eine ächte Antiquität, die im Jahre 1597 im Hafen von Genua gefunden und das einzige Exemplar seiner Art seyn soll. — Ferner steht auf der Terrasse des Arsenals ein bemerkenswerther Krahn, ganz von Gußeisen und mit einem sehr sinnreichen Windewerk, um den schweren Lasten den mühsamen Weg auf der Rampe zu ersparen. — Endlich verdient bemerkt zu werden, daß sich an der Thurmuhr des Arsenals ein Datumzeiger befindet, was ich bei einer Thurmuhr wenigstens noch nicht gesehen habe.

Von da gingen wir auf die Admiralität, wo man mit vieler Bereitwilligkeit uns eine Erlaubnißkarte zur Besichtigung des Marine-Arsenals einhändigte, das an einem Freihafen liegt, der etwa 120 Schritt in's Gevierte groß und mit 30 Fuß hohen Mauern umgeben ist. Hier lag ein als Kriegspaketboot ausgerüstetes Dampfschiff von recht guter Einrichtung. Im Marine-Arsenal wird ohne Ausnahme Alles verfertigt, was zur Flotte gehört und zwar fast durchgängig von Galeerensklaven. Die einzelnen Werkstätten befinden sich nach den Handwerken abgesondert in großen Schuppen und Gebäuden. Freilich läßt diese Anstalt mit der Englischen in Ports-

mouth sich nicht vergleichen, reicht aber für das kleinere Bedürfniß vollkommen aus. — Die Marine-Kaserne ist ein schönes sehenswerthes Gebäude, das unter andern einen Schlafsaal für nicht weniger als 4000 Matrosen enthält. Die Hängematten — denn nur dadurch ist es möglich, so viele Schlafstellen in einen einzigen Raum zusammen zudrängen — bilden mehre Etagen, und alle Gerüste, sogar die Treppen zu den oberen Schichten, sind von Gußeisen. Der Saal ist zwar ungeheuer hoch, indessen dürfte doch das Anhäufen so vieler Menschen einige Bedenklichkeiten für die Gesundheit erregen. Neben dem Saal befindet sich eine Kapelle, wo wiederum Alles von Eisen ist, selbst die Notenpulte für die Musizi.

Das Arsenal umschließt zugleich ein Bagno der Galeerensklaven, und da ich eine solche entsetzliche Anstalt zum erstenmal besuchte, so habe ich mich etwas genauer darin umgesehn. Die Verbrecher sind meistens zu zwei und zwei mit einer schweren Kette zusammengeschmiedet, tragen grobe rothe Jacken, graue leinene Pantalons und farbige wollne Mützen, woran sich die Dauer ihrer Strafzeit erkennen läßt. Ich sah auch das fürchterliche Instrument, mit dem sie gebrannt werden, konnte mich aber nicht entschließen, mir das Brandzeichen selbst zeigen zu lassen; auch erweckt das Umherwandeln unter lauter groben Verbrechern, die meisten mit gräulichen Banditengesichtern und allen Merkzeichen innerer Verworfenheit, ein eignes unheimliches Gefühl. Aber mit noch mehr Schaudern betritt man ihre Schlafsäle. Sie schlafen in einer gewölbten Kasematte auf einer Pritsche von nackten Ziegelsteinen, welche gegen die Füße hin etwas abfällt, unter einer ärmlichen Decke von Wolle,

aber ohne alle Unterlage. Nur wer durch Fleiß und Sparsamkeit einige Lumpen sich erworben hat, darf die Wohlthat eines weniger harten Lagers als den nackten Stein genießen. Längs dem Fußende der Pritsche läuft eine eiserne Stange, woran die Schläfer des Nachts angeschlossen bleiben, und jeder hat sein eignes schweres Vorlegeschloß. In einer solchen Kasematte schlafen durchschnittlich 130 Verbrecher, am Tage darf aber Niemand sich darin aufhalten. In einer Ecke hat ein sogenannter Knapphans sich etablirt, und Lebensmittel und Getränke zum Verkauf ausgestellt. — Daß die Sklaven Alles arbeiten müssen, was zur Flotte gehört, habe ich schon gesagt, und viele lernen erst hier ein Handwerk. Der fleißige und geschickte Arbeiter bringt es bis zu einem täglichen Verdienst von 4 Sols (20 Pfennige), denn ein höherer Lohn würde sie nur üppig machen. Von der Krone bekommt jeder täglich 2 Pfund Brod, eine warme Suppe, dann und wann ein Maaß Wein, aber kein Fleisch. Uebrigens sehen die meisten ganz vergnügt dabei aus, und alle grüßten uns im Vorbeigehen auf das Freundlichste.

Die Kanonenböte, welche im Marinehafen lagen, waren fast ganz so eingerichtet wie die Dänischen, führen hinten einen langen 24Pfünder, und vorne 2 Karronaden. — Eine Gondel brachte uns an Bord der Fregatte Beroldo — Kapitain d'Anvillière, von 54 Kanonen — die im Hafen vor Anker lag. Dieses schöne Kriegsschiff ist sehr elegant eingerichtet, in der Kajüte des Kapitains alles Holzwerk von Mahagoni, alle Verzierungen von Messing oder Bronze. Auf dem Schiffe herrschte eine musterhafte Reinlichkeit, und der Dienst scheint mit Strenge betrieben zu werden. Die Fregatte hatte außer

dem Kapitain, 5 Offiziere und 350 Mann Equipage, was im Vergleich zu den Englischen Fregatten wenig ist; dagegen werden diese an Eleganz von den Sardinischen noch übertroffen.

Major Boyle von der Artillerie wurde unser gütiger Führer bei einer Promenade durch die Stadt. — Im Pallaste Marcello Durazzo, wo der französische Konsul wohnt, befindet sich eine merkwürdige Marmortreppe, deren Stufen 10 Fuß lang sind und so künstlich gefugt, daß die Treppe ohne Pfeiler sich selbst trägt. — Im Pallast des Königs, wie überhaupt in allen hiesigen Pallästen, herrscht großer architektonischer Luxus, da alles Steinwerk von Marmor ist. Beinahe alle Palläste haben gewölbte bis 36 Fuß hohe Arkaden mit den schönsten Freskogemälden; die hohen Fenster haben grüne oder gelbe Jalousien. — In den Kaufläden sind alle erdenkliche Luxus- und Modeartikel zu haben, vorzüglich schön sind aber die hiesigen Gold- und Silberwaaren. Es giebt eine Straße, wo Haus an Haus ein solcher Goldladen ist; einer der bedeutendsten gehört einem Signor Barabino, und hier machten wir einige Einkäufe, namentlich in Filigranarbeit, deren Feinheit die französische bei weitem übertrifft. Diese niedlichen Sächelchen sind spottwohlfeil, und mit einigen Napoleonsd'ors kann man schon ganz artige Empletten machen.

Genua ist reich an großartigen Erinnerungen einer glänzenden Vorzeit, aber das ist auch Alles was davon übrig ist. Es giebt keinen Staat, der mehr Wechselfälle des Schicksals erfahren hätte, und vergebens fragt man, wo des stolzen Genua's 200 wohlgerüstete Schiffe und seine 50,000 Streiter geblieben sind, mit denen es einst

den Archipel und das Mittelmeer beherrscht hat. Von den Karthagern zerstört, von den Römern wieder aufgebaut, die es mit den Byzantinern sieben Jahrhunderte beherrschten, von den Longobarden zum zweitenmale verwüstet, geplündert und wieder hergestellt, fällt Genua endlich an Karl den Großen, benutzt die Schwäche der Karolinger, macht im zehnten Jahrhundert sich unabhängig, und gelangt nach und nach in den Besitz des größten Theils von Mittelitalien und der provençalischen Küste. Seine Flotten beherrschen sogar das schwarze Meer und gründen an der Küste von Kaffa einen reichen Handelsplatz. Da erneuert Genua's furchtbare Rivalin Venedig den alten Wettkampf, und diese Königin der Adria bricht 1381 Genua's Macht in dem unglücklichen Seetreffen von Chiozza. Von da an zerfleischen Faktionen aller Art das einst so blühende Reich, bis Andreas Doria der Retter seines Vaterlandes wird und für das steuerlose Staatsschiff neuen Ankergrund findet. Aber der Neid der Nachbarn bereitet Genua's Fall vor, der Luxus und die Ueppigkeit der Großen untergraben seine sittlichen Zustände, und so sinkt es von Stufe zu Stufe, bis es ganz aus der Reihe der Europäischen Staaten verschwindet, aus einer Hand in die andre geht, und jetzt nur noch eine kleine Provinz eines kleinen Königreichs ist! — Nach dieser Abschweifung, zu der man sich unwillkührlich und nicht ohne Wehmuth hingerissen fühlt, hebe ich den Faden meiner Mittheilungen wieder auf.

In Genua sieht man wenig Equipagen, aber desto mehr Portechaisen, die in den engen Gassen nützlicher sind als jene. Die Träger haben einen bestimmten Zu-

ruf zum Ausweichen, und je lauter sie quaken, desto vornehmer ist die Person, die sie tragen. — Das Frauenzimmer, groß und klein, vornehm oder gering, trägt hier einen sogenannten „Mezzaro“ oder weißen Schleier, der vom Hinterkopf bis zur Kniekehle reicht, und wobei die größte Kunst darin besteht, den Mezzaro so zu tragen, daß er mehr errathen läßt als er verdeckt und ein gefälliges Gliederspiel begünstigt. In der That hat diese Schleiertracht etwas ungemein Verführerisches. Geht man hinter einer solchen Huldgestalt, so legt die Phantasie ihr unwillkührlich ein schönes Gesicht unter und man verdoppelt seine Schritte; oft sieht man sich zwar bitter getäuscht, aber häufig findet man auch das liebliche Oval eines fein gebräunten Gesichts, aus dem ein Paar flammende Gluthsterne herausschauen, umschattet von rabenschwarzen Locken wie Sammet und Seide, dazu zwei runde Schultern und fast durchgängig einen füllreichen schön arrangirten Oberkörper. Man findet in Genua mehr schöne Gesichter als in Turin, namentlich unter der zweiten und dritten Standesklasse, dabei sieht die Genueserin dem Fremden frei und dreist in's Gesicht, ohne Prüderie, aber in diesem Blick liegt durchaus nichts Aufforderndes oder gar Freches wie bei den Pariserinnen, sondern man möchte eher darin den Stolz und die Sicherheit der ehemaligen freien Republikanerin erkennen. — Was für die übrigen italienischen Frauen der bekannte „Cizisbeo“ ist, das ist in Genua der „Patito“, der sich auf Deutsch am besten durch „Hungerleider“ oder „Packesel“ übersetzen läßt, denn er ist das geplagteste Hausthier seiner Dame, und ohne „Patito“ kann keine Dame von Ton bestehen; doch soll diese Mode in der neuern Zeit sehr nachgelassen haben.

Durch die Güte des Majors Boyle sahen wir denn auch das Exerziren einiger auf Maulthieren fortgebrachten Geschütze der Gebirgsartillerie, welche genau nach Französischem Muster organisirt ist und auch die nämlichen Kaliber führt. Zu jedem Geschütz gehören drei Maulthiere, das eine trägt die Kanone mit ihrer Laffete, das zweite die Räder, das dritte die Munition in zwei Kisten. Das Ab- und Aufladen geht außerordentlich schnell, und in wenigen Minuten ist das Geschütz schußfertig. Jede Batterie besteht aus 3 Kanonen und 3 Haubitzen, die Mannschaft ist mit Flinten bewaffnet. Die Maulthiere waren schöne große Thiere, wohlgenährt, und werden sehr theuer bezahlt, bisweilen mit 150 Thalern.

Einige Abende brachten wir auf dem Balkon unsers Hotels zu, das dicht am Hafen liegt, und von wo man das ganze geschäftige Treiben der Fischer vor Augen hat. An dem einen Abend war ein kleines Gewitter im Anzuge, das sich aber mit Wetterleuchten begnügte. Der Anblick des Hafens mit seinen unzähligen „Feluken", das verworrne Gemurmel des Schiffsvolks, das Wogen einer rastlos thätigen Volksmenge, drüben der hohe schlanke Leuchtthurm mit seiner Feuerkugel, vor uns das smaragdgrüne, etwas in's Bläuliche spielende Meer, durch den linden Abendwind leicht gekräuselt — man kann sich nichts Schöneres, Zauberischeres denken! Mit vollen Zügen schlürften wir die Kühle des Abends in uns hinein, und erholten uns von der Gluthlast der Tageshitze. — Der Balkon stößt unmittelbar an den großen Speisesaal, dessen Verzierungen auf den frühern Glanz des Pallastes schließen lassen. Man speist

in diesem Hotel ganz vortrefflich und sehr billig. Wenn nur die hohen Treppen nicht wären, so flach sie auch emporsteigen! Sechsundachtzig Stufen steigt man bis zur Bel-Etage, worin der Speisesaal liegt, und dann noch sechsunddreißig, im Ganzen also einhundert zweiundzwanzig Stufen bis zu unserm bescheidnen Stübchen No. 55. — Schade, daß der Eingang zu diesem schönen Hotel so winklig und verbaut ist, der eher ein Gefängniß als den Pallast eines ehemaligen Nobile vermuthen läßt.

Als Festung betrachtet, kenne ich keine stärkere als Genua, ihr Umfang beträgt 7212 Schritt, das heißt, blos die Stadtenceinte mit den Hafenbatterien, ohne die detaschirten Forts, die zweite Umwallung aber 14,670 Schritt. Die Festung besteht eigentlich aus drei Haupttheilen, der innern oder Stadtenceinte, der äußern oder Bergenceinte, und den detaschirten Forts. Die Ausläufe der Apenninen bilden hier zahlreiche Abzweigungen, und da wo zwei derselben zusammenstoßen, liegt ein Fort, das Ganze hat also eine entfernte Aehnlichkeit mit Danzig. — Der Artillerieoberst Sambuy hatte die Güte, uns herumzuführen. Um sieben Uhr Morgens holten wir ihn vom Arsenal ab, wo Maulthiere und kleine Pferde — Poney's — für uns bereit standen. Merkwürdig ist es, mit welcher Sicherheit diese kleinen Thiere auf ihren dünnen gebrechlichen Füßen über die Berge klettern, auf den schmalsten Stegen, an den steilsten Abgründen; aber man muß ihnen den Willen lassen und sich nicht viel mit Lenken und Stallmeistern abgeben. Ein blonder Bengel, der zu den Thieren gehörte, ging nebenher, ermunterte sie durch quakenden Zuruf oder half mit der

Peitsche nach. Wo blieben hier auf diesem furchtbaren Terrain, diesem losen Steingerölle, das bei jedem Tritt rechts oder links in den Abgrund rollt, ich sage, wo blieben hier wohl unsre Paradeurs mit ihrer stolzen Pürzellage! — Das Wetter war trübe, sehr stürmisch, und auf den Höhen sogar kalt, in den Thälern wieder drückend heiß. Wir stiegen an der innern Enceinte bis zu dem Gehöft Granarolo empor, von wo man eine schöne Uebersicht auf das Thal der Polcevera, die jenseitigen Berge und den westlichen Theil der reizenden Umgegend hat. Von da klommen wir zum Fort Begatto, woselbst ein Infanterie-Kommando steht, das alle vier Wochen abgelöst wird. Der Weg dahin ist beschwerlich und des vielen Kalk- und Schiefergerölles wegen auch gefahrvoll, überhaupt nur für Thiere gangbar, welche an diese Sorte von Gebirgswegen gewöhnt sind. — Das Fort Begatto ist ein ungeheurer Steinklumpen, hat eine starke steinerne Umfassungsmauer, ein Reduit, das zugleich Kaserne ist, und alle zur Vertheidigung erforderlichen Streitmittel, was auch von den übrigen Forts gilt. An der vorspringenden Spitze der äußern Enceinte liegt das Fort Sperone (der Sporn), das stärkste von allen, ein wahrer Riesenbau, der sich hoch in die Wolken erhebt und tausend Mann Besatzung faßt. Die Enceinte, welche diese beiden und noch zwei andre Forts verbindet, besteht aus einer hohen bastionirten Mauer, welche jeder Leitersteigung Trotz bietet. Vor dieser zweiten Linie sind wieder eine Anzahl Forts vorgeschoben, so daß die ganze Zahl zweiundzwanzig beträgt, und um dieser ungeheuren Vertheidigungslinie noch mehr Stärke zu geben, sind eine Unzahl runder Thürme außerdem noch zwischen den Forts eingeschoben.

— Den Rücken lehnt Genua an das Meer und seinen vortrefflichen, durch furchtbare Batterien beschützten Kriegshafen, so daß von der Seeseite gar kein Angriff möglich ist. Die Festung ist mit mehr als tausend Kanonen bewaffnet und erfordert eine Besatzung von 20- bis 25,000 Mann.

Die vierwöchentliche Existenz der Wachen in den äußern Forts ist trübselig, namentlich im Winter, weil die Kasernen keine Oefen haben und jedes Schutzmittel gegen die Kälte fehlt. Die Lebensmittel werden alle fünf Tage auf Maulthieren aus Genua hinaufgebracht, das Trinkwasser aber in guten Zisternen gewonnen. — Der Offizier auf Begatto war trotz seiner wenig beneidenswerthen Situation lustig und guter Dinge, freute sich, Kameraden aus dem Preußenlande zu sehen, und regalirte uns mit einem feldkriegsmäßigen Eierkuchen, gutem Rothwein und köstlicher Limonade. Auch der Kommandant von Sperone bot uns Erfrischungen an, die wir jedoch ablehnten, weil die Zeit drängte. — Ueber die Gegend muß ich noch Einiges bemerken. Zwischen den schroffen Thalwänden, Bergzungen, Felsspitzen und Vorsprüngen wächst — man sollte kaum es glauben! der herrlichste Wein und man trifft die reichsten Feldfrüchte; so unglaublich fruchtbar ist dieses Land. Von dem Amphitheater der Forts hat man einen wunderschönen Blick auf Genua, den Hafen und das Meer. Aber die Kommunikationswege sind abscheulich, was in der ganzen Lokalität und in der Beschaffenheit des Kalkbodens liegt. Die Stürme rasen hier oben furchtbar, die Torrenten stürzen förmlich mit Wuth von den Bergen herunter und reißen den Boden auf, so daß an eine Unterhaltung

guter Wege gar nicht zu denken ist, denn der lose Schiefer und das Kalkgerölle verderben in einer einzigen Nacht die mühsamen Arbeiten vieler Wochen. Oft führt der Pfad auf der schmalen Zinne einer Mauer, ein einziger Fehltritt des Thiers würde hinreichen, den Reiter in die Tiefe zu begraben, doch unsre Poney's brachten uns glücklich und mit heilen Gliedern wieder nach Genua. — Der Dienst eines Artillerieoffiziers vom Platz, der hier hunderte von Verwahrungsörtern in einem Umkreise mehrer Meilen zu beaufsichtigen hat, ist über alle Vorstellung beschwerlich, und mancher dieser geehrten Herren des Nordens, der ein gewaltiges Geschrei über seinen schweren Dienst erhebt, sollte nach Genua gehen, um erst zu erfahren, was derselbe eigentlich sagen will.

Auf dem Rückwege berührten wir die herrlichen Gärten der **Acqua sola**, eine der schönsten öffentlichen Promenaden, terrassenförmig angelegt, zu der zwei ungeheure Marmortreppen herunterführen, was einen imposanten Eindruck macht.

General v. Crotti lud uns zur Tafel und macht einen höchst liebenswürdigen Wirth. Er ist kein Freund von vielen Komplimenten, ein biedersinniger, kriegserprobter Soldat, voll Herzlichkeit und Zutrauen erweckend. Nach Tische ging er mit uns zu der neuen, noch im Bau begriffnen Terrasse Carlo Alberto, welche auf dem Quai an der Nordseite des Hafens erbaut wird, und einen Bazar abgeben soll. Dieses Riesenwerk erinnert an die Arbeiten der Römer. Die Terrasse fängt beim Ponte Spinola an und wird bis an den Marinehafen reichen, also 300 Schritt lang, in einer Breite

von 60 Fuß. Da aber der Quai zu schmal ist, so wird die Terrasse mit einem Theil ihrer Breite in den Hafen hineingedämmt und durch ungeheure Sinkstücke dem Mittelmeere förmlich abgetrotzt. Die Terrasse ist 50 Fuß hoch, drei schöne Marmortreppen führen auf die Platt-forme, und diese ist in ihrer ganzen Breite von 60 Fuß zuerst mit Schiefer bedeckt und dann mit Marmorplatten belegt. Das Ganze ruht auf 75 Arkaden, worin sich eben so viele Kaufläden befinden werden. Erst seit zwei Jahren ist dieser Riesenbau angefangen und soll nach zwei Jahren schon beendigt seyn, wo nicht, so muß der Entrepreneur kontraktmäßig für jeden Monat Verzögerung 3000 Franks Strafgeld zahlen. Bis jetzt hat der Bau zwei Millionen Franks gekostet und ist kaum erst bis zur Hälfte vorgeschritten. Von den Baukosten zahlt die Stadt den größern und die Krone den kleinern Theil.

Abends führte uns General v. Crotti in seine Loge im Theater Carlo Felice (Karl Felix). Das Gebäude ist grandios, mit einem Portikus von hohen Marmorsäulen, zwei Eingängen und schönen Treppen, Alles im edelsten Styl. Der Saal enthält 189 Logen, die ich selbst gezählt habe, in sechs Reihen, und in der Mitte noch eine große Loge für den Hof. Die Verzierungen sind glänzend und geschmackvoll, die Form des Saales entspricht den akustischen Gesetzen, seine Größe steht dem **alla scala** zu Mailand etwas nach, aber die Dimensionen scheinen zweckmäßiger. Der Plafond ist mit meisterhaften Gemälden verziert. In der Loge des Gouverneurs sind die Polsterstühle mit schwarzer Seide überzogen und an der Brüstung bewegliche Augenschirme

gegen

gegen den Lampenschein angebracht, was sehr vernünftig ist, und was ich auch schon im Theater „Carignan“ zu Turin gefunden habe. Zum Theater Carlo Felice gehört auch ein brillantes Foyer, der Fußboden von bunter Marmormosaik, die Beleuchtung — und eben so auf den Korridors, wird durch prachtvolle Lüstres bewirkt. Ueber der Thür der Königlichen Loge prangen Krone, Schwert und Szepter von vergoldetem Schnitzwerk, und alle Verkleidungen sind von Marmor. — Ich hatte einen Markör unsers Hotels, der sich viel darauf zu Gute that, Deutsch zu verstehen, gefragt, was heute gegeben würde, und die seltsame Antwort erhalten: „Das alte Luder“; bei näherer Untersuchung berichtigte sich der Titel in: „**La vecchiaja di Ludro**“ — das Alter des (Signore) Ludro, ein Lustspiel im Geschmack des Goldoni. Die Kostüme waren gräulich, die Bewegungen der Schauspielerinnen höchst ungraziös, ihre Affekte sogar widrig, und dabei ihr Organ rauh, wie das eines Grenadiers. Zum Beschluß gab man „**Lo studente e la gran Dama**“, das ganz lustig seyn mochte, denn es wurde viel gelacht. — Das Parterre war gefüllt, die Logen aber meistens leer. Was in Genua zum guten Ton gehört, ist abonnirt, sonst könnte die Truppe sich nicht erhalten, und die Offiziere der Garnison sind dazu verpflichtet, zahlen aber für eine Serie von 15 Vorstellungen das Spottgeld von 40 Sols, also für jeden Theaterabend 1 Sgr. 2 Pf., doch bei Opern eine Kleinigkeit mehr. — Gegen 11 Uhr verließen wir das Theater, fanden aber zu unserm Erstaunen alle Straßen schon menschenleer. Die Straßenbeleuchtung ist nur mittelmäßig, in Turin werden wenigstens die größern Kaufläden mit Gas erhellt, in Genua weiß man noch nichts da-

von. Man fabelt viel von der nächtlichen Unsicherheit in Genua, General v. Crotti versicherte aber, daß seit vielen Jahren hier kein Anfall und im ganzen Königreiche kein Raubmord vorgefallen sey.

Nachträglich muß ich noch etwas bemerken, das für den Militair von Interesse seyn dürfte. Genua liegt zwischen den beiden Torrenten Polcevera und Bisognia, welche im Abstande von einer halben Meile parallel sich von dem Gebirge senkrecht in das Meer stürzen, den ganzen Sommer über aber trocken sind. In dem steinigen, mehre hundert Schritt breiten Bette dieser Torrenten liegt nun der einzige Exerzirplatz für die Garnison. Was würde wohl in Deutschland ein Trupbefehlshaber zu einem solchen Exerzirplatz sagen!

So ist denn der südlichste und zugleich fernste Endpunkt unsrer Reise erreicht! Wir haben mit Einschluß aller Umwege 332 Meilen zurückgelegt, und in grader Linie noch 270 Meilen vor uns bis in unsre Garnison. Wer eine poetische Ader hätte, würde vielleicht in Gedanken eine bekannte Stelle von Schiller so parodirt haben: „Hier weil' ich, und bin mir's mit Grausen bewußt, vom Vaterlande so fern!"

Daß übrigens der Preußische Konsul in Genua sich von Preußischen Offizieren für das Visiren ihrer Pässe bezahlen läßt, ist — dafern dies nicht etwa zu seinen amtlichen Emolumenten gehört — eine wahre Sonderbarkeit.

Antritt der Rückreise. — Mantua.

Von Genua führt keine direkte Straße über die Apenninen nach Mantua, das in grader Linie nur 22 Meilen entfernt seyn würde, so aber über Alessandria, Piacenza und Parma fast das Doppelte. — Mit einem Velocifer oder italienischen Landkutschwagen verließen wir Genua am 16. September Abends 5 Uhr, waren am andern Morgen wieder in Alessandria, mußten von dort noch einmal bis Marengo zurück, wendeten uns östlich nach der ehemaligen starken Bergfestung Tortona, und erreichten am andern Abend Piacenza. Auch von hier führt kein direkter Weg nach Mantua, und so mußten wir denn auf der Bologner Straße noch bis Parma vorgehen, verfielen hier einem „Vetturin," diesem zweideutigen, zwischen Gauner und Hallunke mitten inne stehenden Lohnkutscher, für dessen Forderungen es in diesem Lande keine Gesetze giebt, mußten noch eine Nacht diesseits des Po in Guastalla zubringen, übersetzten am andern Morgen diesen Fluß bei Borgoforte und erreichten endlich Mantua auf einem langweiligen Umwege von 43 Meilen.

Das einzige Bemerkenswerthe auf dieser Tour war der nächtliche Uebergang über die Apenninen unter Donner, Bliß, Regen, Sturm und Hagel. Das Leuchten der Blitze ist hier viel anhaltender als im Norden, die Umgegend war zuweilen zehn bis zwanzig Sekunden in bläuliches Licht gehüllt, wobei die fallenden Regentropfen wie Millionen träufelnde Diamanten funkelten, eins der schönsten Naturschauspiele. Selbst als die rabenschwarze Nacht dem wolkenleeren Himmel gewichen war und alle Sterne wieder in vollem Glanze prangten, dauerte das Wetterleuchten noch lange fort. Dieser Uebergang über die Apenninen hatte wirklich viel Romantisches. In einem elenden Dörfchen, grade als das Unwetter am ärgsten tobte — es mochte etwa Mitternacht seyn, wurde uns heißer Kaffee zur Erquickung angeboten. Was sagt der liebe Leser zu dieser Gasthofindustrie des Südens?

Mit dem Austritt aus Sardinien verfällt der Reisende wieder der Paßvexation und der Visitationsplackerei, und hundertmal ist uns dabei Herr Nicolai eingefalleu. — Bei dem Kastell San Juan vor Piacenza führt eine sehr schöne von „Maria Louisa" erbaute Brücke über die Trebbia, welche 500 Schritt lang ist, aus 27 steinernen Bogen besteht und in der Mitte die Statüe der Kaiserlichen Herzogin als Zierde tragen wird. — Piacenza ist eine schöne Stadt. Auf dem Marktplatz stehn die beiden Statüen der „Farnese," Vater und Sohn, deren feindliche Stellung ein Süjet zu einem Melodrama abgeben könnte, vielleicht auch schon abgegeben hat. — Im Parmesanischen, dem Vaterlande des berühmten Käse, ohne den die italienische Küche gar nicht bestehen könnte, wächst der Wein am Wege, wie bei uns das

Unkraut, man braucht nur zuzulangen, und die Natur muß von besonders rosenfarbener Laune gewesen seyn, als sie dieses üppige Land geschaffen hat. Auch die animalische Natur steht der vegetabilischen nicht nach, denn man findet in ganz Oberitalien prachtvolles Vieh und schöne glatte Schweine. Immer noch haben wir keine Spur von Gewürm oder Ungeziefer angetroffen; aber heut eine Probe von der Zwanglosigkeit des italienischen Frauenzimmers erfahren, indem eine Dame den Eilwagen halten ließ und sich neben demselben auf das Gemüthlichste für einige Minuten etablirte, ohne von der Augenzeugenschaft der übrigen Passagiere auch nur Notiz zu nehmen. Das ist doch gewiß ein Patriarchalismus seltner Art, und so wie man sonst zu sagen pflegt: „Ländlich sittlich!“ so möchte man hier sagen: „Ländlich unsittlich!“ — Parma ist nur mittelmäßig gebaut, hat aber einige schöne Landhäuser oder „Villen“. — Da man hier mehre Enklaven fremdherrlicher Territorien durchschneidet, so erreichten die Paßscheerereien eine unerträgliche Höhe. Da gab unser Vetturin den praktischen Rath, unsre Officierhüte aufzusetzen, und dieser Rath war gut, denn von nun an fuhren wir den bunten Gensdarmen, Douaniers und andern uniformirten Wegelagerern mit dem Donnerruf: **Uffiziali nel servizio!** (Offiziere im Dienst!) frech vorbei, die ehrerbietigst sich bückten und uns eine glückliche Reise wünschten. Die Maßregel war nicht redlich, das räume ich ein, aber sie war ein Akt der Nothwehr; denn nicht aus Dienstpflicht für die öffentliche Ordnung wird hier der Reisende nach seinem Paß gefragt, sondern blos um ihm einige Soldi abzugaunern.

„Maria Louisa" unterhält kein Militair, und hat deshalb von Oestreich einige Kompagnien geborgt erhalten, bei deren Anblick uns ganz wohl wurde. — Bei dem Dorf Brescelli zwischen Parma und Guastalla stehen einige defensible Thürme, den Linzer Max-Thürmen ähnlich; an dem einen stand der Name: San Ferdinando. Brescelli ist ein förmliches Weindorf von mehr als tausend Häusern, über eine halbe Meile lang, ähnlich wie unsre Niederungsdörfer, aber man sieht nur Wein, und lauter Wein, und nichts als Wein, der sogar auf dem Felde verfault, weil es an Händen fehlt, ihn einzuernten.

Guastalla trägt Spuren einer ehemaligen Befestigung, wahrscheinlich noch aus den Feldzügen von 1796 und 1800. Wir fanden hier ein gutes Unterkommen, wurden aber am Morgen, als es zum Bezahlen kam, tüchtig und ächt Nicolaisch geprellt. — Bei Borgoforte ist der Po beinahe 400 Schritt breit, fließt mäßig schnell und hat die schmutzige Lombardische Farbe. Das Uebersetzen geschieht in einer gewöhnlichen Fähre.

Wenn man in das finstre Thor von Mantua einfährt, fühlt man von unheimlichem Grauen sich überfallen. Dieses für Oestreich so verderblich gewesene Mantua hat eine schreckliche Lage mitten zwischen Sümpfen und Morästen. Für die Vervollständigung seiner Befestigung scheint in neuerer Zeit nur wenig gethan, die Hauptwerke sind noch ganz wie im Kriege von 1796, und die Verschanzung von Migliaretto auf der Südseite der Stadt ist gänzlich verfallen. Der Hauptwall ist eine mit Schießscharten versehene Mauer, welche

dem Laufe des Mincio und der von ihm gebildeten Seen folgt. Die Mühlenbrücke verbindet die Stadt mit der Zitadelle; sie hat starke Pfeiler und eine hölzerne Ueberdachung. — Am Thore entgingen wir der Visitation unter dem Schutze unsrer goldnen Agraffen an den Hüten, aber auf dem Postbüreau endete die Farce. Man glaubt nicht, wieviel Zeit durch das Herumlaufen und um nur die Visa des Passes zu erlangen, verloren geht, und diese Plackerei wiederholt sich in jeder kleinen Stadt; wäre es nicht besser, man bezahlte an der Grenze ein Pauschquantum als Almosen für die Gensdarmen, da es doch nur auf eine Geldprellerei angesehen ist? — Als Stadt ist Mantua sehr widrig, eng, winklig, schmutzig bis zum Exzeß — nicht abgemalt möchte man hier existiren! und doch lobte es ein junger Offizier als eine schöne Garnison; vielleicht hatte er hier was Liebes und dann wird selbst ein Rattennest zum Paradiese. — Ein Zufall führte mich in die Küche unsers Hotels; heiliger Gott! welch ein Anblick! man glaubt in den Portikus eines Kloaks zu treten und erblickt die lombardische Unreinlichkeit in ihrer vollständigsten Ausprägung. Man rief uns zu Tische. Neuer Ekel! das Tischgeräth starrte von Schmutz, dafür überraschten die vortrefflich zubereiteten Speisen, die Maccaroni habe ich niemals schmackhafter, die gebratnen Kartoffeln selbst im Vaterlande nicht besser gegessen; aber freilich mußte man die Augen zumachen, um das von unzähligen Schmutzflecken und Speisefragmenten starrende Tischtuch nicht zu sehen. Wir Deutsche scheuen uns gewöhnlich vor der Zubereitung der Speisen mit Oel, und anders bekommt man sie in ganz Italien nicht; aber ich kann versichern, daß dies rein auf Einbildung beruht, überhaupt

lasse ich auf die italienische Küche nichts kommen und stimme deshalb dem Herrn Nicolai auch nur in seinen Diatriben gegen die Unreinlichkeit bei, und auch das nur in Bezug auf die Lombardei.

Höchst widrig sind in Mantua die vielen fahlen, aschgrauen Gesichter, wahrscheinlich eine Folge der hier herrschenden ungesunden Luft. Es war grade Markttag und eine Sorte von Fratzen versammelt, die nicht gräulicher seyn können, ja selbst unter den jüngern Bauerdirnen fand sich auch nicht ein einziges erträgliches, geschweige denn ein schönes Gesicht. Desto schöner sind dagegen die herrlichen Freskogemälde in der Andreaskirche, deren Besuch kein Fremder versäumen sollte. — Von einer Einladung zum Besuch der **statua parlante** und des **gran convitato di Pietra con Arlecchino** im **Amfiteatro Virgiliano** mochten wir keinen Gebrauch machen, da wir noch am nämlichen Abend in Verona seyn wollten.

Verona.

Die Reise von Mantua nach Verona machten wir in einer guten, bequemen Landkutsche in Gesellschaft zweier Piemontesischen Geistlichen, nette, joviale Leute, welche zu ihrem Amüsement nach Venedig gingen. — Vier Meilen hinter Mantua berührt man Villafranca, mit der wohlerhaltnen Ruine eines schönen ächten Römerkastells, ein herrliches Vorlegeblatt für den Landschaftszeichner. Die Gegend selbst ist hier sehr einförmig, und wäre sie nicht mit Maulbeerbäumen besetzt, so würde man sie dürftig nennen müssen. — Man fährt durch das neue Thor (porta nuova) in Verona hinein. Dieser erste Eintritt hat viel Imposantes, man erblickt eine schöne, breite Straße, zu beiden Seiten mit hohen Häusern besetzt; aber bald geräth man in enge Winkelgassen, in denen mitunter nicht einmal ein Wagen fahren kann, und die schmeichelhafte Vorstellung, die man sich von dieser berühmten Kongreßstadt gemacht hat, wird bedeutend herabgestimmt. Dagegen ist die Lage der Stadt am Fuße eines mit unzähligen Landhäusern bedeckten Gebirgsabhanges desto schöner.

Am Thore trat die alte Noth mit den Pässen ein; allein der Visitation entgingen wir dadurch, daß wir den Beutel zogen. Man wird das in den Oestreichischen Staaten zuletzt so gewohnt, daß man beim Anblick eines K. K. Mauthbeamten unwillkührlich in die Tasche greift. Aufrichtig gestanden, hat diese Plackerei mich förmlich aus dem Lande getrieben und von dem Abstecher nach Venedig abgehalten, um nur je eher je lieber wieder in das deutsche Bundesgebiet zu kommen. — Wir stiegen in der **Albergo della posta** ab, damit wir der Post recht nahe wären, geriethen hier aber in eins der Wirthshäuser zweiten Ranges, die unserm armen Landsmann Nicolai so viel zu schaffen gemacht und auch an uns ihre Tücke bewiesen haben. Von dem Schmutz in dieser **Albergo della posta** kann ein deutsches Gemüth sich keinen Begriff machen! Der Hausflur starrte von Unrath, die Küche sah einem Kloak ähnlich, Tischtuch und Servietten waren ekelhaft unrein, Messer und Gabeln zwar von Silber — denn unter dem thut man es in Italien nicht — doch dafür wurden die Lichter mit einer Papierscheere geputzt. Ich wiederhole, daß die Natur für dieses Land unendlich viel gethan hat und daß es das schönste in der Welt seyn könnte, wenn die Menschen weniger faul wären und zur Ordnung und Reinlichkeit sich bequemen möchten. — Es sind aber auch noch andre Dinge, welche den Fremden belästigen, z. B. daß die Postbüreaus nur wenige Stunden des Tages geöffnet sind, und daß, wenn zufällig die Beamten länger dort verweilen, sie dennoch dem Fremden keine Rede stehen. Um 9 Uhr des Morgens wird in Verona die Post geöffnet, ich sah aber aus meinem Fenster den Beamten schon um halb 9 hineingehen, ging ihm nach, erhielt

jedoch die schnöde Antwort: „Vor 9 Uhr gebe ich keine Auskunft, kommen Sie wieder!“ — Dies ist denn doch eine Verknöcherung sonder Gleichen. — Nein, lieben Landsleute, bleibt im Vaterlande und reiset nicht nach der Lombardei, wenn Ihr nicht dringende Geschäfte dort habt! Nur Ihr Unzufriednen, Krittler und Deutschthümler müßt dort hinreisen, damit Ihr — wenn man Euch tüchtig durchgehudelt hat, reumüthig an der Grenze niederknieen und dem Preußischen Adler abbitten lernt, was Ihr an ihm versündigt habt!

Verona ist durch seine neusten Befestigungen zu einem Hauptwaffenplatz für die Lombardei erhoben worden. Die Etsch theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, von denen der größere, auf dem rechten Ufer in der vollen Ebene liegende Verona heißt, der kleinere auf dem linken aber am Fuß des Gebirges den Namen Veronetta führt. Beide Stadttheile sind durch vier steinerne Brücken mit einander verbunden. — Für die Stadt ist die alte bastionirte Befestigung beibehalten und blos durch kleine Zusätze verstärkt worden, auch sind zwei detaschirte Forts ober- und unterhalb an der Etsch hinzugetreten. Veronetta ist dagegen von einer alten eisenfesten, noch von den Römern herstammenden Mauer umschlossen und durch Anbau einiger Thürme modernisirt. Diese unverwüstliche Mauer steigt bis zum Kastell San Felice empor, das hoch auf dem Berge liegt und wie eine Zitadelle die unruhige Bevölkerung im Zaum hält. — Die Lage von Veronetta ist der Vertheidigung nicht günstig, die Abfälle des Lessinischen Gebirges stoßen bis dicht an die Mauer, von deren Fuß sich das Terrain wie ein Amphitheater erhebt, folglich

Veronetta gänzlich dominirt. — Das westlichste Thor von Veronetta heißt **porta San Giorgio** und ist mit neuen, starken Werken versehen. Um die dominirende Höhe Simeone vor diesem Thore unschädlich zu machen, hat man daselbst ein ganz neues Fort angelegt, und rechterhand ein zweites mit Namen Lenardo, die zwischenliegenden Schluchten aber mit vielen einzelnen Thürmen besetzt. — Der Bau selbst ist mit vieler Sorgfalt und Solidität ausgeführt, und im nächsten Jahre hofft man ganz damit fertig zu seyn.

In Beziehung auf die Kunst besitzt Verona vieles Sehenswerthe, doch die Stadt selbst hat nichts Anziehendes. Das Steinpflaster steht dem Mailänder bei weitem nach, doch haben die Straßen Trottoirs. — Der Kräutermarkt (**piazza dell' erbe**) ist ganz mit Quadern ausgelegt. Auf diesem bunten Markte werden Gemüse, Früchte und alle mögliche Küchengewächse feil geboten; auch findet man hier Kastanienbrater, Puppentheater, Bänkelsänger und Taschendiebe, kurz was man haben will, allein zwischen allen diesen watet man im ekelhaftesten Schmutz. — Auch der alte Markt (**piazza vecchia**) und der Herrenplatz (**piazza signorie**) sind mit Quadersteinen ausgelegt und dürfen nicht von Wagen befahren werden. — Verona hat einzelne recht schöne Häuser, allein der Ueberfluß an Unrath in allen Winkeln verdunkelt jedes Schöne. — Die berühmte Arena (**Amfiteatro**) ist offenbar die größte Merkwürdigkeit in Verona, eine herrliche römische Ruine in Ellipsenform, wird aber dadurch gemißbraucht, daß in den untern Arkaden allerhand kaufmännisches Gerülle niedergelegt ist, umgeben von stinkendem Unrath. Im Innern ist die Arena gut

unterhalten und jeder kleinste Schade wird sogleich reparirt. Das gefällige Oval der Arena ist unten auf der Rennbahn selbst 100 Schritt lang, 66 breit, umgeben von einem 42fachen Stufenkranz, welcher ganz oben volle 600 Schritt Umfang hat, und Raum für 40- bis 60,000 Zuschauer gewähren soll. Zwei Haupteingänge führen in das Innere, und außerhalb des Stufenbaues laufen drei Korridors, die aber meist verfallen sind, doch stehen von dem äußeren noch drei ziemlich wohlerhaltene Arkaden. Die Baumasse besteht aus einem schwärzlichen Bruchstein, den man anfänglich für Marmor hält. An der jenseitigen schmalen Rundung des Ovals liegt ein unterirdischer Eingang, durch welchen die wilden Thiere hineingelassen wurden, mit denen die Verbrecher kämpfen mußten. — Unten in der Arena werden Abbildungen, Petrefakten und andre Antiquitäten verkauft, die aber nur von geringem Werth zu seyn schienen.

Bemerkenswerth ist, daß in Verona die Fledermäuse bei hellem Tage herumfliegen und mit der Dunkelheit sich so vermehren, daß man sich kaum vor ihnen retten kann. — Da es nicht in meiner Absicht liegt, alle Merkwürdigkeiten zu beschreiben, so nenne ich blos noch das Grabmal der Scaligieri, dessen Architektur sehr gerühmt wird. — Man behauptet, daß auch das Grab der Shakespearschen „Julia" in Verona zu sehen sey, doch das ist eine Fabel. — Die Veroneserinnen sind durchschnittlich sehr hübsch und tragen entweder den schwarzen Schleier der Mailänderinnen oder den „Mezzaro" wie in Genua. — Auffallend sind hier die kleinen wunderlichen zweirädrigen Karren, deren Name mir leider entfallen ist; sie haben eine Gabeldeichsel, worin ein

Maulthier geht, auf der Achse steht aber blos eine kleine Muschel, die wie ein umgekehrter Ungarischer Sattel aussieht, also ein „Desobligeant" im strengsten Wortverstande, weil der Inhaber, der zugleich den Kutscher abgiebt, schlechterdings keinen Zweiten noch mit fortbringen kann. Diese Erfindung rührt sonder Zweifel von einem argen Egoisten her. Auch in Parma und Piacenza haben wir schon Exemplare dieses seltsamen Muschelfuhrwerks gesehen, welche viel Aehnlichkeit mit den neuen Staffettenkarren der Preußischen Postämter haben. — Endlich verdient noch Erwähnung, daß man im „Schweizer-Kaffeehause" zu Verona vielleicht den besten Kaffee in ganz Europa trinkt.

Rivoli. — Brixen.

Wenn man die Lage von Rivoli, das zerrissene Terrain am Gardasee, die fast senkrechten Aufgänge aus dem Etschthal zu dem kleinen Plateau des denkwürdigen Schlachtfeldes und die ganze wilde Lokalität mit eignen Augen gesehen hat, so läßt sich schwer begreifen, wie es möglich gewesen ist, in diesem verwickelten Terrain die Armee zu zersplittern und in einzelnen Kolonnen die Französische zu attakiren, welche wie der Löwe in seiner Höhle bereit stand, jeden Anfall abzuweisen, um so eher, wenn er mit getheilten Kräften unternommen wurde. Schon der Angriff an einem Punkte muß hier ein mißliches Wagestück genannt werden. Doch die Schlacht von Rivoli — eine der schönsten Bonaparte's — ist schon so vielfältig beschrieben und beurtheilt, die Kette von Unfällen und Fehlgriffen, welche Oestreichscherseits dabei vorgekommen sind, so gründlich nachgewiesen worden, daß hier nur diejenigen Betrachtungen am Ort seyn können, welche sich beim Anschauen der Lokalität gleichsam aufdrängen.

Bis San Giacomo läuft die große Veroneser Straße neben der Etsch beinahe ganz in der Ebene. Rechterhand erheben sich die Abfälle der Setti Communi, und vor dem Auge liegt in grauer Ferne der düstre Monte Baldo. Bei San Giacomo fällt die Straße von Mantua in die Hauptstraße, die Felsen treten näher an die Etsch, bei Volargnia (2½ M. v. Verona) senkt sich die Chaussee in das Thal, wendet sich nach Norden, und jetzt gähnt ein tiefer Schlund uns entgegen, worin die Etsch sich herunterstürzt. Zu beiden Seiten erheben sich die Felsen in fast senkrechter Richtung, und bald darauf erreicht man bei einer kleinen Kapelle den Punkt, wo die Etsch den eigentlichen Durchbruch durch das Gebirge macht. Eine in diesen Schlund eingekeilte Kolonne hat keine Wahl mehr; das Erklimmen des jenseitigen steilen Ufers — nachdem sie die Etsch überschritten hatte, kann durch die schwächste feindliche Abtheilung, wenn sie Entschlossenheit besitzt, leicht verwehrt werden und wurde es auch; der Angreifer muß daher entweder hier untergehen oder nach Dolce zurückkehren, von wo er gekommen war. Aehnlich mag es um die übrigen Aufgänge bestellt seyn, denn das Etschthal behält noch lange Zeit diesen rauhen, grausigen Charakter, fast bis an Roveredo heran. — Bei dem Dörfchen Ceradino kann man den Thurm von Rivoli deutlich sehen, der melancholisch über die krausen Felszacken herüberblickt, als traure er noch heute um die Braven, welche vor zweiundvierzig Jahren hier einer falschen Kriegskunst zum Opfer fielen, und daneben steht die zum Denkmal der Schlacht errichtete Säule.

Bei

Bei Salurn ist die Etsch noch sehr klein, aber die Felsenmassen eben so ungeheuer wie weiter unten. Hie und da hört man schon einen deutschen Laut, doch die Natur behauptet noch ihren italienischen Charakter und viele Physiognomien den lauernden gaunerischen Zug. Der Wein wird hier nicht mehr in Festons an die Feldbäume gehängt, sondern an schräg liegenden Spalieren gezogen, untermischt mit Feldern von türkischem Waizen.

Lang heißt das erste Tyroler Dorf, wo man die Dächer mit Steinen beschwert findet, und die Holzhäuser ihren Anfang nehmen; bis dahin sind noch alle Wohnungen von Stein erbaut. — In Trient befindet man sich in der Unannehmlichkeit einer neuen Paßschererei, entgeht der Visitation durch ein Trinkgeld, und die Postillone betteln.

Bei Neumarkt fanden sich Spuren von Wasserverwüstungen und kurz darauf findet man das erste Nadelholz. — In Botzen konnte man bemerken, daß die schwarzen Mädchenaugen noch beinahe ganz das italienische Feuer haben, und von hier kommt man so allmälig in das Deutsche hinein, daß man kaum es gewahr wird. — Vor Botzen (**Bolzano**) nimmt der linke Arm der Etsch den Namen Eisack an und behält ihn bis zu seiner Quelle auf dem „Brenner", aber das Thal bleibt eng und von hohen Felsen umschlossen. — Von hier bis Brixen sieht man nur Wein und nichts als Wein, jedes Plätzchen zwischen den kahlen Felsen ist damit bepflanzt, und Terrassen erheben sich über Terrassen, was einen wundervollen Anblick gewährt. — Die Eisack ist hier 30 bis 50 Schritt breit, hat eine grau-

grüne Farbe und ist sehr reißend; man findet wieder Brettschneidemühlen und deutsche Industrie, so daß Gottlob! die italienische Faulheit endlich hinter einem liegt. — Die Chaussee ist sehr alt, mitunter recht schlecht geführt und läuft fast beständig dicht neben der wilden Eisack. Aber die Gegend hat viele Reize. Man fährt bei Schloß Drostburg vorbei, das hoch oben an den Felsen geheftet scheint, eine schöne malerische Ansicht; der Anbau wird immer häufiger und bildet zu beiden Seiten die reizendsten Gruppirungen. Selten bietet eine Gegend so viel Abwechselung dar; bald werden die Felsen zu grünen Bergen, bald wird das Thal wieder rauh und wild. Auch die ersten Fliegen stellten sich wieder ein, von denen man in Italien nichts gewahr wird.

Hinter Clausen liegt das Frauenkloster Semen auf schroffen Felsen in romantischer Lage, und bald darauf erreicht man Brixen, eine ganz niedliche Stadt, bei der mehre Thäler zusammen kommen. Etwa eine halbe Stunde hinter Brixen fährt man mitten durch die neue Festung, wie sie vom Volk genannt wird, ihr offizieller Name ist aber Franzensveste und steht auch so angeschrieben. Da sie ganz neu angelegt ist, so werden ein Paar Worte darüber nicht unwillkommen seyn.

Absichtlich ist zu dieser Festung ein Punkt ausgesucht worden, wo die aus dem „Pusterthal" kommende Straße in die große Tyroler einfällt, welche aus Italien über Inspruck nach München und in das Herz von Deutschland führt. — Das Befestigungsprojekt ist von dem verdienstlichen, nur leider! zu früh gestorbenen K. K. General v. Scholl entworfen, derselbe der auch den Plan zur

neuen Befestigung von Verona gemacht hat. Er muß ein Mann von außerordentlichen Eigenschaften und einer Energie gewesen seyn, die vor keiner Schwierigkeit zurückbebt, denn nur ein solcher konnte den kühnen Gedanken fassen, hier, grade hier eine Festung zu bauen. Eine einzige Thatsache wird dies beweisen. Zwei volle Jahre sind nämlich erforderlich gewesen, blos den Bauplatz zu ebnen, und 30,000 Kubikklafter Granitfelsen haben erst weggesprengt werden müssen, bevor der erste Grundstein gelegt werden konnte. — An der engsten Stelle eines mächtigen Felsenthals, dessen Wände sich vielleicht 2000 Fuß hoch zu beiden Seiten der Eisack erheben, unfern dem Dörfchen Aicha hat man zwei Forts rechts und links dicht neben der Chaussee ganz von Stein erbaut, das rechts gelegene ganz tief neben der Eisack, das links gelegene auf einem Felsenhügel einige hundert Fuß höher als jenes. Beide Forts sind mit doppelten und dreifachen Schießscharten versehn, und stehen durch eine unterirdische Kommunikation in Verbindung. Da mehr als hundert Kanonen diese enge Passage vertheidigen, welche von keiner Seite umgangen werden kann, so erfüllt Franzensveste ihre Bestimmung als Sperre dieser wichtigen Straße auf das vollständigste, trotzt jeder offenen Gewalt, spottet allen Mitteln der Belagerungskunst, und könnte nur aus Schwäche oder Verrath dem Feinde in die Hände fallen, er komme von welcher Seite er wolle.

Brenner. — Inspruck und bis München.

Der Brenner hat nichts für sich als seinen geschichtlichen Namen, und wer es sonst nicht wüßte, würde schwerlich ahnen hier die mächtige Alpenkette zu überschreiten, so sanft geht die Straße über den Berg und durch den Gebirgspaß. — Am Fuß des Brenners liegt das Dorf gleiches Namens, und mitten in demselben quillt die Eisack aus dem Felsen in der Stärke einer Mannesdicke. Sie bildet einen mäßigen Wasserfall von etwa 40 Fuß Höhe und soll warm herausquellen, was wir jedoch nicht untersuchen, sondern nur uns überzeugen konnten, daß das nächste Wasser der Eisack schon ganz kalt ist. — Auf den ersten zwei Meilen ihres Laufes fließt die Eisack sanft und mild, nimmt dann einen wilden Charakter an, den sie auch bis zu ihrer Vereinigung mit der Etsch beibehält und häufig an die stürmende „Tamina“ von „Pfäfers“ erinnert.

Um Mitternacht passirten wir den Brenner und kamen um 5 Uhr Morgens nach Inspruck, eine schöne Stadt von recht gefälligem Äußeren und wundervoller

Lage mitten zwischen Felsen von vielen tausend Fuß Höhe. O wie freut man sich, wieder eine deutsche Stadt zu sehen! Die Hauptstraße ist so breit wie die „breite" in Berlin, die Häuser sind zierlich gebaut, einige haben sogar das Ansehn von Pallästen. — Bis Inspruck sahen wir die Tyroler in der bekannten Nationaltracht mit ihren grünen Hosenträgern, in Hemdsärmeln, spitzen bebänderten Hüten, nur in einzelnen Exemplaren, und eben so das Frauenzimmer mit plattgeschnürter Brust, ungeschickter, von Friesröcken strotzender Taille und derbem Fußtritt; von da ab werden aber diese Figuren häufiger, die Bengel immer vierschrötiger, die Dirnen immer draller. — Auch in Inspruck erleidet man die gewöhnliche Paßvexation, und immer noch will die Polizei nicht glauben, daß man ein ehrlicher Mann ist. — Es war Sonntag und die frommen Leute wandelten in ihren Festkleidern bedächtigen Schrittes zur Kirche, die Weiber und Mädchen mit silbernen Brustketten und goldenen Schaupfennigen behangen, die Männer und Burschen auf's beste herausgeputzt, schöne kräftige Menschen, ächte Söhne des Gebirges, und dadurch von den Schweizern unterschieden, daß nie ein Tyroler seine Haut gegen Miethzins verkauft, lieber zum Wanderstabe gegriffen, als einem fremden Herrn um Sold gedient, seine Waffen nur für den angestammten Fürsten und zur Vertheidigung seines schönen Vaterlandes gegen dessen Unterdrücker geführt hat.

Der Inn hat hier eine schöne hellgrüne Farbe und ist einige hundert Schritt breit. Bis zum Dorfe Zirl fährt man am steilabgestürzten Hange eines Felsens jäh hinauf, was ohne Vorlegepferde kaum möglich und des

Nachts sogar mit Gefahr verbunden ist, weil kein Geländer die Straße von dem entsetzlichen Abgrunde trennt. Hier liegt die berühmte „Martinswand", eine wirklich ganz glatte wie mit einem Meissel behauene Felsenwand, aus reinem Granit, wohin sich Kaiser Maximilian I. auf der Gemsenjagd verirrt haben soll; diese Wand bildet einige Absätze, und der erste derselben liegt 1200 Fuß über dem Inn. Dieser Theil des Gebirges gehört zu dem Solstein, dessen 8000 Fuß hoher Gipfel bis auf das erste Drittel herunter mit frischgefallenem Schnee bedeckt war. Zwei volle Stunden braucht man um den Zirler Berg zu ersteigen, und hat bei dem Dorfe Rieth, das ziemlich auf dem höchsten Punkt liegt, die wunderherrlichsten Blicke in das bezaubernde Innthal. Glücklicherweise hörte der Regen, der uns bis hierher begleitet hatte, auf, die Wolken theilten sich und vor dem Auge des entzückten Wanderers breitete sich die unnachahmlich, schönste Landschaft aus. Der Kondukteur ließ auf dieser Stelle still halten, damit wir die außerordentlichen Reize dieser herrlichen Natur recht aus voller Seele genießen konnten. Ja, Tyrol ist ein schönes Land, und jammerschade würde es seyn, wenn es nicht an Oestreichs Szepter zurückgefallen wäre! — In Seefeld machten wir Mittag, sahen bei Scharnitz die Ruinen einer ehemaligen kleinen Bergveste, erlitten hier abermals eine Paßvexation — Gottlob! die letzte im Oestreichischen — und stiegen in das ungeheure Thal hinab, worin die „Loisach" zwischen Kalkfelsen fließt.

Die erste Baiersche Stadt heißt Mittenwalde. Hier auf der Grenze wird, wie billig, das Gepäck der Reisenden visitirt, allein auf eine freundliche, höfliche

Weise, und dann in ganz Baiern nie wieder, auch macht kein Baierscher Offiziant die Hand krumm. So ist es ein Vergnügen zu reisen! — Die Chaussee ist vortrefflich, könnte aber weit bequemer geführt seyn. — Allmählig werden die rauhen Felsen sparsamer, die Berge milder. Das Thal der „Loisach“ ist schön und lachend, allein der Weg am Abhange einer steilen Berglehne sehr gefahrvoll. Zahlreiche Sennenhütten geben diesem lieblichen Thale einen romantischen Anstrich, das frische Grün giebt dem gepriesenen italienischen wahrhaftig nichts nach, kurz, die Fahrt kann nicht köstlicher seyn. — Hinter Partenkirchen läuft der Weg zwar in einem anmuthigen Wiesenthale, doch recken hie und da noch einzelne hohe Berge ihr Haupt empor, die „Loisach“, welche bis dahin ein Bach war, wächst plötzlich zum Fluß, der Fluß zum Strom, und noch einmal sieht man sich in eine wilde Gebirgsgegend zurückversetzt. Es ist der letzte Kampf des Oberlandes mit dem Niederlande, man befindet sich auf der Grenzscheide zwischen der erhabnen und der flachen Natur, man ruft den Bergen das letzte Lebewohl zu, nimmt für immer Abschied von diesen Zierden und grandiosen Zeugen ihrer Riesenschöpfungen, und wird so nach und nach auf die unerträgliche Ebene von München vorbereitet.

Das Abendbrod verzehrten wir in Murnau. Die Schänkstube erbebte von dem lärmenden Gebrüll biertrinkender Bauer und Bäuerinnen, denn von jetzt an tritt das baiersche Bier in seine Rechte, und erfreut alle Geschlechter und Alter mit seinem verführerischen Zauber.

In Weilheim trennt sich die Augsburger Straße von der Münchner, wir ließen die erstere links und schlugen rechterhand die letztere ein. Die Nacht war empfindlich kalt, und fast von Frost erstarrt kamen wir am andern Morgen um sechs Uhr in München an.

München.

Alle Kunstverständige stimmen darin überein, daß München das deutsche „Florenz“ entweder schon ist oder noch werden wird. In diesem Sinne müßte es beschrieben werden und ist auch schon so beschrieben worden, am genügendsten wohl durch Herrn Dr. Ernst Förster („München“, ein Handbuch, 1838), wenigstens habe ich Wort für Wort Alles genau so gefunden, wie das Buch es beschreibt, auch hält sich dasselbe ziemlich frei von Servilismus, was viel werth ist. Das Buch beginnt mit einer, beiläufig gesagt, etwas dürftigen geschichtlichen Einleitung. Man erfährt gleich auf der ersten Seite, daß München unter dem 48sten Grade nördlicher Breite an der „Isar“ liegt, daß für Brustkranke und am Unterleibe Leidende das Klima zu rauh ist, daß der Name von dem Plural des Worts: Mönch! abgeleitet wird, daß Wilhelm V. die Jesuiten eingeschleppt und ihnen eine prächtige Kirche gebaut hat; die Zahl der Einwohner wird auf 90,000 angegeben, was für Alt-München viel und für Neu-München wenig ist.

Alt-München war bis 1791 eine Festung von mittelmäßiger Größe; die Wälle sind geschleift und die Glacis der Anfang jener weitläuftigen neuen Vorstädte geworden, deren Ende sich eben so wenig absehen, wie die künftige Größe von Neu-München sich bestimmen läßt, weil dazu das ganze Baierland offen steht und man blos nöthig hat, die Schlagbäume weiter hinauszurücken, wenn die neuen langen Straßen noch verlängert werden sollten. — Die Isar scheidet Alt-München von der Vorstadt Au, soll früher goldhaltig gewesen seyn, woraus die sogenannten Flußdukaten entstanden sind, ist es jetzt aber nicht mehr, was von den Münchnern sehr bedauert wird.

Herr M. G. Saphir, der hier eine Zeitlang sein Wesen getrieben hat, charakterisirt München in seinen geistreichen „dummen Briefen" auf dem Wege des Vergleichs mit Berlin und Wien, indem er sagt: „Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, und München sieht aus wie eine große Stadt." Dieser pikante Vergleich ist so übel nicht. — Wer übrigens München genau kennen lernen will, dem wird es hier auf alle Weise bequem gemacht, da durch das Wohlwollen des Monarchen alle Kunstschätze ohne Ausnahme dem Publikum zugänglich sind, und nicht etwa wie in Dresden, gegen tüchtige Bezahlung, sondern wie in Berlin und Wien unentgeltlich, eines gekrönten Besitzers würdig, der seine Beamten und Bedienten so anständig salarirt, daß sie nicht nöthig haben, in der Tasche des Fremden einen Nebenverdienst zu suchen; ja in München — und ich glaube auch in Berlin — steht sogar in allen Königlichen Kunstsälen öffentlich angeschlagen, daß

den Aufwärtern auf das Strengste verboten ist, Trinkgelder zu fordern oder anzunehmen. — Den besten Rath, den ich also dem Besucher von München geben kann, besteht darin, daß er das Handbuch des Herrn Dr. Förster in die Tasche steckt, und einen Lohnbedienten nimmt. Grade so haben wir es gemacht, sind herumgewandert von einer Kirche, von einem Prachtgebäude, von einer Kunstanstalt zur andern, haben die neue Ludwigskirche, die Basilica, die Sankt Mariahilfskirche in der Vorstadt Au, die wunderherrliche Allerheiligenkapelle im Schloß, die alte und die neue Residenz, die Schatzkammer, den neuen Königsbau, das mit Freskogemälden schön geschmückte Isarthor, den ehernen Obelisk der für das Vaterland in Rußland gefallen seyn sollenden 30,000 Baiern, gesehen; haben die Bibliothek, die Glyptothek mit ihren steinernen Schätzen, die Pinakothek mit ihren gemalten und noch viele andre Sehenswürdigkeiten und überhaupt Alles in Augenschein genommen, was München Schönes, Herrliches, Außerordentliches bietet, haben keine Mühe, keinen Gang gespart, bis der erschöpfte Lohnbediente sich die schweißtriefende Stirn wischte und sprach: „Nun sind wir fertig!“ — Wenn vollends der geehrte Leser die Abbildungen der verschiednen Kunstwerke, die in München in allen Formaten zu haben sind, sich kauft, so wird er sogar noch später in zahlreichen köstlichen Erinnerungen schwelgen können.

Von München läßt sich eigentlich nur erzählen, was man überhaupt dort gesehen hat, wie man es aber gesehen, was man dabei empfunden, wie tief der Eindruck gewesen, den die Beschauung auf Sinn und Ge-

müth gemacht, wie das Urtheil beschaffen ist, das sich bei der Beschauung in unsrer Seele gebildet: Alles das läßt sich nicht erzählen, nicht in Worten wiedergeben, und zwar weil man es hier nicht mit einzelnen, oder vielmehr nicht mit vereinzelten Gegenständen der Kunst, sondern mit ganzen Massen verbundener, logisch geordneter Schätze zu thun hat, deren jeder für sich wieder ein einiges und untheilbares Ganze bildet. Es ist aber nicht das Massiren allein — denn das kann am Ende Jeder, der Geld genug dazu hat — sondern die kunstsinnige Anordnung ist es, das von innerem geistigen Leben beseelte, vom heiligsten Feuer der Kunst durchströmte poetische Schaffen, welches hier den Beschauer begeistert und zur mächtigsten Bewunderung hinreißt. In jedem einzelnen dieser massirten Kunstwerke durchwandert man einen vollständigen Cyklus der Kunstlehre, man macht gewissermaßen einen praktischen Kursus ihrer Doktrinen, man empfindet das bestimmte Gefühl geistiger und poetischer Befriedigung, ein Gefühl, das kein Vereinzeltes hervorzurufen im Stande ist, und darin dürfte vornehmlich der Unterschied zwischen den in München und anderwärts aufgehäuften Schätzen bestehen. Während zum Beispiel in Berlin das erst jung Begonnene, in Dresden wieder das Chaotische, oft Mikrologische vorherrscht, während in Wien viel, sehr viel für verständige Zusammenstellung gethan ist, trägt in München diese Zusammenstellung und sinnige Anordnung einen in höchster Vollendung ausgeprägten Charakter. Die Ursachen liegen nahe. An andern Orten erblickt man Geschaffenes und erkennt die Hand des Schaffenden, in München aber sieht man eine Schöpfung und gewahrt überall den Schöpfer; jener gleicht einem

Koryphäus der Kunst, dieser ist ihr souverainer Fürst, ihr unumschränkter, preisgekrönter Beherrscher! — Um welchen Preis diese Schöpfung hervorgerufen wurde, daran darf man freilich nicht denken, und am wenigsten hat der Ausländer danach zu fragen. — Nach dieser Auseinandersetzung wird es erklärlich seyn, weshalb ich mich schlechterdings nicht darauf einlassen kann, in irgend eine Beschreibung von Details einzugehen.

Von Militair-Etablissements haben wir folgende in Augenschein genommen: Das Zeughaus mit dem Waffensaal, die Werkstätten, die Salpeterraffinerie, das Exerziren einer Batterie nach dem Zollerschen System — der Herr General war abwesend — den Schießplatz der Artillerie und das Laboratorium. Alle diese Etablissements wurden uns mit Bereitwilligkeit und vieler Höflichkeit gezeigt.

Einem interessanten Schauspiele wohnten wir auf dem Volkstheater in der Vorstadt Au bei. Die Dilettanten dieser Vorstadt waren mit einem Akteur und einer Aktrice von Profession in Verbindung getreten und hatten die Erlaubniß erhalten, drei Vorstellungen zum Besten der Armen zu geben. Die Bühne ist eine grüne Wiese, die Dekorationen sind frische Tannenbäume, der Vorhang besteht aus hölzernen mit Baumzweigen beflochtnen Rahmen als Setzstücke, welche jedesmal weggenommen werden, wenn ein Akt in die Szene gehen soll. Man gab: „Graf Waltron, oder die Subordination", Originalschauspiel in vier Akten. Die Szene stellte ein Feldlager vor mit Zelten, Biwaks, Marketenderbuden ꝛc., den Hintergrund bildete ein künstlich ge-

pflanzter Wald. Die Soldaten trugen Baiersche Uniform, die Offiziere aber, so wie die lebendige und wahrscheinlich mit Privatpferden beritten gemachte Kavallerie, waren im Theaterkostüm. — Kapitain Graf Waltron prononcirt sich im ersten Akt als ein Hitzkopf, vergreift sich im zweiten an seinem Obersten, der zugleich sein Schwager ist, wird im dritten vor ein Kriegsgericht gestellt, und soll im vierten Akt erschossen werden. Schon tritt das Exekutions-Kommando auf, es erfolgt ein tragischer Abschied von Frau, Kind, Schwager, Feldwebel und Soldaten, wobei die Moral in Strömen fließt, schon verbindet Inkulpat sich die Augen, denn er will als Held sterben und selber „Feuer!“ kommandiren — da fällt ihm ein, daß er noch irdische Güter zu vertheilen habe; so bekommt denn der Eine die Börse, der Andre die Tabacksdose, der Dritte dies, der Vierte das, und der Profoß — pfui! daß diese Charge in einer deutschen Armee, und wäre es auch nur auf dem Theater, noch existiren kann! — wird zum **Executor testamenti** ernannt, wobei Frau Gemahlin, welche mittlerweile in einer eleganten Chaise mit Vieren lang gespannt, mit Kutscher, Jäger und Bedienten, im Sammethut mit wallenden Federn angelangt ist — stillschweigend die Hände ringt. Endlich nach langem Würgen knacken die Hähne, da erschallen Trompeten, Trommeln, Waffengeklirr, es erfolgt Schießen, Hauen und Stechen, „Adjutanten fliegen, Dragoner rasseln in den Feind“, ein Prinz kommt zu Pferde geritten, bringt Pardon, umarmt den Grafen, der Soufleur aber kriecht als Troglodyt aus seiner Höhle, zündet rothes Brillantfeuer an, womit das Originalschauspiel in Fried' und Freude endet. — Aber Scherz bei Seite! das Stück ist nicht ohne

Moral, sonst würde es auch wohl schwerlich in München die Censur passirt haben, und die guten Leute thaten ihr Mögliches. Dazu war es ein angenehmer Nachmittag, es durfte geraucht und Bairisch Bier dazu getrunken werden; kurz, man amüsirte sich vortrefflich und wahrscheinlich besser als das Hof-Publikum heute in Herrn Bellini's eben so kunst- als langweiligen „Puritanern".

Einen Genuß andrer Art gewährte uns die Besichtigung der Glasmalereien der Herren Boisseree und Bertram, welche durchaus eine nähere Beschreibung verdienen. — Man läßt durch den Lohnbedienten sich melden, und obgleich diese Sammlung Privateigenthum ist, so wird der Zutritt jedem anständigen Fremden mit Vergnügen gestattet, und zwar in den Mittagsstunden, am besten bei hellem Sonnenschein. In einem eleganten, aber verfinsterten Zimmer ist das breite Fenster mit einem Rahmen versehen, worin nach und nach Glasbilder eingesetzt werden, welche dadurch transparent erscheinen. Die Bilder sind meist aus der biblischen Geschichte nach den besten Originalen gemalt, die Glasplatten aber nicht etwa aus einzelnen Stücken mit Blei zusammengeflickt, sondern bestehen aus einer einzigen Glastafel von beinahe drei Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite, so wunderschön gemalt, wie nur der geschickteste Miniaturmaler auf Elfenbein oder Porzellan es leisten kann, und die Farbenpracht ist so unbeschreiblich schön und lebhaft, daß keine Feder es zu schildern im Stande ist. Während nun die Bilder in den Fensterrahmen gewechselt werden, begiebt sich die Gesellschaft in ein Nebenzimmer, wo mittlerweile andre Bilder auf ähnliche Weise aufgestellt sind. Auf diese Art finden vier bis fünf

Wechselungeu im Laufe einer höchst genußreichen Stunde Statt. Wäre der Inhaber dieser einzig schönen Sammlung etwas weniger kühl und abstoßend, so würde der Genuß noch größer seyn. In seiner Fabrik sollen nur zwei Menschen in das eigentliche Geheimniß des Brennens eingeweiht seyn, welche fortwährend an neuen Bildern arbeiten, so daß die Sammlung mit jedem Jahre sich noch vergrößert. Ich kann versichern, daß Alles, was ich bisher in Köln, Straßburg, Mailand, Marienburg, ja in München selbst von Glasmalereien gesehen habe, sich auch nicht im Entferntesten mit den Arbeiten aus der Fabrik der Herren Boisseree und Bertram vergleichen läßt. Man wundert sich, daß der für die Kunst so heißentbrannte König diese Sammlung noch nicht an sich gekauft hat; allein der geforderte Preis soll zu enorm seyn, und das will hier etwas sagen!

In andrer Weise interessant ist der Besuch der Erzgießerei des Herrn Professor Stiegelmayr, der so artig war, uns in Person herumzuführen. So eben war die berühmte Reiterstatüe Maximilians I. ausgestellt, aus Kanonen von „Navarin" gegossen. Sie ist 17½ Fuß hoch, und wiegt 220 Zentner. An der Oberfläche ist die Bronze nur einen halben Zoll dick, und nur die Füße des Pferdes sind massiv, um die Last sicherer zu tragen. Die Statüe hat in fünf Theilen gegossen werden müssen, nämlich das Pferd mit den Hüften des Reiters, der Oberkörper des letzteren, dessen Füße, und endlich der Schweif des Pferdes. Dieses Kunstwerk ist eins der schönsten Meisterstücke der neuern Gieß- und Ziselirkunst nach einem Modell von Thorwaldsen in Rom, und kostet 100,000 Gulden. Es wird auf dem Wittelsbacher

bacher Platz zu stehen kommen, das Piedestal ist bereits dazu errichtet. In Hrn. Stiegelmayr's Atelier war ein junger Mann so eben beschäftigt, ein kleines Modell nach dem großen Original zu formen, das späterhin ebenfalls in Bronze gegossen werden soll. — Hier sahen wir auch drei kolossale Statüen Baierscher Fürsten in Erz gegossen und im Feuer vergoldet, welche nebst noch neun ähnlichen für den Thronsaal des neuen „Königsbaues" bestimmt sind, welche den Thron umgeben werden. Jede dieser Statüen hat beinahe doppelte Manneshöhe; das bloße Goldmaterial — denn bekanntlich kann nur das reinste Dukatengold dazu genommen werden — hat für jede einzelne Figur 500 Dukaten betragen, und das kleinste Versehen bei der Arbeit reicht hin, die ganze Vergoldung null und nichtig zu machen. Die bloße Vergoldung dieser zwölf Statüen wird also — wenn kein Unfall sich ereignet — 20,000 Thaler kosten. Ueberhaupt muß man hier in München für den Werth des Geldes einen ganz aparten Maßstab anlegen, wobei die Rechnungseinheiten Millionen oder mindestens Hunderttausende sind, so daß, was anderwärts schon eine bedeutende Summe seyn würde, hier zur verächtlichsten Scheidemünze herabsinkt. Darum soll auch ein Engländer, als er diese Riesenbauwerke sah, gemeint haben, daß man sonst wohl aus Steinen Gold zu machen versucht hätte, hier aber die Kunst verstände, Gold in Steine zu verwandeln. Anmaßendes Volk, diese Engländer! als ob es sie etwas anginge, woher in Baiern das Geld kommt! — Noch muß ich bemerken, daß wir in Herrn Professor Stiegelmayr's Atelier auch das Modell des „Schillerdenkmals" gesehen haben, das dieser große Meister für Stuttgard gegossen hat, wodurch wir wenigstens

in etwas für den Verlust, Stuttgart nicht gesehen zu haben, entschädigt worden sind.

Nicht minder interessant war der Besuch des Schwanthalerschen Bildhauer-Ateliers. Wir sahen hier die für „Walhalla" bestimmten kolossalen Büsten und das Modell der riesigen „Bavaria", welche bei München aufgestellt werden soll. Das bloße Modell dieses schönen Frauenbildes mit dem Löwen neben sich, ist 10 Fuß hoch, die in Erz zu gießende Statüe selbst wird aber 54, sage: vierundfunfzig Fuß hoch werden und auf ein Postament von 22 Fuß Höhe zu stehen kommen. Ja freilich, gegen solche Giganten sieht unser „großer Kurfürst" auf der langen Brücke zu Berlin wie ein bleierner Weihnachtsreiter aus! Aber der große Schlüter braucht sich deshalb nicht im Grabe umzudrehen, denn den wahren Ruhm mißt kaum die befangene Gegenwart, geschweige denn die richtende Nachwelt mit dem Klafterstock. — Bei dieser Gelegenheit wäre es am Ort, auch über die Neubauten Einiges zu sagen, doch ich bekenne darin meinen Ungeschmack. Der große Schlüter verstand bekanntlich die Kunst, aus der Erde heraus zu bauen, wofür dessen Bauwerke in Berlin redendes Zeugniß geben; die modernen Baumeister scheinen sich das entgegengesetzte Ziel gesteckt zu haben und bauen in die Erde hinein, und dem nämlichen Grundsatze scheint man auch in München zu huldigen; von dem neuen Postgebäude behauptet man sogar, die Straße habe später vertieft werden müssen, um die Façade zu lüften, doch mag dies wohl ein Anekdötchen seyn. Die Münchner Neubauten tragen überhaupt einen ganz eigenthümlichen Charakter, an den das Auge sich schlechterdings erst gewöhnen muß;

auf den ersten Anblick glaubt man lauter byzantinische Kasernen zu sehen, bei näherer Betrachtung finden sich aber die Schönheiten gewiß.

Wir besuchten die Ateliers der Herren Ertel und Sohn, wo mathematische Instrumente aller Art verfertigt und Maschinen gebaut werden. Wir sahen hier einen köstlichen Spiegelkreis zum Repetiren der Winkel für trigonometrische Zwecke und viele andre schöne Instrumente. Herr Ertel ist zugleich der Meister, welcher die süperbe Bohrmaschine für die K. K. Stückgießerei in Wien gebaut hat.

Gegen Abend suchten wir die Werkstatt des berühmten Frauenhofer auf, der leider! zu früh gestorben ist und dessen umfassendes Geschäft jetzt den Hrn. Mertz an seiner Spitze sieht. Die Aufnahme fanden wir ein wenig kühl, und nur mit Mühe gelang es, das Schleifen der Glaslinsen zu sehen, wobei es schien, als ob man uns über die Hauptsache keine befriedigende Auskunft geben wollte. Dagegen zeigte man uns zwei Riesen-Refraktoren, mit deren Hülfe eine fein gedruckte Adreßkarte, welche mehre hundert Schritt entfernt an dem Giebel eines Hauses befestigt war, ohne Schwierigkeit so deutlich zu lesen war, als hätte man sie dicht vor dem Auge. Um nicht ganz mit leerer Hand zu scheiden, kaufte ich eine kleine Lorgnette, fand aber die Preise weit theurer als in Paris bei Herrn Soleil.

Auch den Besuch der Porzellanfabrik rathe ich nicht zu versäumen. Man findet dort ausgezeichnete Malereien, ob sie aber den Vorzug vor der Berliner

Arbeit verdienen, ließe sich nur entscheiden, wenn man beide neben einander hielte; die Preise sind wenigstens bedeutend höher als in Berlin. — Auch recht schöne Kaufläden giebt es in München, welche alle erdenkliche Gegenstände des Luxus und der Mode zum Verkauf stellen, und dabei ziemlich geschmackvoll aufgeputzt. Die Tabackraucher wird es interessiren zu erfahren, daß man hier wunderschöne Pfeifen, namentlich Ulmer Köpfe zu sehr mäßigen Preisen bekommt. Das öffentliche Leben ist dagegen in München nichts weniger als wohlfeil, und wer das Gasthaus zum „goldnen Kreuz" vermeiden kann, thue es doch ja!

Ich habe mir zwar vorgenommen, in Einzelnheiten über die hiesigen vielen Bau- und Kunstschätze nicht einzugehen, um Niemand in seinem Urtheil vorzugreifen, und deshalb auf das schätzbare Handbuch des Hrn. Dr. Förster verwiesen; allein es ist mir nicht möglich, den hohen Genuß zu verschweigen, den uns der Besuch der Allerheiligen-Kapelle gemacht hat, ein Eindruck, der auf ewige Zeiten meinem Auge und meinem Gemüth eingeprägt bleiben wird.

Die Allerheiligen-Kapelle bildet einen Theil des großen Schloßbaues und liegt mit ihrer Hauptfaçade — in Giebelform — gegen Osten. Die Kapelle ist nach dem Muster der byzantinischen Kirchen des eilften Jahrhunderts gebaut, jedoch ohne Kuppel, und im Jahre 1826 angefangen. Das Innere ist ein viereckiger Raum von 165 Fuß Länge (Tiefe), 100 Fuß Breite und 80 Fuß Höhe. Schon die äußere Façade ist auf das Edelste verziert und das Portal mit schönen religiösen Skulptu-

ren geschmückt. — Den Eintretenden umfängt sogleich das Gefühl einer stillen Andacht, hervorgerufen durch ein magisches Halblicht, das durch die obern Seitenlogen der Emporen über das Schiff der Kirche ausgegossen ist, ohne daß sein Glanz das Auge trifft oder gar blendet, eine eben so wohlthätige als wundersam ergreifende Wirkung. Acht Säulen von buntem Marmor und vier Pfeiler tragen die Emporen, welche sich über beide Seitenschiffe des Hauptschiffs erheben. Alle Wände sind von Stuckmarmormosaik, die Kapitäler der Säulen reich vergoldet, alle Pfeiler, Bänder 2c. mit Gold und Verzierungen reich geschmückt, und alle obern Räume mit Gemälden angefüllt. — Der Inhalt dieser größten und vielleicht einzigen Kunstschöpfung der neuern und ältern Zeit umfaßt die Geschichte der christlichen Religion vom ersten Schöpfungstage bis zur Verklärung des Erlösers in einer Reihe von Freskogemälden, sämmtlich auf Goldgrund gemalt, was eine unübertrefflich schöne und erhabene Wirkung hervorbringt. Der hintere Theil des mittleren Kirchenschiffs oder die sogenannte erste Kuppel enthält das alte Testament, und als dessen Mittelpunkt Jehovah (Gott Vater); die zweite Kuppel enthält das neue Testament, und als dessen Mittelpunkt den Heiland (Gott Sohn), die Chor-Nische aber die Fortwirkung der göttlichen Offenbarung (Gott heiliger Geist), so daß diese drei Haupteintheilungen zugleich die ganze christliche Lehre der Dreieinigkeit symbolisch darstellen. Giebt es wohl einen mehr sinnigen, mehr erhabnen Gedanken, eine tiefer begründete, vollendetere und in sich reiner abgeschlossene religiöse Idee? — — Mögen auch dem großen Haufen der Kirchengänger diese tief gedachten Be-

ziehungen entgehen, möge selbst der gebildete Christ sie erst nach langer, ernster Beschauung erkennen, desto höher wird der Geist dieser Symbolik ihn entflammen, desto inniger seine Seele durchschauern, desto mächtiger ihn zur Verehrung und Bewunderung hinreißen! Und während sein entzücktes Auge auf diesen Meisterbildern ruht, empfindet sein tiefstes Gemüth eine unnennbare geistige und religiöse Befriedigung, eine Erhebung der Seele, die ihn zu den ernstesten Betrachtungen stimmt, zur stillen Anbetung auffordert, so daß er unwillkührlich die Hände faltet und spricht: „Ich befinde mich im Tempel des Herrn!“ — Möge er sich bekennen, zu welchem Glauben er wolle, möge er einer Konfession angehören, welche es auch sey: wenn er nur ein Christ sich nennt, so werden jene Gefühle ihn durchströmen, und alle äußern Formen der Gottesverehrung werden in dem alleinigen, einigen und untheilbaren Gedanken zusammenfließen: „Wo Du auch weilest, Du bist in dem Herrn!“ —

In eine nähere Beschreibung dieses höchsten christlichen Kunstwerks darf ich nicht eingehen, weil meine armselige Schilderung doch nur todte Vorstellungen liefern könnte. Darum: Gehet selbst nach München, betretet mit Ehrfurcht die Allerheiligen-Kapelle, schwelgt in dem Hochgenuß der Anschauung, erstarkt Eure Seele an der Geschichte der christlichen Liebe, und verlasset die heilige Stätte nicht ohne stille Dankbarkeit gegen den Königlichen Schöpfer dieses in der weiten Christenheit noch unübertroffenen Kunstwerks!

Schlußwort.

Ich lege hier die Feder aus der Hand, denn was ich über meine weitere Rückreise von München bis in meine Garnison noch sagen könnte, würde im Vergleich mit dem Bisherigen fast bis zur Unbedeutendheit herabsinken. Am liebsten vergliche ich meine ganze Reise mit einem großen schönen Ringe, der mit buntfarbigen, theils ächten, theils unächten Steinen verziert ist und sein Ende in seinen Anfang zurückbiegt. Von diesen bunten Steinen vergleiche ich wieder mein liebes Gmünd dem lichtblauen Saphir, als Sinnbild deutscher Treue und Redlichkeit, das prächtige Turin mit dem Purpurglanze des strahlenden Rubins, das kunstsinnige München mit einem Solitair erster Größe, dessen künstlich geschliffne Facetten in tausend bunten Farben des Prisma spielen, je nachdem die Beleuchtung ist; die schmutzige Lombardei endlich mit den falschen Diamanten in den Kronen der Theaterprinzessinnen, welche nur den Nichtkenner täuschen oder den Gimpel blenden können; dich aber, mein theures Preußenland, vergleiche ich dem silberhellen Krystall vom reinsten Wasser, worin die Bür-

gertugenden eines treuen Volkes sich abspiegeln in den Fürstentugenden des geliebten Herrschers!

Ich könnte freilich noch von Ingolstadt erzählen, und sagen, daß hier der Bau der neuen Festung rüstig vorschreitet, welche nach wenigen Jahren Baierns Hauptwaffenplatz an der mittlern Donau seyn wird; daß auch dieser Bau ein Kunstwerk in seiner Art ist, wo zwei geschickte Ingenieurs: die Generale v. Streiter und v. Becker, sich über der Donaubrücke, welche Ingolstadt die Festung mit Ingolstadt dem Brückenkopfe verbindet, brüderlich die Hand geboten haben, und weshalb auch deren Statüen über den Thoren prangen werden nach der eignen sinnigen Anordnung König Ludwig's, der jegliches Verdienst zu ehren weiß, und zugleich eine Auszeichnung, die zweien lebenden Ingenieurs schwerlich schon anderwärts zu Theil geworden seyn möchte. — Ich könnte ferner von Nürnberg erzählen, seinen Alterthümern, Schnitzwerken und Pfefferkuchen. — Auch von Leipzig könnte ich erzählen, wo grade Messe und viele Juden zum Schacher versammelt waren. Aber meine dürren Berichte würden nicht munden wollen; darum besser! ich breche hier ab, damit meine Mittheilungen nicht absterben wie ein Greis, der sich überlebt hat, oder gar an der sandigen Weichsel ausgehen wie ein Licht.

Aber von dem Eintritt in mein geliebtes Preußenland kann ich nicht schweigen; ich muß erzählen, mit welcher unendlichen Freude wir den „schwarzen Adler" wieder begrüßten, als einen theuren langentbehrten Freund, unter dessen schirmendem Fittig das Land blüht und ge-

deiht, und der Segnungen sich freut, welche der gerechteste, weiseste und gütigste Monarch, der liebevollste Vater seiner treuen Kinder, über Alle verbreitet, die Seine Zeichen führen. „Sey uns gegrüßt" — riefen wir aus — „sey uns tausendmal gegrüßt! Wir haben viel Schönes gesehen, manche reiche Erfahrung eingesammelt mit fleißiger Hand; wir haben viele gute Menschen kennen gelernt und viel Gutes von ihnen genossen. Das Alles erkennen wir mit dankbarem Herzen, werden lange noch in frohen Rückerinnerungen schwelgen — aber Gottes milde Sonne scheint doch nirgends so hell und schön als da, wo sie unsre Wiege zuerst beschienen hat!"

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Decker, Carl <<von>>,

Mittheilungen einer Reise durch die südlichen Staaten des deutschen Bundes,
einen Theil der Schweiz, Tyrol, die Lombardei, und durch Piemont bis
Genua im Sommer 1839

Berlin, Posen und Bromberg 1840

40.7208
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702586-2